

GOETHE-FORSCHUNGEN

VON

WOLDEMAR FREIHERR von BIEDERMANN.









Hochachtungsvoll
überreicht vom Verleger

Gottfried Loening.



GOETHE-FORSCHUNGEN.



GOETHE-FORSCHUNGEN

VON

WOLDEMAR FREIHERR VON BIEDERMANN.



FRANKFURT A/M.
LITERARISCHE ANSTALT
RÜTTEN & LOENING.
1879.



Druckerei von August Osterrieth in Frankfurt a. M.



Vorwort.



Einige der von mir in Druck aber nicht in Buchhandel gegebenen Schriftchen zur Goethe-Literatur finden sich in andern veröffentlichten Schriften angeführt, und dieser Umstand ist Ursache gewesen, dass ich manchmal um Mittheilung solcher Privatdrucke angegangen worden bin und leider war ich in Mangel übriggebliebener Exemplare nicht immer im Stande, solchen Wünschen zu entsprechen. Andere, ebenfalls hier und da citirte Aufsätze zur Goethe-Literatur habe ich zwar durch den Buchhandel Jedermann zugänglich gemacht, aber mittels einer Zeitschrift, welche nicht ein Fachblatt für Literatur ist, so dass dieselben Vielen, die sich dafür interessirten, fremd geblieben waren und mir daher das in meinem Besitz befindliche Exemplar der bezüglichen Nummern des Blattes wiederholt zur Einsichtnahme abverlangt worden ist.

Diese Erfahrungen mögen die folgende Sammlung meiner kleinen Schriften zur Goethe-Literatur umsomehr rechtfertigen, als dieselben grossentheils umgearbeitet worden sind, um sie auf die Höhe der fortgeschrittenen

Wissenschaft zu bringen; auch haben noch nicht gedruckte Aufsätze sowie noch nicht veröffentlichte Stücke von Goethe — ein Gedicht und mehrere Briefe — darin Aufnahme gefunden.

Zu den einzelnen Nummern ist zur Orientirung Folgendes zu bemerken:

I. 1. Das Original des bisher ungedruckten Gedichts an Charlotte von Schiller befindet sich in meinem Besitz.

I. 2. Das Gedicht an Christine von Ligne habe ich »zur kleinen Erbauung der stillen Gemeinde am 22. März 1860« in wenigen Exemplaren drucken lassen und vertheilt. Es ist dann im III. Theil der Hempel'schen Ausgabe von Goethe's Werken und darauf in andern Goethe-Ausgaben wieder abgedruckt.

Sämmtliche Aufsätze des II. Abschnitts und die des III. mit Ausnahme von »Mahommed«, »Prometheus« und »Nausikaa« gehörten zu einer Reihe von Aufsätzen, die unter der Ueberschrift »Quellen und Anlässe einiger dramatischer Dichtungen Goethe's« in der »Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung« 1860, 1861 und 1874 erschienen.

II. 1. »Satyros« stand daselbst 1874 Nr. 40, ist aber hier mit Rücksicht auf neuere Erörterungen über das Drama umgearbeitet.

II. 2. »Stella«. Zwei Aufsätze der »Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung« 1860 Nr. 104 und 1874 Nr. 39 waren wenig mehr zu gebrauchen, nachdem neuerdings sehr ausführliche Untersuchungen über dieses Schauspiel erschienen sind, denen gegenüber auch der gegenwärtige keine Bedeutung beansprucht.

II. 3. »Claudine von Villabella« aus der »Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung« 1874 Nr. 40 ziemlich unverändert abgedruckt, desgleichen

II. 4. »Der Triumph der Empfindsamkeit« aus Nr. 72 von 1860,

II. 5. »Proserpina« aus Nr. 74 ebenda,

II. 6. »Iphigenie« aus Nr. 33 von 1861 und

II. 7. »Vorspiel auf dem Theater zu Faust« aus Nr. 73 von 1860 desselben Blattes.

III. 1. »Belsazar« stand ebenda in Nr. 76 von 1861, ist aber hier erweitert.

III. 2. »Mahommed« bisher ungedruckt.

III. 3. »Prometheus« war der Erstling meiner Goethe-literarischen Thätigkeit in den »Grenzboten« von 1855, aber ein verunglückter, wie ich schon 1869 in der Recension der drei ersten Bände der Hempel'schen Goethe-Ausgabe (1870 als besondere Schrift unter dem Titel »Zu Goethe's Gedichten« erschienen) unter feierlichem Widerruf jener ersten Arbeit erklärt habe. Der hier abgedruckte Aufsatz ist im Wesentlichen neu.

III. 4. »Elpenor« ist — abgesehen von Zuthaten geringeren Belangs — die Ineinanderarbeitung des Aufsatzes in Nr. 68, 69 und 70 der »Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung« von 1860, des Nachtrags hierzu in Nr. 35 von 1861 und des ergänzenden Aufsatzes in Nr. 39 von 1874 der gedachten Zeitschrift.

III. 5. »Nausikaa« neu.

III. 6. »Der Zauberflöte zweiter Theil« aus Nr. 40 mehrgenannten Blattes von 1874.

III. 7. »Trauerspiel in der Christenheit« ist die Zusammenarbeitung der Aufsätze aus den »Grenzboten« von 1857 I. Sem. Nr. 26 und aus der »Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung« von 1861 Nr. 34 sowie von 1874 Nr. 39 nebst Zugaben.

IV. 1. Die Grundlage von »Goethe und Nicolai« bietet die »Anekdote zu den Freuden des jungen Werther«, die von mir 1862 zuerst an den Tag gebracht wurde; mit diesem Erstlingsrecht wolle man die Erlaubniss für erkauft ansehen, den gegenwärtigen Aufsatz hier abzudrucken, der nichts ist, als eine Zusammenstellung aller, nunmehr bereits durchgängig bekannter Beziehungen Goethe's zu Nicolai.

IV. 2. »Goethe und Die von Fritsch« stand mit der Überschrift »Goethe's Verkehr mit Gliedern des Hauses der Freiherren und Grafen von Fritsch« in Nr. 15, 16 und 17 der »Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung« von 1868 und wurde privatim in Separatdruck ausgegeben. Hier erscheint diese Monographie nicht nur in mehreren Daten berichtigt, sondern auch durch Aufnahme später bekannt gewordener Briefe an Glieder jenes Hauses und andres vermehrt.

Lediglich Privatdrucke waren und sind fast unverändert hier wiederholt:

IV. 3. »Goethe und Christian Gottlob von Voigt der Jüngere« zu Goethe's 122. Geburtstagsfeier (1871) mitgetheilt;

IV. 4. »Goethe mit Friedrich Krug von Nidda und in Tennstädt« mit wenig anders lautendem Titel Theilnehmenden zum Wolfgangstag 1873 zugestellt, sowie

IV. 5. »Goethe und die Fikentscher« dem Freien Deutschen Hochstift in Goethe's Vaterhaus in Frankfurt zum Wolfgangstag 1878 gewidmet.

V. 1. »Goethe's Recensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen« führt den Nachweis aus, den ich in der Einführung zum 29. Theil von Hempel's Ausgabe der Werke Goethe's zuerst angedeutet und dann im IV. Bande des »Archivs für Literaturgeschichte« ausführlicher entwickelt hatte, dass jene in Goethe's Werke aufgenommenen Recensionen zum Theil nicht von Goethe herrühren, und unternimmt des Weiteren die Ermittelung von Goethe's Verfasserschaft.

V. 2. »Goethe's Briefwechsel und die 1868 veröffentlichten Briefe an Voigt« ist eine in den ersten drei Stücken aus der »Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung« von 1868 Nr. 52, 53 und 54 fast unverändert wieder abgedruckte Recension, der nur unter IV. ein Nachtrag angehängt ist, welcher die spätern Erscheinungen im Bereich der Goethe'schen Briefwechsel berücksichtigt.

V. 3. »Elisabeth Goethe« aus Nr. 41 der »Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung« von 1872 unverändert, nur mit ein paar unbedeutenden Ergänzungen abgedruckt.

V. 4. »Reimstudie« ist ein in einem literarischen Verein gehaltener Vortrag, der bereits in der »Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung« von 1875 Nr. 79 abgedruckt war und hier unverändert wiederholt ist.

Bezüglich der in der VI. Abtheilung untergebrachten Berichtigungen und Nachträge zu »Goethe's Briefen an Eichstädt«, zu »Goethe und Dresden«, sowie zu »Goethe

und das sächsische Erzgebirge« bedarf es keiner Bemerkungen und ist nur zur Entschuldigung, dass dergleichen nicht auch zu »Goethe und Leipzig« sowie zu den Anmerkungen des 27. und des 29. Theils der Hempel'schen Ausgabe von Goethe's Werken aufgenommen worden sind, anzuführen, dass die Menge des zu »Goethe und Leipzig« Nachzutragenden zu bedeutend ist, als dass anders als durch Neubearbeitung des Buches zu helfen wäre, während von Hempel's Goethe-Ausgabe eine neue Auflage zu erwarten sein dürfte, worin Nachgesammeltes bessere Unterkunft finden würde.

Schliesslich möchte ich erwähnen, dass das Manuscript gegenwärtiger Schrift bereits abgeschlossen war, als mir Scherer's »Aus Goethe's Frühzeit« zuging und ich lediglich Gelegenheit nehmen konnte, über den darin behandelten »Satyros« einen Nachtrag gehörigen Orts einzuschalten.



Inhalt.

Seite



I. Zwei Gedichte Goethe's.



I. GOETHE AN FRAU VON SCHILLER.

Wallstein
Tragédie en cinq actes

Der du des Lobs dich billig freuen solltest,
O! guter Constant, bleibe still!
Der Deutsche danckt dir nicht; er weiß wohl was er will,
Der Franze weiß nicht was du wolltest.

d. 22. Feb. 1809. G.

Frau
Hofr. v. Schiller
[illegible]

Wie sehr Goethe den geistvollen Politiker, Redner und Schriftsteller Constant, Freund der Frau von Stael, schätzte, spricht er in den biographischen Aufsätzen zu den »Tag- und Jahresheften« (Abs. 418a der Hempel'schen Ausgabe) entschieden aus, deshalb berührte ihn um so unangenehmer dessen Missgriff in: »Wallstein, tragédie en cinq actes et en vers, précédée de quelques réflexions sur le théatre allemand et suivie de notes historiques par Benjamin Constant de Rebecque. A Genève 1809.« Constant hatte einen guten Theil seiner Jugendbildung in Deutschland genossen und war tief genug in deutschen Geist eingedrungen, um die Schönheiten des Schiller'schen »Wallenstein« vollkommen würdigen zu können; er setzt dieselben auch in den »réflexions« mit vielem Verständniss auseinander, andrerseits aber erklärt er es für eine Unmöglichkeit, diese Trilogie dem französischen Publicum unverändert vorzuführen. Er kürzt daher dieselbe nicht nur auf das Mass einer gewöhnlichen französischen Tragödie und giesst den frei sich bewegenden deutschen Bühnenvers in den gebundenen Alexandriner um, sondern verschmilzt auch mehrere Personen in Eine, streicht eine grosse Zahl ganz, tilgt die feinsten und zartesten Situationen, ändert die meisten Motive und macht durch alles dies aus Schiller's Wallenstein ein sowol den Deutschen wie — trotz gefügiger Anschmiegung — den Franzosen unerfreuliches Werk.

Die Adresse wie die Verse des Briefchens an Frau von Schiller sind getreu nach der Urschrift — nur dem Raumverhältniss entsprechend etwas verkleinert — gedruckt.



2. Goethe an Christine von Ligne.

Ein klein Papier hast Du mir abgewonnen,
Ich war auf grösseres gefasst;
Denn viel gewinnst Du wohl worauf Du
nicht gesonnen,
Worum Du nicht gewettet hast.

Töplitz, den 2. September 1810.

Goethe.

Der mit Goethe befreundete Fürst Karl von Ligne hatte eine Tochter Christine, geboren am 4. Januar 1788 und nachmals von ihm legitimirt, wobei ihr der Name »von Ligne« verliehen wurde. Sie vermählte sich am 6. November 1811 mit dem Grafen O'Donnell von Tyrconnell, welcher am 1. December 1843 als k. k. Kämmerer und Feldmarschallieutenant starb; sie ist die Mutter des k. k. Kämmerer, Oberst und Flügeladjutant Maximilian Graf O'Donnell von Tyrconnell, der bei dem Mordanfall auf Kaiser Franz Joseph am 18. Februar 1853 den Mörder zuerst ergriff und seine Unthat zu vollenden hinderte.

Christine von Ligne hatte nun in Teplitz 1810 mit Goethe eine Wette gemacht, die dieser verlor. Den bedungnen Preis schickte er in einem Guldenzettel, auf dem die vorstehenden Reimzeilen geschrieben waren und den die Gewinnerin achtlos einsteckte. Erst als sie in Begriff stand, das Papier auszugeben, entdeckte sie das darauf Geschriebene, und nun wurde selbstverständlich der Guldenzettel nicht verwerthet, sondern als Schatz heilig bewahrt.

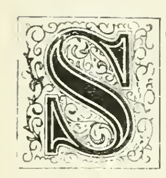


II. Quellen und Anlässe Goethe'scher Dramen.





I. Satyros.



Sehr verschiedene Ansichten sind noch über die Deutung des Goethe'schen Dramas »Satyros« verbreitet. Riemer (»Mittheilungen über Goethe« II, 535) lässt das Stück auf Christoph Kaufmann geschrieben sein; allein da soviel feststeht, dass es nicht später als 1774 verfasst ist, Goethe aber erst 1776 Kaufmann kennen lernte, so ergiebt sich das Unhaltbare dieser Angabe ohne Weiteres. Bergk (»Acht Lieder von Goethe«, S. 75) meint, im Waldteufel sei Wilhelm Heinse wie er leibe und lebe geschildert; Hermes soll Fritz Jacobi, Eudora seine Gattin, sowie Arsinoe und Psyche dessen Schwestern sein. Wie aber die Schilderung auf Heinse passen soll, ist unerfindlich. War dieser auch in seiner Einbildungskraft und in seinen Darstellungen von starker Sinnlichkeit, so war er es doch nicht im Leben; auch war er von weichem, zarten Wesen — kurz in jeder Hinsicht das Widerspiel des Satyros. Gervinus (»Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen« 2. Auflage IV, 530) sagt: »Wenn dieser [Satyros] nicht ein Stich auf Basedow's faunisches Wesen,

seine Reformationswuth und gotteslästerlichen Paradoxien sein soll, so weiss ich ihn nicht zu deuten.« Dem schliessen sich die Literarhistoriker Vilmar, Viehoff und Goedeke an. Düntzer (»Neue Goethestudien« S. 38 ff.) findet es unbegreiflich, wie Gervinus auf Basedow habe fallen können, den Goethe damals gerade habe kennen lernen und äusserst bewundert habe; er will den Satyros gar nicht auf eine bestimmte Persönlichkeit gedeutet haben sondern nur als Gegenstück zu Pater Brey gelten lassen. Hettner (»Geschichte der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts« III. Buch 1. Abschn. S. 171) bezieht ihn ebenfalls nur im Allgemeinen auf die Uebertreibungen der Anhänger Rousseau's. Aehnlich erblickt v. Loeper (»Goethe's Werke, Dichtung und Wahrheit« III, 358) im »Satyros« nur eine Satire auf eine Zeitrichtung, mittelbar auf Klinger und zum Theil auf Basedow; doch passt die Persönlichkeit des ersteren ebenfalls schlechterdings nicht zum Satyros, indem ihn Goethe in seiner Lebensgeschichte als von grosser, schlanker, wohlgebauter Gestalt, mit regelmässiger Gesichtsbildung schildert, als einen Jüngling, der auf seine Person hielt, sich nett trug und für das hübscheste Mitglied des Kreises gelten konnte, endlich als anziehend durch reine Gemüthlichkeit und ernsten Charakter. Strehlke (»Goethe's Werke«, Berlin, Hempel. VIII, 147) erkennt diese unbestimmten Deutungen zwar für unzulässig, erachtet aber das Räthsel für noch ungelöst.

Neuerdings hat Wilmanns (»Archiv für Literaturgeschichte« VIII, 227—299) in einer mühsamen und scharfsinnigen Abhandlung nachzuweisen gesucht, dass unter Satyros d'Alembert, unter dem Eremiten Rousseau und unter den übrigen Personen des Stücks andere, von ihm gleichfalls namhaft gemachte Personen der damaligen pariser

Gesellschaft zu verstehen seien. Es ist durchaus nicht die Absicht diese Arbeit hier kritisch vorzunehmen, um aber auch nur einiges darüber sagen zu können, erscheint es nöthig, zuvor die Stelle aus dem dreizehnten Buch von »Dichtung und Wahrheit« einzuschalten, in welcher Goethe des »Satyros« gedenkt und von welcher alle Deutungsversuche auszugehen haben; sie lautet:

»Er [Merck] machte mich nur auf Menschen aufmerksam, die ohne sonderliche Talente mit einem gewissen Geschick sich persönlichen Einfluss zu verschaffen wissen und durch die Bekanntschaft mit vielen aus sich selbst etwas zu bilden suchen; und von dieser Zeit an hatte ich Gelegenheit, dergleichen mehr zu bemerken. Da solche Personen gewöhnlich den Ort verändern und als Reisende bald hier bald da eintreffen, so kommt ihnen die Gunst der Neuheit zu Gute, die man ihnen nicht beneiden noch verkümmern sollte; denn es ist dieses eine herkömmliche Sache, die jeder Reisende zu seinem Vortheil, jeder Bleibende zu seinem Nachtheil öfters erfahren hat. — Dem sei nun wie ihm wolle, genug: wir nährten von jener Zeit an eine gewisse unruhige, ja neidische Aufmerksamkeit auf dergleichen Leute, die auf ihre eigene Hand hin und wieder zogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten und wenigstens in einigen Familien Einfluss zu gewinnen suchten. Einen zarten und weichen Zunftgenossen [Leuchsenring] habe ich im »Pater Brey«, einen andern tüchtigern und derbern in einem künftig mitzutheilenden Fastnachtsspiele, das den Titel führt »Satyros oder der vergötterte Waldteufel«, wo nicht mit Billigkeit doch wenigstens mit gutem Humor dargestellt.«

Zur Vervollständigung dieser Angaben ist noch die Zeit der Entstehung des Drama's festzustellen. In der

Ausgabe letzter Hand der Werke trägt es die Jahreszahl 1770, in der Darstellung in »Dichtung und Wahrheit« scheint es dem Jahr 1773 zugetheilt. Die Lösung dieses Widerspruchs muss unbedingt zu Gunsten des letztern Jahres ausfallen, da aus jenem frühern nirgends derartige »freche« Dichtungen erwähnt werden, dieselben vielmehr insgesammt den Jahren 1773 und 1774 angehören. Diesem letzten Jahre, in dem er zuerst genannt wird, könnte »Satyros« nunmehr auch unbedenklich zugetheilt werden, nachdem einmal die Jahreszahl 1770 als Irrthum, vielleicht nur als Druckfehler anerkannt werden musste; denn die Erzählung in »Dichtung und Wahrheit« weist nicht unzweifelhaft auf 1773.

Wilmanns versteht nun Goethe's Bericht über das Vorbild des Satyros so, wie es auch der Schreiber dieses stets verstanden hat, dass er nicht bloss ins Blaue hinein im Satyros einen Menschen der von Merck gekennzeichneten Art geschaffen, sondern einen bestimmten solchen Menschen dargestellt habe. Satyros ist auch viel zu scharf individualisirt, als dass man annehmen könnte, Goethe habe dabei nur eine abstracte Satire schreiben wollen. Gesetzt also auch, alle Deutungen auf eine bestimmte Person wären zu widerlegen, so würde man doch immer nur mit Strehlke sagen dürfen: die von Goethe gezeichnete ist noch nicht ermittelt — nimmermehr aber: Goethe habe eine ganze Classe von Nachahmern Rousseau's schildern wollen.

Man muss Wilmanns zugeben, dass er mit unendlichem Fleiss aus den Beziehungen zwischen Rousseau und d'Alembert alles zusammengesucht hat, was sich irgend auf Satyros und den Eremiten deuten liess und dass er bei diesen Deutungen meistens viel Geschick an den Tag gelegt hat, allein seine ganze Beweisführung beruht im Wesentlichen

nur auf der, wenn auch als möglich dargethanen, aber doch immerhin sehr kühnen Voraussetzung, dass Goethe den Inhalt von Rousseau's, viele Jahre nach Dichtung des Satyros erschienenen Confessions und manche andere, aus später veröffentlichten Briefwechseln bekannt gewordenen Verhältnisse gekannt habe und zwar nicht bloss im Allgemeinen, sondern bis ins Allereinzelste, — z. B. den Ausdruck chiffon, den Rousseau in den Confessions von einer ihm angeblich von d'Alembert entwendeten Schrift gebraucht. Dass in den Briefen der Julie Bondeli, die Leuchsenring etwa aus seiner Schatulle zum Besten gab, dieser Ausdruck über ein Werk Rousseau's vorgekommen sein sollte, dass dessen überhaupt irgend Jemand als eben nur Rousseau selbst sich bedienen konnte, ist ganz undenkbar. Aber es bleiben daneben noch manche Fragen zu beantworten, welche die unmittelbare Deutung auf Rousseau und d'Alembert höchst bedenklich erscheinen lassen. Würde Goethe, wenn er früher d'Alembert so herabgewürdigt gehabt hätte, wie Wilmanns es ihm schuldgiebt, in den Anmerkungen zu »Rameau's Neffen« sich so scharf gegen die Gegner desselben als »solche feindselige Naturen, die nur wider Willen entschiedene Vorzüge anerkennen«, sich geäussert haben? Würde er, wenn im »Satyros« der Schwerpunct auf Rousseau und seine Widersacher läge, von diesem Stück an der Stelle, an welcher er es erwähnt, und nicht vielmehr in Verbindung mit Rousseau gesprochen haben? Gehörte d'Alembert ferner zu den Talentlosen, von denen Goethe hier spricht? Findet sich eine Spur davon, dass er nöthig gehabt hätte durch zahlreiche Bekanntschaften erst aus sich etwas zu machen? Wo davon, dass er häufig seinen Ort verändert und als Reisender bald da, bald dort erschienen sei? Dass er in

Familien unlöblichen Einfluss zu gewinnen gesucht habe? Dass alle die hier gedachten Umstände nur auf »Pater Brey«, nicht aber auf »Satyros« sich beziehen sollten, ist eine auf gezwungene Auslegung gestützte Behauptung. Kurz, ohne absprechend erklären zu wollen, dass die Deutungen von Wilmanns unmöglich seien, muss ich doch sagen, dass sie mir unglaubhaft sind und dass noch zwingende äussere Bestätigungen abgewartet werden müssen. Fast noch weniger vermag ich zu Scherer's Ansicht (»Aus Goethe's Frühzeit« S. 43—68) mich zu bekennen, der im Satyros Herder erblickt. Die auf d'Alembert's Persönlichkeit bezüglichen Fragen, die ich als von Wilmanns noch zu beantwortende aufwarf, würde auch Scherer hinsichtlich Herder's noch in einer stärkere Ueberzeugung erweckenden Weise zu lösen haben, als er es jetzt versucht hat. Ja, es kommen noch neue hinzu: wie reimt sich die Rohheit des Waldbruders zu dem von Goethe bei Erzählung seiner ersten Bekanntschaft mit Herder hervorgehobenen »galanten und gefälligen Wesen«, dem »Weichen in seinem Betragen, das sehr schicklich und anständig war«, ingleichen mit dessen »unschätzbaren, einzigen Liebensfähigkeit und Liebenswürdigkeit«, die Goethe in den »Biographischen Einzelheiten« rühmt? Ist eine Verspottung Herders denkbar, da Goethe in seinen Briefen an denselben zwar oft verdrüsslich, aber nie höhnisch wird und er ausdrücklich bei Herder's Schilderung in »Dichtung und Wahrheit« über dessen Spöttereien erklärt, dass dieselben »einen anderen irre oder gar abwendig gemacht hätten«, und fortfährt: »mich aber rührte das nicht weiter, da ich von seinem Werth einen so grossen und mächtigen Begriff gefasst hatte, der alles Widerwärtige verschlang, was ihm hätte schaden können«? Dazu muss Scherer gleich Wilmanns zu

seiner Beweisführung Schriften benutzen, die später bekannt wurden, als »Satyros« entstand; so namentlich zum Theil Herder's »Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts«, vor allem aber den erst 1857 gedruckten Briefwechsel Herder's mit seiner Braut. — Nach alledem denke ich, Scherer selbst wird seine Aufstellung mehr nur für ein geistreiches Paradoxon ansehen.

Meinerseits halte ich mich an die Ansicht von Gervinus, dass Goethe beim Satyros Basedow im Sinne gehabt habe und begründe dies näher, indem ich zuvörderst den Gang des Dramas vorüberführe.

Das Fastnachtsspiel beginnt mit dem Selbstgespräch eines Einsiedlers, der die Stadt verlassen hat, um in der Einsamkeit der Anschauung der Natur zu leben. Ihn unterbricht der als ein Fremdling hinzukommende Satyros; er jammert, weil er bei einem Sturz das Bein gebrochen hat. Der Einsiedler nimmt sich seiner an, wofür er jedoch nur Grobheiten von dem rohen Wesen erntet.

Der zweite Act besteht nur aus einem kurzen Selbstgespräch des Satyros, der fortfährt sich über das Unbehagliche der Einsiedelei zu beklagen, sich über die Frömmigkeit ihres Bewohners und namentlich über die Anbetung des Crucifixes ärgert, letzteres herunterreisst und es fortträgt, um es ins Wasser zu werfen.

Der dritte Act hebt wieder mit einem Selbstgespräch des Satyros an, der auf dem Rasen im Schatten gelagert, sich wohl sein lässt, dann auf der Flöte bläst und singt. Dies lockt zwei Mädchen, Arsinoe und Psyche herbei, von denen die letztere sowol vom Spiel und Lied wie von der Person des Fremdlings berückt ist; Satyros umfängt Psyche mit heftiger Liebe, als die von Widerwillen gegen ihn ergriffene Arsinoe sich entfernt hat, um ihren Vater herbei

zu rufen. Arsinoe's Vater kommt; es ist der Oberpriester Hermes. Ihm und dem sich sammelnden Volke gegenüber brüstet Satyros sich mit seiner Nacktheit und seinem unsaubern naturwüchsigen Aeussern, indem er ungebundnes Leben und naturgemässe rohe Kost anpreist.

Im Beginn des vierten Actes beschwert sich Hermes, der dem Ansehen des Satyros sich unterworfen hat, über die Folgen der rohen Kastaniennahrung; Satyros kramt vor dem gläubigen Volk Naturweisheit aus; er wird als Prophet verehrt. Der hinzutretende Einsiedler, welcher ihn wegen der Misshandlung des Crucifixes zu Rede setzt, wird vom Volk als Gotteslästerer behandelt und zum blutigen Opfer im Tempel des Satyros bestimmt. Im fünften Act bedauert Eudora, das Weib des Hermes, den seinem Tod entgegensehenden Einsiedler, der jedoch nun mit ihr einen Plan verabredet, um das wahre Wesen des Satyros ans Licht zu ziehen.

Die Schlussscene spielt im Tempel; Satyros überlässt dem Volk, den Einsiedler zu opfern, indessen er sich entfernt, um mit Eudora verabredetermassen zusammen zu treffen. Der Einsiedler weiss die Vollstreckung des Opfers so lange hinauszuziehen, bis ein Schrei Eudora's die erwartete Katastrophe verkündet. Die Thüre des Seitengemachs, von welchem der Schrei drang, wird aufgesprengt und das Volk erblickt die gegen die Brunst des Satyros sich wehrende Eudora. Der Entlarvte begiebt sich hinweg, das seinen Werth vorgeblich nicht begreifende Volk verächtlich scheltend; der Einsiedler schliesst, auf die bethörte Psyche zielend: »Es geht doch wol eine Jungfrau mit.«

Mit dem Satyros, wie er sich nach diesem Auszug darstellt, wäre also Basedow zu vergleichen, selbstverständlich

zunächst nach derjenigen Schilderung, welche Goethe selbst im XIV. Buch von »Dichtung und Wahrheit« von ihm entwirft, aus welcher folgende hier einschlagende Züge hervorzuheben sind:

Basedow hatte ein unschönes Gesicht und vernachlässigte seine äussere Erscheinung;

durch grinsenden Spott reizte er auf und lachte höhnisch, wenn er Andere in Verlegenheit gesetzt hatte;

er wusste dagegen auch durch leidenschaftliche, grosse und überzeugende Beredsamkeit für sich einzunehmen, wurde seiner Geistesgaben wegen bewundert und war daher sehr gesucht; allein er fühlte den unruhigsten Kitzel Alles zu verneinen und sowol die Glaubenslehren, als die äusserlichen kirchlichen Handlungen nach eignen Grillen umzumodeln; auf eine harte Weise erklärte er sich vor Jedermann als den abgesagtesten Feind der Dreieinigkeit und verletzte dadurch die kaum gewonnenen Gemüther;

er verbreitete seine Ansichten über die Umgestaltung des Erziehungswesens auf seinen fortwährenden Reisen.

Neben diesen Andeutungen Goethe's über Basedow's Persönlichkeit ist die Charakteristik des Letzteren von Gervinus (a. a. O. V, 339. f.) zu vergleichen und daraus Folgendes zu bemerken:

Basedow erregte als Professor an der Ritterakademie zu Soroe Aergerniss durch seine Sitten und sein anstössiges Privatleben;

er trat Gegnern in Prophetenton entgegen;

er wirkte für naturgemässe Erziehung in dem Sinne Rousseau's und drang auf Abhärtung;

er besass die Gabe aufzuwiegeln.

Die hier gegebenen, in der Person des Satyros sich wiederfindenden Züge sind in ihrer Zusammenstellung zu

eigenthümlich, als dass angenommen werden könnte, sie hätten sich noch in einer zweiten bedeutenden Person zusammengefunden, oder Goethe hätte sie seinem Satyros beigelegt, wenn er ihn nicht hätte einem gegebenen Vorbilde ähnlich machen wollen. Derselbe ist überdies auch so individuell gehalten, dass er nicht, wie vielleicht die Hauptperson in »Hanswurst's Hochzeit«, als ein Repräsentant von Zuständen, sondern nur als Zerrbild einer bestimmten Person angesehen werden kann. Die entgegengesetzten Wirkungen, die Basedow auf ein und dieselbe Person in der Aufeinanderfolge hervorbrachte, sind indessen in dem Drama an zwei verschiedenen Personen gleichzeitig gezeigt: an Psyche und Arsinoe.

Es bleibt nunmehr nur noch zu erwägen, ob der Grund gegen die Deutung auf Basedow — Goethe's Bewunderung seiner guten Eigenschaften — durchschlagend genug ist, um dieselbe trotz der dafür sprechenden Gründe fallen zu lassen.

Goethe war 1773 und 1774 im Zuge, dramatische Satiren zu schreiben und nahm dabei Alles vor, was ihm in den Weg lief: nicht nur Leuchsenring, Jacobi und Barth, sondern auch Wieland, den er doch nach vielfachen Kundgebungen kurz zuvor noch aufs Höchste schätzte. Er that dies, trotzdem dass er sehr wohl fühlte, wie übel man ihm den Angriff auf einen der wenigen damals glänzenden Vertreter der deutschen Literatur nehmen müsse; er nannte seine Posse »Götter, Helden und Wieland« in Briefen an Kestner, Schönborn und Johanna Fahlmer selbst ein garstig, schändlich Ding, ein Schand- und Frevelstück; er gewärtigte sich von der Letztgenannten eines Fusstritts mit dem Bedeuten, dass er sich zum Teufel scheeren solle, weil man nichts mehr mit ihm gemein haben möge. Trotzdem

also, dass er den schlimmen Eindruck seines Ausfalls auf Wieland vollkommen würdigte, hatte er ihn doch nicht zurückgehalten. Und noch Jahre nachher, als zunehmendes Alter und höfischer Umgang ihn nachgiebiger und vorsichtiger gemacht hatten, liess er seine spöttische Laune selbst in den gefeiten Hofkreisen aus, bald an dem dort in Ansehen stehenden Wieland, bald an dem Goethe'n selbst in innigster Freundschaft verbundenen Jacobi (durch die berufene »Kreuzerhöhung Woldemars«).

Und was er gegen diese sich herausnahm, sollte er gegen Basedow nicht vermocht haben? Stand er denn wirklich 1774 so geblendet vor diesem? Gewiss nicht! Erzählt er doch selbst, wie er genöthigt gewesen sei, gegen den grinsenden Spott Basedow's sich dadurch zu wehren, dass er ihm etwas dagegen abgab; wie er ferner den schlechten Schwamm desselben als eine Naturmerkwürdigkeit unter dem Namen Basedow'scher Stinkschwamm verhöhnte; wie er sodann einmal den von brennendem Durst Gequälten fast gewaltsam verhinderte in eine Schänke einzukehren und den Erbosten mit beissendem Scherz auf das als Schänkzeichen aushängende Doppeltriangel mit Bezug auf die von Basedow so heftig befehdete Dreieinigkeit verwies; wie er gegen Basedow's Streitsucht die Waffen der Paradoxie ergriffen, dessen absonderliche Meinungen überboten und das Verwegene mit Verwegenerem zu bekämpfen gewagt habe. In den 1774 während der Reise mit Basedow gedichteten Scherzreimen »Diner zu Coblenz« machte sich endlich Goethe, allerdings hier ziemlich harmlos, über Basedow's Verwerfung der Taufe und sein Prophetenthum lustig.

Kurz, aus alledem geht hervor, dass Goethe keineswegs sich dem reisenden Propheten so gefangen gab, um

dessen Schwächen nicht in ihrem ganzen Umfange durchschauen zu können, und wenn er sich schon erlaubte, denselben ins Gesicht deshalb zum besten zu haben, so wird er umsoweniger Anstánd genommen haben, auf seinem Zimmer die Sonderbarkeiten Basedow's Musterung passiren und über sie seinem Muthwillen freien Lauf zu lassen. Es war genug Rücksicht, dass er die Posse damals nicht in die Oeffentlichkeit brachte. Dass er bei alledem anerkannte, in derselben einen bedeutenderen Mann zur Zielscheibe seines Witzes gemacht zu haben, als im »Pater Brey«, spricht er ja deutlich in den Worten aus: er habe in jenem einen »tüchtigeren und derberen« der wandernden Propheten dargestellt. Beide Beziehungen passen ganz ausnehmend auf Basedow. Und weiter erkennt Goethe an, dass er jenen »nicht mit Billigkeit« dargestellt habe, wonach man sich das Uebertriebene im »Satyros« zurechtlegen mag.





2. Stella.



Es mag vielerlei zusammengewirkt haben, um dieses »Schauspiel für Liebende« hervorzurufen, sowol auf Inhalt wie auf Behandlung Bezügliches. Die Lösung des Widerstreits zwischen dem Gesetz der Einehe und der Freiheit eines liebenden Herzens hatte viel Verlockendes. Die Sage vom Grafen von Gleichen giebt sie nur schattenhaft; Lessing's »Miss Sara Sampson«, welche zwar keinen Kampf zwischen einer Verheiratheten und einer frei Geliebten, aber doch zwischen zwei auf Heirath Anspruch machenden Frauenzimmern zum Gegenstande hat, wurde von Goethe schon als Knabe verehrt; Weisse's »Grossmuth für Grossmuth«, welchem Lustspiel ein gleiches, nicht zu schwierig zu lösendes Verhältniss zu Grunde liegt, gab dem eben aus Leipzig nach Frankfurt zurückgekehrten Jüngling Anlass zu vielfachen Betrachtungen. Eigene Erlebnisse erinnerten Goethe an diese Bühnenstücke. Wie viele weibliche Herzen hatte er nicht schon angezogen! Früherer Verbindungen gar nicht zu gedenken, lagen schon hinter ihm die zu Käthchen Schönkopf, Friederike Brion, Anna Sibylla Münch, Francisca Crespel,

Charlotte Buff, Maximiliane La Roche, während er gleichzeitig, als er »Stella« dichtete, das bräutliche Verhältniss zu Lilli Schönemann, das innig freundschaftliche zu Johanna Fahlmer und brieflich das schwärmerische zu Auguste Gräfin Stolberg unterhielt, der er am 20. September 1775 offenherzig von seinem damaligen »Verhältniss zu mehreren recht lieben und edlen weiblichen Wesen« schrieb. Was er aber in seinem Herzen für möglich erfand, die gleichzeitige Hingabe an mehrere Frauen, wollte er auch vor der Welt als berechtigt anerkannt sehen. Indessen ein eigentlicher, tiefbewegender Conflict wurde durch Nebeneinanderbestehen solcher freier Verhältnisse, wie in Lessing's und Weisse's Dramen, nicht erzeugt; der war erst vorhanden, wenn die Strenge des Staaten- und Sittengesetzes mit anderweit eingegangenen sittlichen Verpflichtungen in Widerspruch gerieth, also wenn Ehe und Liebe unvereinbar einander gegenübertraten. Man kann dahin gestellt sein lassen, ob ihn zu dieser ernsteren Situation die damals die Runde machende Geschichte eines deutschen Grafen leitete, der in Portugal und dann in Deutschland Töchter vornehmer Häuser entführte, oder ob ihm die Beziehungen vorschwebten, welche der von ihm viel bewunderte Swift mit zwei Mädchen, Esther Johnson und Esther Vanhomrigh unterhielt, von denen er die letzte, die er unter dem Namen Stella feierte, heirathete, ohne deshalb mit der ersten zu brechen. Vielleicht gaben Bürger's häusliche Verhältnisse Anregung.

Die Anlehnung an »Miss Sara Sampson« macht sich noch kenntlich nicht nur in der Schlichtheit und selbst einer gewissen Nachlässigkeit der Sprache, die in beiden Dramen bemerkbar ist, sondern auch in Einzelheiten des Ausbaues. So beginnen z. B. beide in einem Wirthshaus,

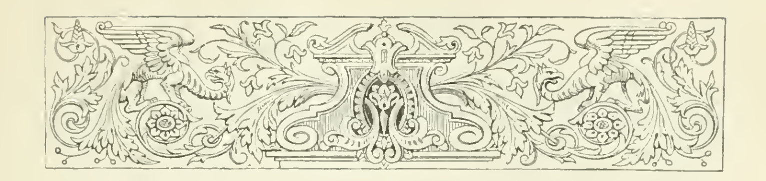
ja sogar, wenn man die Kleinigkeit nicht für zu gering achtet, wundern sich in beiden Stücken die Wirthsleute über die frühe Ankunft der Reisenden; in beiden macht ein Diener des Verführers diesem Vorwürfe über sein Betragen etc. Zweifellos ist, dass Goethe bestimmte Zustände und Begebnisse seines Lebens in dem Schauspiel verarbeitete; in der »Deutschen Rundschau« haben 1875 und 1876 Urlichs und Scherer ausführlich besprochen, inwiefern die Familie Fritz Jacobi's dabei herangezogen worden ist. Wenn Goethe im Fernando wie im Clavigo und Weislingen zur Busse sich selbst dargestellt hat, so hat er sich nicht geschont. Für Stella selbst hat unstreitig Lilli Goethe'n gesessen. Bei Cäcilien möchte man an Friederike denken: wie Cäcilie gegen Stella geistig tief im Schatten steht, so sah Goethe auch auf die Pfarrerstochter von Sessenheim von oben herab, was zwar nicht aus der Prachtidylle in »Dichtung und Wahrheit«, aber deutlich aus Briefen an Aktuar Salzmann zu entnehmen ist. Und auch sie hatte sich beschieden, den Geliebten anderen überlassen zu müssen.

Die Doppelehe, auf welche der Schluss der »Stella« in deren ersten Gestalt hinweist, zog Goethe'n von der einen Seite Verspottung, von der anderen Verketzerung zu. Sogar der in sittlichen Dingen sehr lässige Kotzebue glaubte eine andere Lösung desselben Conflicts auf die Bühne bringen zu müssen und liess in dem 1797 erschienenen »La Peyrouse« die Gattin und die Geliebte sich vereinigen, in einem Hause gemeinschaftlich, aber getrennt von La Peyrouse, als Schwestern und wie mit einem Bruder zu leben. Aber auch dieser Schluss befriedigte so wenig wie der Goethe'sche und Kotzebue musste sich später entschliessen, die Geliebte sich vergiften zu lassen. Schon vorher war Goethe ebenfalls zu der Ueberzeugung gelangt, dass der

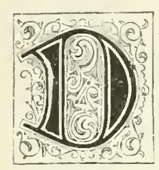
Conflict nur tragisch gelöst werden könne: die Verletzung eines Grundgesetzes unserer gesellschaftlichen Ordnung, wie die Heiligkeit der Ehe ist, konnte in einer reinen Dichtung ideal gefunden werden, aber durch die Bühne der Wirklichkeit nahe gerückt, musste sie peinlich wirken. So heftete denn Goethe dem durchaus nicht in höherem Tone gehaltenen und auf tragisches Ende nicht vorbereitenden Schauspiele den trauerspielmässigen Schluss an, in welchem Fernando sich erschiesst und Stella sich vergiftet; so wurde es am 15. Januar 1806 zuerst aufgeführt, zum zweiten Mal erst am 2. Mai desselben Jahres.

Aus einem Brief der Frau von Stein an ihren Sohn vom 5. März 1806 hat man schliessen zu müssen geglaubt, dass nur Fernando, nicht aber Stella ums Leben gekommen sei, da es dort heisst: »Neulich wurde seine alte »Stella» gegeben; er hat aus dem Drama eine Tragödie gemacht. Es fand aber keinen Beifall. Fernando erschiesst sich und mit dem Betrüger kann man kein Mitleid haben. Besser wäre es gewesen, er hätte Stella sterben lassen; doch nahm er mir's sehr übel, als ich dies tadelte.« Dagegen schreibt Gries am 28. März 1806 an Justizrath Hufeland: (»Aus Weimar's Glanzzeit« von Diezmann, S. 25) »Die interessanteste und fast die einzig interessante Vorstellung diesen Winter war Goethe's »Stella« nach einer, wie mir scheint, nicht sehr vortheilhaften Veränderung. Denken Sie nur: Fernando erschiesst sich und die arme Stella vergiftet sich am Ende.« Da beide Briefe sich auf dieselbe Aufführung beziehen, so kann die Aeusserung der Frau von Stein nur dahin verstanden werden, dass sie für rührender gehalten habe, wenn n u r Stella sterbe.





3. Claudine von Villabella.



Die Quelle dieses Singspiels ist wol noch nicht aufgespürt; wenn man ihr aber nachgeht, muss man gänzlich von derjenigen Fassung absehen, welche das Stück 1787 und 1788 in Italien erhalten hat. Diese, in welcher es zuerst in der Göschen'schen Ausgabe von Goethe's Schriften erschien, ist an Inhalt und Gestaltung so ganz etwas Anderes als die Fassung, welche 1775 unter demselben Namen an's Licht getreten war, dass man keineswegs eine blosse Umarbeitung wie von »Götz« und »Iphigenie«, sondern ein neues Stück vor sich hat, in dem nur der Faden der Handlung von jenem beibehalten ist.

Vergegenwärtigen wir uns Personal und Verlauf des älteren Stücks, so gelangen wir sofort zu der Ueberzeugung, dass Goethe nach einem spanischen Vorbild arbeitete.

Der Gutsherr Gonzalo von Villabella feiert das Geburtsfest seiner Tochter Claudine mit seinen Unterthanen, sowie im Beisein zweier als Gäste bei ihm sich aufhaltenden Fremden: seines alten Freundes Sebastian von Rovero

und des jungen Pedro von Castelvecchio. Gonzalo schwärmt mit dem Feuer eines Liebhabers für seine Tochter und hebt ihre von allen Seiten anerkannten äussern und innern Vorzüge hervor. Zwischen Pedro und Claudine ist eine Liebe im Entstehen; von Seiten der letzteren wird sie zwar kaum nur schüchtern geahnt, für den Beobachter ist sie aber da.

Die Anwesenheit Sebastian's und Pedro's in Villabella ist veranlasst durch das Aufsuchen des landstreicherischen älteren Bruders von Pedro, dessen Spur in dieser Gegend gefunden worden ist. Zwei Nichten Gonzalo's, ein ziemlich gemein sich darstellendes Paar, sind neidisch auf Claudine, und da sie sich einbilden, dass diese mit Pedro nächtliche Zusammenkünfte im Garten halte, so setzen sie den Vater davon in Kenntniss. — Unter einer Bande Vagabunden sieht man hierauf Pedro's Bruder Alonzo unter dem angenommenen Namen Crugandino *) und man erfährt, dass er Claudine nachstelle und sie bei Nacht beschleichen will, wozu ihm die Terrasse vor ihrem Hause zu statten kommen soll. Dieses Vorhaben sofort ausführend, trifft er Claudine, die daselbst ihre Liebessehnsucht aushaucht; er bringt ihr ein Ständchen und sucht ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen; sie jedoch, obwol sie in ihm Pedro zu erkennen glaubt, begiebt sich ins Zimmer zurück. Indessen kommt Pedro, der ebenfalls unter Claudinens Fenster sich schwärmend ergehen will, hinzu, Crugandino zieht gegen ihn den Degen und verwundet ihn im Zweikampf, worauf

---

*) So ist der Name allerdings nur im Personenverzeichniss der Ausgabe letzter Hand von Goethe's Werken geschrieben, sonst überall »Crügantino«, jene Schreibart ist indess als die richtigere, als richtigste aber »Crujandino« anzusehen. Das spanische j ist in g französirt, wie nach Beaumarchais »Clavigo« statt »Clavijo«, wie dieser Name im Deutschen auch schon der Aussprache gemäss zu schreiben wäre.

ersterer von einem Kumpan Crugandino's nach dessen Wohnung in einem benachbarten Ort gebracht wird, um dort gepflegt zu werden. Jetzt stellt sich auch Gonzalo ein, der sich überzeugen will, ob der von den Nichten ausgesprochene Verdacht gegründet sei; er beleidigt Crugandino, den auch er anfänglich für Pedro hält, durch Vorwürfe, die Degen werden wieder gezogen und der Zweikampf unterbleibt nur wegen des bescheidenen Widerrufs von Seiten Crugandino's, worauf nicht allein die beiden Gegner die ausserordentlichsten Höflichkeiten austauschen, sondern auch Gonzalo den Unbekannten zu sich in's Haus ladet. Hier im Kreise der Familie giebt die Zither, welche Crugandino bei sich führt, Anlass, ihn zum Singen aufzufordern, wobei er wieder an Claudine anzukommen sucht. Plötzlich wird Pedro's Verwundung und Fortschaffung gemeldet; Claudine fällt in Ohnmacht und zugleich erscheint Sebastian, der in Crugandino den gesuchten Alonzo erkannt hat, mit Wache, um denselben festzunehmen; dieser schlägt sich aber durch. Claudine, wieder zum Bewusstsein gelangt, ist ausser sich; die eben nur noch keimende Liebe ist plötzlich in vollem Umfang und in aller Stärke entfaltet, und das so zarte, schüchterne Mädchen zaudert nicht, heimlich sich als Mann zu verkleiden und nach dem Ort zu eilen, wo Pedro darniederliegt. Vor der Herberge der Vagabunden stösst sie auf Crugandino, der sich ihrer bemächtigen will; ihr Geschrei zieht Pedro herbei, nachher auch Crugandino's Kumpan, es entsteht ein Kampf und infolge dessen kommt die Wache herbei, die sämmtliche Personen verhaftet. In dem Kerker, in welchem sich zuletzt alle Hauptpersonen einfinden, geht endlich die Entwicklung vor sich. Sebastian verhehlt dem sich anfänglich sehr trotzig geberdenden Crugandino nicht länger, dass er

ihn erkannt habe, und dieser enthüllt sich jetzt offen als der herzlich gute Mensch, der bis dahin nur andeutungsweise zum Vorschein kam und der nur aus Unruhe und Abenteuerlichkeit den Wilden gespielt hat. Allseitige Versöhnung und Claudinens Verlobung mit Pedro schliessen das Stück.

Es laufen hier also zwei Handlungen gleichberechtigt neben einander: das zarte Verhältniss zwischen Claudine und Pedro einerseits, sowie Crugandino's Landstreicherei und seine Zurückführung anderseits; denn wenn Crugandino nur da sein sollte, um Claudine nachzustellen und Pedro zu verwunden, so wäre eigentlich die Vorführung seiner seltsamen Abenteuer und überhaupt seine Beziehung zu Pedro überflüssig; wenn aber die Darstellung der unruhigen Natur Crugandino's die Hauptsache sein sollte, so wäre wieder Claudinens Liebesgeschichte bei kunstgerechter Anlage des Stücks nicht so ausführlich zu behandeln gewesen.

Die Doppelhandlung des Stückes nun, das Ständchen vor dem Fenster der Angebeteten mit dem Zusammentreffen der Nebenbuhler, die Schnelligkeit, mit welcher wiederholt die Degen gezogen, Zweikämpfe begonnen und dann wieder Versöhnungen geschlossen werden, das ritterliche, höfliche Betragen gegen den Gegner, wie das Gonzalo's nach dem Streit mit Crugandino, sind lauter Dinge, welche in unzähligen spanischen Stücken vorkommen, und die ebenso wie der Schauplatz — der Spanien, nicht wie in der späteren Bearbeitung Sicilien, ist — ingleichen wie die grossentheils spanischen Namen und Titel der Personen auf eine spanische Quelle hindeuten. Ein Grund, welcher Goethe bestimmt haben sollte, spanisches Wesen nur nachzuahmen und zwar in den angedeuteten Richtungen, ist gar nicht denkbar.

Dass Goethe nicht unmittelbar aus solcher Quelle schöpfte, den Stoff vielmehr durch Vermittelung einer französischen Operette kennen lernte, ist aber wahrscheinlich, wie denn auch für die äussere Form der »Claudine« die französische Operette mit ihrem prosaischen Dialog und den eingestreuten Gesangstücken massgebend gewesen ist. Obschon hiernächst Goethe in den »Tag- und Jahresheften« (von 1769 bis 1775) »Claudine von Villabella« zu denjenigen Bühnenstücken zählt, welche im Gegensatz zur freien Form der Engländer in beschränkterer Weise gedichtet seien, was auch im Verhältniss zu dem dort mitaufgeführten »Götz von Berlichingen« richtig ist, so lässt sich doch in andrer Hinsicht die Einwirkung Shakespeare's auf ersteren nicht ganz verkennen und möchte wol die hingebende Beschäftigung mit dessen Werken der Antrieb gewesen sein, den Gegenstand unseres Singspiels zu bearbeiten; denn die oben erwähnten Eigenthümlichkeiten der spanischen Bühne finden sich bekanntlich grossentheils auch in den älteren englischen Schauspielen. Namentlich sprach den lebensprühenden jungen Goethe die reichere Handlung beim Nebeneinanderlaufen zweier Geschichten auch in Shakespeare's Lustspielen an, und die Darstellung eines als Mann verkleideten schüchternen Mädchens, ein in jenen Stücken (in »Was ihr wollt« — »Wie es euch gefällt« — »Die beiden Veroneser« etc.) beliebtes Motiv, reizte gleichfalls zur Nachahmung. Insbesondere beachte man das Lob, das Gonzalo der Volksdichtung spendet: »Zu meiner Zeit war's anders! Da ging's dem Bauer wol und da hatt' er immer ein Liedchen, das von der Leber wegging und einem's Herz ergötzte; und der Herr schämte sich nicht und sang's auch, wenn's ihm gefiel; das natürlichste, das beste! — — Da waren die alten Lieder, die

Liebeslieder, die Mordgeschichten, die Gespenstergeschichten, jedes nach seiner eignen Weise und immer so herzlich.« Erinnert das nicht an Shakespeare's Worte in »Was ihr wollt« (II., IV.):

Komm, Bursch, sing uns das Lied von gestern Abend!
Gieb Acht, Cesario! es ist alt und schlecht.
Die Spinnerinnen in der freien Luft,
Die jungen Mägde, wenn sie Spitzen weben,
So pflegen sie 's zu singen; 's ist einfältig
Und tändelt mit der Unschuld süsser Liebe
So wie die alte Zeit.

Die Ausführung der »Claudine«, wonach der Stoff zur innerlichsten Empfindung vertieft ist, steht auch Shakespeare entschieden nahe, während sie der schroffste Gegensatz zu dem rein Äusserlichen und Gemachten der spanischen Dramenbehandlung ist, so dass wol sogar die Unnatur des vermutheten spanischen Urbilds Goethe'n zur freien Bearbeitung gelockt haben könnte, die demnach eine reizende Vereinigung spanischer Lebendigkeit der Handlung, britischer Wahrheit der Handelnden und französischer Anmuth der Bühnenform mit deutschem Gemüth vorgetragen, zur Erscheinung bringt.

Goethe würde aber die Dichtung ohne stoffliches Interesse nicht unternommen haben. Ueber die Lebensbeziehungen, die er in »Claudine« verarbeitete, giebt er selbst nur ein paar allgemeine Andeutungen. An Henriette Freiin von Waldner-Freundstein, spätere Freifrau von Oberkirch, schrieb er in einem Brief vom 12. Mai 1776 (ob ursprünglich deutsch oder wirklich französisch?): »Je vous envoie ma Claudine; puisse-t-elle vous faire passer un

moment agréable! Dans ma vie d'auteur ...... j'ai été assez heureux pour rencontrer et apprécier beaucoup d'honnètes gens, beaucoup de belles âmes, parmi lesquelles j'aime à vous classer. Pour celles-là particulièrement j'aime à décrire ce qui me va le plus à l'esprit et au coeur!« Sodann meldet Goethe im »Bericht« vom November 1787 in der »Italienischen Reise«: »Erwin und Elmire« sowie »Claudine von Villabella« sollten nun auch nach Deutschland abgesendet werden; ich hatte mich aber durch die Bearbeitung Egmont's in meinen Forderungen gegen mich dergestalt gesteigert, dass ich nicht über mich gewinnen konnte, sie in ihrer Form dahinzugeben. Gar manches Lyrische, das sie enthalten, war mir lieb und werth; es zeugt von vielen zwar thörigt, aber doch glücklich verlebten Stunden wie von Schmerz und Kummer, welchen die Jugend in ihrer unberathenen Lebhaftigkeit ausgesetzt bleibt. Der prosaische Dialog dagegen erinnerte zu sehr an jene französischen Operetten, denen wir zwar ein freundliches Andenken zu gönnen haben, indem sie zuerst ein heiteres singbares Wesen auf unsere Theater herüber brachten, die mir aber jetzt nicht mehr genügen wollten, als einem eingebürgerten Italiener, der den melodischen Gesang durch einen recitirenden und declamatorischen wenigstens wollte verknüpft sehen«. Unterm 3. November 1787 hatte er nach Weimar geschrieben: »Claudine wird so zu sagen ganz neu ausgeführt und die alte Spreu meiner Existenz herausgeschwungen«.

Aus diesen Stellen ist zu entnehmen, dass es sich auch bei Dichtung der »Claudine« wie bei so vielen andern Werken Goethe's um eine Herzensangelegenheit handelte, und zwar weist die Zeit der Abfassung mit voller Bestimmtheit auf Lilli Schönemann hin. Wir erkennen deren

»reine kindhafte Natur«, die Jungfrau, von der er sang: »Wo du Engel bist, ist Lieb und Güte — Wo du bist, Natur!«, von der er ferner sagte, dass sie »im Genuss aller geselligen Vortheile und Weltvergnügen aufgewachsen« sei, in der herrlichen allgefeierten Gestalt Claudinens wieder, in welcher Goethe der Geliebten ein köstliches Denkmal gesetzt hat. Auch der für ein so zartsinniges Weib auffällige Entschluss Claudinens, den Geliebten in männlicher Kleidung aufzusuchen, wäre Lilli wol möglich gewesen, die ja ihre glänzenden Verhältnisse um Goethe's willen verlassen und mit ihm nach Amerika gehen zu wollen erklärt hatte!

Im Crugandino zeigt sich Goethe selbst als den »Huronen«, als den »Westindier«, als den »Bär«, als welcher er damals oft, wie er erzählt, sich gebärdete; die Naturkinder Diderot's, »seine wackern Wilddiebe und Schleichhändler« sind auch jedenfalls nicht ohne Einfluss auf die Darstellung jenes veredelten Vagabunden geblieben. Bei der Umarbeitung von 1787 und 1788 ist nun jede Spur der früheren Absichten verwischt und das Singspiel hat dabei wo nicht allen, so doch jedenfalls seinen ursprünglichen liebenswürdigen Charakter verloren. In der äussern sprachlichen Gestalt sind an Stelle der prosaischen Gespräche fünffüssige jambische Verse getreten. Das Stück ist damit allerdings auf eine gewisse classische Höhe nach romanischen Begriffen gehoben, aber was ist es geworden? Zunächst ist es nicht, was es scheinen möchte, eine italienische Oper, in welcher diejenigen Gesprächstücke, die nicht gesungen werden, lyrische Stücke zum Vortrag als Recitative sind, sondern es sind dieselben in der neuen »Claudine« wie zur Declamation geeignete Stücke des recitirenden Drama's. Diese haben aber durch den fünf-

füssig jambischen Vers und durch das Ernsthafte ihres Inhalts eine Bedeutung erhalten, welche der Gesammtwirkung nicht günstig ist. Wenn in der Oper die gesprochene Rede nicht leicht behandelt ist, sondern anspruchsvoll auftritt, dann erscheint allerdings Gottsched's Vorwurf gegen die Oper begründet, dass es lächerlich sei, wenn eine Person, die erst gesprochen wie ein vernünftiger Mensch, auf einmal zu singen anfange. Und in der neuen »Claudine« steht die Würde der dialogischen Stücke entschieden ausser Verhältniss zu dem Tändelnden der Gesangstücke, wie zu der Abenteuerlichkeit der Handlung, so dass sie in dieser Gestalt der dramatischen Form nach ziemlich vereinzelt und nicht nachahmungswürdig dastehen dürfte.

Die herzliche Wärme des ältern Stücks ist dabei einer abgemessnen Kälte gewichen; aus der duftigen, allverehrten Claudine ist ein gewöhnliches, liebelndes Mädchen, aus dem väterlich begeisterten, ritterlichen Gonzalo ein schwatzhaftes Stück Polizeiagent Namens Alonzo, aus dem naturwüchsigen Crugandino ein in der Weise Karl Moor's wunderlich zugestutzter Rugantino, aus der gemüthlichen spanischen Vagabundengesellschaft ein gemeines italienisches Banditenthum geworden, und wenn anstatt der hässlichen Muhmen Claudinens ein leidliches Mädchen eingeführt ist, um neben Claudine und Pedro noch eine anständige zweite Heirath mit Rugantino zu ermöglichen, so fällt dabei auch kein Gewinn für das Stück ab, da jene Lucinde eben nur eine gehaltlose Opernfigur ist; der biedere Sebastian ist verschwunden und keine Entschädigung für ihn geboten. Es ist eben anstatt der Licht- und Schattenseiten des ältern Stücks eine durchgängige Dämmerung eingetreten.

Wenn diese Aeusserungen für einen Verehrer Goethe's zu schroff und anmasslich erscheinen, so muss sie der

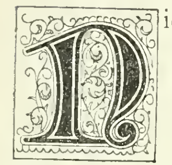
Unmuth entschuldigen, den man darüber empfinden darf, dass Goethe ein frisch hervorsprudelndes Erzeugniss und anmuthiges Zeugniss seines Jugendlebens theils — wie aus dem Brief an Kayser vom 23. Januar 1786 zu entnehmen ist — aus theatralischen und musikalischen Rücksichten, theils, in Italien »ultramontan« geworden, — nach Brief an Kayser vom 6. Februar 1787 — um sich romanischer Formenstrenge zu fügen, so zu sagen vernichtete; denn mit der in Italien ausgeführten Bearbeitung strich er das ursprüngliche Singspiel aus der Sammlung seiner Schriften und nach dem Himburg'schen Nachdruck in den siebziger Jahren war es verschollen, bis es nach Goethe's Tod in den nachgelassenen Werken wieder Aufnahme fand.

Um zum Schluss die Verschiedenheiten der ältern und der neuern »Claudine«, wie sie sich schon in den Personenverzeichnissen kund giebt, übersichtlich darzulegen, folgt hier eine Gegenüberstellung beider:

1775.	1787.
Don Gonzalo, Herr von Villabella.	Alonzo, Herr von Villabella.
Donna Claudina, seine Tochter.	Claudine, seine Tochter.
Sibylla, Camilla } seine Nichten.	Lucinde, seine Nichte.
Don Sebastian von Rovero, Freund des Hauses.	— —
Don Pedro von Castellvecchio.	Pedro von Castellvecchio, unter dem Namen Pedro von Rovero.
Don Alonzo von Castellvecchio, unter dem Namen Crugandino.	Carlos Castelvecchio, unter dem Namen Rugantino.
Basco, Vagabund.	Basco, ein Abenteurer.
Erster, Zweiter } Vagabund.	Vagabunden.
Kerkermeister.	— —
Wachen von Villabella.	Garden d. Fürsten v. Roccabruna.
Wache von Sarossa.	— —
Bediente Gonzalo's.	Bediente Alonzo's.
— —	Bediente Pedro's.
Landleute.	Landvolk.
Schauplatz: Spanien.	Schauplatz: Sicilien.



4. Triumph der Empfindsamkeit.



icht erst als auf dem Liebhabertheater des herzoglichen Hofs zu Weimar — 1778 — »Die glücklichen Bettler« nach Gozzi's »I pitocchi fortunati« aufgeführt wurden, war man dort auf die Bühnenwerke dieses Venezianers verfallen, vielmehr war er schon Jahrs zuvor von Goethe in seiner eigensten Gattung, dem dramatisirten Märchen — Fiaba — nachgeahmt worden und zwar in jenem wunderbar phantastischen Stück, dessen Erfindung Goethe zuerst am 12. September 1777 unter dem Namen »Die Empfindsamen« ankündigt, das er dann nach einer Bemerkung im Tagebuch unterm 15. November 1777 vielleicht »Oronoro« nennen wollte, und das bei der Aufführung am 30. Januar 1778 als »Die geflickte Braut« vorgeführt, zufolge eines Nachtrags im Theateralmanach für 1780 später wieder »Die Empfindsamen« getauft wurde, in den gesammelten Schriften — 1787 — aber als »Triumph der Empfindsamkeit« erschien. Von Goethe's Beschäftigung mit Gozzi zu dieser Zeit zeugt auch dessen Name in Goethe's Tagebuch unterm 25. October 1777; auch die ebenda unterm

5. Januar 1778 erwähnte, wol in Ettersburg aufgeführte »extemporirte Komödie« dürfte auf jenen Bühnendichter zurückzuführen sein.

Insbesondere sind aber »Die Empfindsamen« jedenfalls durch Gozzi's »L'amore delle tre melarance« — »Die Liebe zu den drei Pomeranzen« — angeregt. Eine Vergleichung wird dies ausser Zweifel setzen, wobei man jedoch nicht vergessen darf, dass es sich nicht etwa um eine Uebersetzung oder auch nur um eine eigentliche Nachahmung handelt, sondern mehr nur um eine Benutzung derjenigen Züge des venezianischen Märchens, welche für das Liebhabertheater des deutschen Hofes sich eigneten.

Bevor ein Ueberblick über jenes Märchen gegeben wird, ist vorauszuschicken, dass die Absicht des Grafen Gozzi dahin ging, denjenigen Bühnendichtern entgegenzutreten, welche regelmässige französische Stücke auf die Bühne einbürgern und das einheimische Stegreiflustspiel mit Masken von derselben verdrängen wollten, also namentlich dem Goldoni und Chiari. Zu diesem Zwecke brachte er die altitalienischen Masken in Märchen an, die zugleich durch ihre bunte Mannigfaltigkeit anziehen und fesseln sollten. Wurden in solchen Märchen öfter die Gegner mitgenommen, so hatte doch »Die Liebe zu den drei Pomeranzen« vorzugsweise den Zweck, Goldoni und Chiari lächerlich zu machen. Der Gang dieses Märchens ist nun folgender:

Silvio, König von Koppe (gekleidet wie ein Kartenkönig) bejammert mit Pantalon das Unglück seines einzigen Sohnes, des Kronprinzen Tartaglia, der seit zehn Jahren in eine, wie es scheint, unheilbare Krankheit verfallen ist; die Aerzte haben erklärt, dass er an tiefer Hypochondrie leide und dass er in kurzem sterben müsse,

wenn er nicht einmal zum Lachen zu bringen sei; dies allein werde einen wohlthätigen Durchbruch und die Heilbarkeit ankündigen. Aber vergeblich sei jede darauf gerichtete Bemühung. Der König befindet sich schon in hohem Alter, sieht seinen Sohn dem Tode geweiht und hat zu erwarten, dass sein Reich an seine Nichte, Prinzess Clarice, übergehe, worüber er seine Unterthanen beklagt, da sie ein wunderliches, eigensinniges, grausames Frauenzimmer ist. — Pantalon tröstet den König und setzt ihm auseinander, dass wenn des Prinzen Heilung von dessen Lachen abhänge, der Hof sich nicht in Trauer versenken dürfe, vielmehr müssten Festlichkeiten, Spiele, Maskeraden und Bühnendarstellungen angeordnet werden, wozu Truffaldin zu empfehlen sei, der sich ums Lachen sehr verdient gemacht habe und ein wahres Mittel gegen die Hypochondrie sei; Pantalon will eine Neigung des Prinzen Tartaglia zu Truffaldin wahrgenommen haben und glaubt, letzterer werde jenen zum Lachen bringen, wenn man ihm nur freie Hand lasse. Der König willigt ein und giebt geeignete Befehle.

Da tritt Leander, der erste Minister des Königs, auf (gekleidet wie der Cavallo der italienischen Karte); Silvio trägt ihm auf, Feste, Spiele und Trinkgelage zu veranstalten und verspricht eine grosse Belohnung dem, der den Prinzen zum Lachen bringen würde. Leander räth ab, indem er vorgiebt, dass das Alles dem Kranken nur zum grössten Nachtheil gereichen werde; allein der König beharrt bei seinem Befehle auf Andringen Pantalons und entfernt sich mit diesem.

Zu Leander tritt die Prinzessin Clarice, (welche eine Caricatur auf die übertriebenen Charaktere in Chiari's Schauspielen vorstellte). Man erfährt, dass sie die Absicht

hat, wenn es ihr gelingt, den König zu beerben, Leander zu heirathen und ihn auf den Thron zu heben. Sie schilt diesen, dass er sich begnüge, ihren Vetter durch eine so langsame Krankheit, wie die Hypochondrie, ums Leben bringen zu wollen, allein er entschuldigt sich, dass die Fee Morgana, seine Freundin und Feindin des Königs, (unter welcher Chiari gemeint war) ihm einige Zettel mit martellianischen Versen (in denen die Stücke Chiari's und Goldoni's geschrieben waren) gegeben und ihm versichert habe, dass wenn er dieselben dem Tartaglia beibringe, derselbe unfehlbar an Hypochondrie sterben müsse. Indessen wird der ärztliche Ausspruch erwähnt, dass die Heilung Tartaglia's möglich sei, wenn er lache, und Leander gedenkt der Anwesenheit Truffaldin's am Hofe zu diesem Zwecke, worauf die Prinzessin ausser sich geräth, da sie Truffaldin gesehen hat und überzeugt ist, es sei nicht möglich, ihn zu erblicken, ohne in Lachen auszubrechen.

Nun wird durch Brighella erkundet, dass Truffaldin durch einen Zauberer Celio, den Feind der Fee Morgana und Freund des Königs Silvio, an den Hof geschickt worden sei, um den Prinzen lachen zu machen; zugleich lässt aber Morgana wissen, dass sie selbst kommen werde, um den von Celio (worunter Goldoni zu verstehen) beabsichtigten Erfolg zu hintertreiben.

Die Festspiele finden statt. Truffaldin giebt sich alle Mühe, den zuschauenden Prinzen zum Lachen zu bringen; umsonst. Unter den Zuschauern ist aber auch, als alte Frau verkleidet, die Fee Morgana; Truffaldin macht sich an sie, treibt seinen Spott mit ihr, und sie stürzt endlich dergestalt zu Boden, dass sie die Beine in die Höhe streckt. Ueber diesen spasshaften Anblick muss der Prinz lachen, aber Morgana, wüthend, spricht den Fluch aus, dass er

sich in die drei Pomeranzen verlieben müsse. Der Prinz geräth auch sofort in Begeisterung für die drei Pomeranzen und beschliesst, sich aufzumachen um sie zu suchen.

Hiermit schliesst der erste Aufzug. Die beiden andern stehen in entfernterer Beziehung zu »der geflickten Braut« und es mag daher hier nur kurz bemerkt werden, dass Prinz Tartaglia in Begleitung Truffaldin's die drei Pomeranzen der riesigen Zauberin Creonta abgewinnt, auch dieselben entzaubert und wieder zu Mädchen macht, worauf aber zwei von ihnen durch die Bosheit der Fee Morgana und eine Unvorsichtigkeit Truffaldin's sogleich ihr Leben verlieren, während die dritte erhalten wird und obwol durch neue Zaubermittel Morgana's eine Zeit lang in eine Taube verwandelt, dennoch endlich mit Tartaglia vermählt wird. Durch das ganze Stück zieht sich die Verspottung des regelmässigen Schauspiels mit seinen hochtrabenden martellianischen Versen und mit besonderer Beziehung auf Chiari's Stücke voll wunderbarer Begebenheiten und schwülstiger Sprache und auf Goldoni's Charakterstücke und Sachwalterstyl.

Es ist also die Absicht bei Gozzi's wie bei Goethe's Stück, eine in der Literatur herrschende Richtung durch ein Bühnenstück zu verspotten und zwar, was dessen Inhalt anlangt, vorzugsweise durch übertriebene Darstellung der Wirkung dieser Richtung auf das Gemüth, dergestalt, dass in beiden Stücken den Gegenständen, durch welche literarische Werke zur Erscheinung kommen, — die Zettel mit martellianischen Versen und die Bücher in Oronoro's Puppe — eine Wirkung zugeschrieben wird, die eigentlich nur durch den Gehalt dieser Werke hervorgebracht werden könnte, und zwar sind die Beeinflussten in beiden Stücken Prinzen, die dadurch in eine geistige

Krankheit verfallen sind und wegen deren Heilung dann Zauberer und Orakel befragt werden.

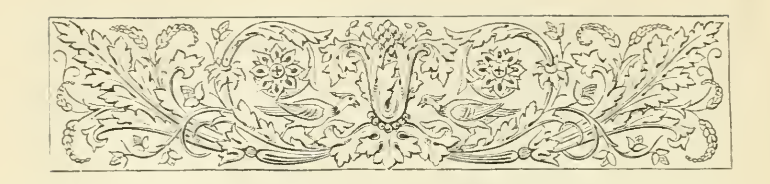
Auch in der Ausführung behielt Goethe das Stegreifspiel im Auge, und noch in der umgearbeiteten »Geflickten Braut«, im »Triumph der Empfindsamkeit«, stellt er an mehreren Stellen den Schauspielern das Extemporiren ausdrücklich anheim. Die italienischen Masken, welche auf einer deutschen Bühne nicht die Bedeutung haben konnten, welche Gozzi vorschwebten, hat Goethe nicht beibehalten, doch hat er etwas Ähnliches, und zwar vielleicht in der »Geflickten Braut« noch mehr als im »Triumph der Empfindsamkeit«, durch übertriebene Charakteristik erstrebt; denn er schreibt an Merck, dass »alle Acteurs bis zur Caricatur physiognomisch« gewesen seien. Auch gedenkt er in demselben Brief vom 18. März 1778 der eigenthümlichen Kleidung der Schauspieler, folgte also in dieser Beziehung gleichfalls dem italienischen Vorbilde. Die Ausgelassenheit und der Muthwille ist ebenso in beiden Stücken, dem von Gozzi und dem von Goethe, gleich und z. B. das Leibaufschneiden der Puppe, in welche sich Prinz Oronoro verliebt hat, ein Gegenstück zu dem unanständigen Fall der Fee Morgana. Goethe nannte sein Werk daher »eine Tollheit«, was auch Gozzi's Märchen ist.

In Mangel eines Freibriefs zum Unsinn, wie in Italien die Masken, griff Goethe zur komischen Oper mit Ballet, obwol das Musikalische eine untergeordnete Stelle spielte und es nur mit benutzt wurde, das Parodistische zu steigern. Dass Goethe als komische Oper »Die Empfindsamen« und dann »Die Geflickte Braut« als Lustspiel mit Gesängen und Ballets — was freilich ziemlich dasselbe ist wie komische Oper — verfasst habe, wie E. W. Weber in seinem Aufsatz: »Was Weimar in der zweiten Hälfte des vorigen

Jahrhunderts für die Oper that» (Weimar, Sonntagsblatt 1856, S. 70f) anführt, dürfte wol auf einem Irrthum beruhen, da jedenfalls »Die geflickte Braut« der bei der Aufführung gewählte Name für das, während der Abfassung als »Die Empfindsamen« bezeichnete Singspiel ist. Vielleicht war übrigens in jenem älteren Stück die Musik vorherrschender als jetzt, wo Goethe dasselbe als »dramatische Grille« bezeichnete und sich so mehr der Bezeichnung Gozzi's — fiaba und fola — anschloss.

Zum Schluss mag noch darauf aufmerksam gemacht werden, dass auch Lila mit ihrer Krankheit aus »Phantasie und Liebe« und deren Heilung Anklänge an »L'amore delle tre melarance« verräth und vielleicht auch schon durch dieses Bühnenmärchen angeregt wurde.





5. Proserpina.

Sofern Goethe dieses Monodrama von Anfang an in die »geflickte Braut« einschaltete, gehört dasselbe eigentlich zum vorigen Aufsatz. Es ist völlig ausser Zweifel gestellt, dass diese Einschaltung nicht, wie vermuthet worden ist, erst bei wiederholter Aufführung der »Empfindsamen« erfolgte; das beweist der Brief der Räthin Goethe an Lavater vom 20. März 1778, sodann die Nachricht im »Theater-journal für Deutschland«, Sechstes Stück, 1878, S. 99, sowie die archivalische Bestätigung Burkhardt's in »Die Grenzboten« 1873, Nr. 27. Doch wurde das Stück auch für sich am 17. Juni 1779 in Ettersburg vorgestellt.

In »Proserpina« folgte theils Goethe Rousseau wider Willen, theils widersprach er ihm. Rousseau hatte zwischen 1762 und 1765 den Pygmalion, scène lyrique, gedichtet, um dadurch einen Versuch zu machen, die Bühnenvortragsweise — Deklamation mit Musikbegleitung — wie sie nach seiner Ansicht bei den alten Griechen beschaffen gewesen war, wieder einzuführen. Dieses Stück scheint erst nach einer im Jahre 1770 in Lyon stattgehabten Aufführung in weiteren Kreisen Aufmerksamkeit erregt zu

haben. In Deutschland machte sich diese Darstellungsform zunächst der Schauspieler Brandes für das Virtuosenthum seiner Frau zu Nutze, indem er Gerstenberg's Cantate »Ariadne auf Naxos« zu einem »Drama mit musikalischen Accompagnements« bearbeitete, d. h. die Verse jener Cantate in die damals den Schauspielern allein geläufige Prosa umschrieb und den Theseus mit ein paar kurzen Reden einschob, in welcher Gestalt die Aufführung mit Benda's Musik 1774 statthatte. In ebendemselben Jahre gab dann Bertuch sein lyrisches Monodrama »Polyxene« und im nächsten Jahre ward, mit ebenfalls von Benda gesetzter Begleitung, Gotter's »Medea« zur Darstellung gebracht.

Goethe erkannte zwar das Falsche dieser Melodramenform, worin »Kunst und Talent mit einem namenlosen Wesen, das man aber Natur nannte, in einen Brei gerührt ward», an, allein er sah, wie jene Melodramen ansprachen, und lüstern zu versuchen, was er selbst auch aus dieser Dichtgattung zu machen im Stande sei, auch dem nach allem Neuen begierigen Hof gern gefällig, verschmähte er nicht, selbst ein solches Stück, »Proserpina«, zu schreiben. Indessen strafte er sich gewissermaasen selbst für diese Nachgiebigkeit, indem er das in würdevoller Höhe sich bewegende Stück dadurch in seiner demgemässen Wirkung vernichtete, dass er es in die muthwillige Posse »Die geflickte Braut« aufnahm.

Trotz des Anschlusses an die Form Rousseau's trat ihm aber Goethe dem Inhalte nach entgegen. Er bemerkt selbst vom Pygmalion: »Diese wunderliche Production schwankt gleichfalls zwischen Natur und Kunst, mit dem falschen Bestreben, diese in jene aufzulösen; wir sehen einen Künstler, der das Vollkommenste geleistet hat, und doch nicht Befriedigung darin findet, seine Idee ausser

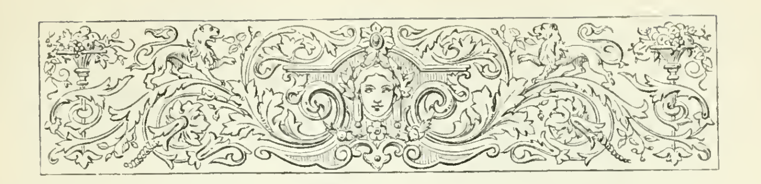
sich kunstgemäss dargestellt und ihr ein höheres Leben verliehen zu haben; nein, sie soll auch in das irdische Leben zu ihm herabgezogen werden; er will das Höchste, was Geist und That hervorgebracht, durch den gemeinsten Act der Sinnlichkeit zerstören.«

In »Proserpina« im Gegentheil verliert eine Göttin den Anspruch auf den Olymp, weil sie irdische, oder vielmehr unterirdische Speise lüstern genoss; es wird also hier zur Darstellung gebracht, wie die sinnliche Begierde das Ueberirdische von sich entfernt, was Schiller in »Das Ideal und das Leben« so ausdrückt:

> Wollt Ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
> Frei sein in des Todes Reichen,
> Brechet nicht von seines Gartens Frucht!
>
> — — — — —
>
> Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
> Wehrt die Rückkehr Ceres' Tochter nicht.
> Nach dem Apfel greift sie — und es bindet
> Ewig sie des Orcus Pflicht.

Erst bei der neuen Aufführung der Proserpina auf Weimar's Bühne im Jahre 1815 ging Goethe darauf aus, fast alle Künste, die sich nur bei einer Darstellung geltend machen können, in »Proserpina« zusammen zu häufen: heroisch-landschaftliche Decoration, begleitende Musik und Chorgesang, ferner körperliche Bewegung, Geberdenspiel und Mantelspiel nach Mustern antiker Plastik, endlich noch ein Tableau. Hierbei wich aber der Dichter dem Bühnenleiter.





6. Iphigenie.

Nur wenige Worte mögen diesem Schauspiel gewidmet sein, über welches schon genug gesagt worden ist, als dass noch Unklarheiten bestehen könnten.

Dass Goethe des Euripides »Iphigenie bei den Tauriern« bei seiner Dichtung vor Augen gehabt habe, ist ausser Zweifel, dass er aber unter den Werken jenes Tragikers gerade auf dieses seine Aufmerksamkeit gerichtet hat, mag durch den Antheil veranlasst worden sein, welchen er, wie er im fünfzehnten Buch von Dichtung und Wahrheit und in einem Brief an Zelter vom 23. Februar 1817 erwähnt, am Geschicke des Hauses Tantalos und Atreus nahm, welchem auch Iphigenie entsprossen war. Er mag die Geschichte hauptsächlich aus Hygin's Fabeln geschöpft haben, eine Vermuthung, deren Grund am Schlusse dieser Besprechung deutlich werden wird. Hygin berichtet die Sage von Iphigenie auf Taurien übrigens gerade so, wie Euripides sie darstellt, nur dass er die Griechen infolge der List Iphigeniens — welche dem König Thoas nach Anleitung des Pylades die Nothwendigkeit einer Entsühnung des Götterbildnisses vorgespiegelt

hat — einfach entkommen lässt, während Euripides der Flucht der Griechen einen gewaltsamen Schluss durch die versöhnliche Erscheinung der Athene hinzufügte.

Schon das Alterthum fand es unwürdig, dass blosse List in unlöblichem griechischen Geiste die Ausführung des Göttterspruchs, welcher das Bild der Artemis von Taurien nach Delphi zu bringen befahl, ermöglichen sollte, wie man ebenso den Deus ex machina als tadelnswerth erkannte, und so liess Pacuvius in seiner Tragödie »Dulorestes« die Griechen im Kampf über die Taurier siegen und ganz im römischen Sinne durch Tapferkeit das Ziel erringen.*)

Man kann für gewiss halten, dass Goethe den Gedanken, Iphigenie durch Wahrheit siegen zu lassen, auch den Alten entlehnte. Als er sein Schauspiel schrieb, lebte und webte er ganz im classischen Alterthum und las namentlich die griechischen Tragiker, Dichter und Philosophen, daher denn auch die Form der Iphigenie auf die griechische sich gründete. (Siehe Eckermann's »Gespräche mit Goethe« I., 277. III., 77. und Riemer's »Mittheilungen über Goethe« II., 716. 718.) Die griechische Tragödie aber, in welcher der Sieg der Wahrheit gefeiert wird, ist »Philoktet« von Sophokles, worin Neoptolemos in seiner Redlichkeit das Truggewebe des Odysseus ebenso zerreisst, wie Iphigenie die List des Pylades aufdeckt. Bei Schöpfung der Persönlichkeit Iphigeniens schwebte aber unserm Dichter, was längst festgestellt ist, Charlotte von Stein vor. Der bildende, mässigende und veredelnde Einfluss, den Goethe

*) Dass Goethe eine Scene aus dem Dulorestes des Pancrius entlehnt habe, wie in dem Artikel der allgemeinen Encyklopädie über diesen Tragiker zu lesen ist, scheint auf einer Verwechselung des Goethe'schen Schauspiels mit Gluck's Oper zu beruhen; wenigstens kommt die dort bezeichnete Scene des Pacuvius (der freundschaftliche Streit zwischen Orest und Pylades, deren jeder sich für den, von Thoas zum Tode bestimmten Orest ausgiebt) bei Goethe nicht vor.

selbst dieser von ihm innigst geliebten Frau in seinen Briefen an sie zuschreibt, ist bekannt, und denselben Einfluss übt Iphigenie auf den uncivilisirten Thoas wie auf den leidenschaftlichen Orestes aus, in welchen beiden wir uns Goethe selbst vorzustellen haben, soweit diese jenem Einflusse unterliegen. Einige Stellen aus den gedachten Briefen und zwar aus der Zeit vor der Dichtung der »Iphigenie« und kurz darauf mögen die gegenseitigen Beziehungen bestätigen.

Vergegenwärtigen wir uns ganz im Allgemeinen den Einfluss Iphigeniens, der theils gegen die Scythen — wie namentlich Arkos im ersten Aufzug, zweiten Auftritt schildert — durch Sittigung, theils gegen Orest — namentlich wie dieser selbst im dritten Aufzug, dritten Auftritt ihn ausspricht — durch Reinigung segensvoll sich erwies, so erinnert auf's lebhafteste an ihn der Frau von Stein Einfluss auf Goethe, wie er ihn vorzugsweise in dem Gedicht vom 14. April 1776 darstellt:

»Tropftest Mässigung dem heissen Blute,
Richtetest den wilden, irren Lauf,
Und in Deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf.
Welche Seligkeit glich jenen Wonnestunden,
Da er dankbar Dir zu Füssen lag,
Fühlt' sein Herz an Deinem Herzen schwellen,
Fühlte sich in Deinem Auge gut,
Alle seine Sinnen sich erhellen
Und beruhigen sein brausend Blut!«

Noch verschiedene einzelne Aeusserungen in Goethe's Briefen an Frau v. Stein gehen auf dasselbe hinaus; so wenn er am 26. März 1776 von Leipzig schreibt:

»Ich bin bei der Schrötern*) — ein edel Geschöpf in seiner Art — ach wenn die nur ein halb Jahr um Sie wäre! Beste Frau, was sollte aus der werden!«

Ferner, wenn Goethe die Geliebte in einem undatirten Briefchen (»Briefe an Frau v. Stein« I., 4.) »Besänftigerin« nennt, was namentlich an des Thoas (V., 3.)

»Wie oft besänftigte mich diese Stimme!«

erinnert, oder wenn er in einem anderen Briefe (I., 57.) wünscht:

»Sie nah zu sehen und einen Tropfen Anodynum aus Ihren Augen zu trinken«,

oder wenn er am 8. August 1776 schreibt:

»Deine Gegenwart hat auf mein Herz eine wunderbare Wirkung gehabt; ich kann nicht sagen, wie mir ist!«

Iphigeniens rücksichtslose Liebe zum Rechten und zur Wahrheit, deretwegen Pylades (IV., 4.) vorwurfsvoll zu ihr äussert:

Man sieht, Du bist nicht an Verlust gewöhnt,
Da Du dem grossen Uebel zu entgehen
Ein falsches Wort nicht einmal opfern willst —

lässt sich vergleichen mit Stellen aus Goethe's Briefen an Frau v. Stein vom 27. Juni 1776:

»Sie [eine Zeichnung] ist ganz herrlich, ganz wahr und Deine ganze Seele in der Wahrheit. Das Gefühl des Friedens, der mit Dir geht etc.« —

und vom 7. October desselben Jahrs:

»Sie kommen mir eine Zeit her vor wie Madonna, die gen Himmel fährt: vergebens dass ein Rückbleibender seine Arme nach ihr ausstreckt, vergebens dass

---

*) Corona Schröter.

sein scheidender, thränenvoller Blick den ihrigen noch einmal niederwünscht, sie ist nur in den Glanz versunken, der sie umgiebt, nur voll Sehnsucht nach der Krone, die überm Haupte schwebt.«

Wenn aber Orest (III., 1.) sagt:

Zwischen uns sei Wahrheit!

so klingt dies an die Worte des Briefs vom 7. Juni 1780 an:

»Wenn Sie nicht bald wiederkommen, — — muss ich eine andere Lebensart anfangen. Eine Liebe und Vertrauen ohne Grenzen ist mir zur Gewohnheit geworden.«

Diese Eigenschaften sind denn auch Ursache, dass Iphigenie von Orestes (V., 6.) und von Arkas (I., 2.) eine Heilige genannt wird, wie Frau v. Stein von Goethe in Briefen vom 1. Mai 1776 und 5. Juli 1779 etc., anderer ähnlicher Ausdrücke im Schauspiel und in den Briefen nicht zu gedenken. Und wie Orestes gegen Iphigenie sich ausspricht (III., 1.):

Wider meinen Willen
Zwingt mich Dein holder Mund; allein er darf
Auch etwas Schmerzlich's fordern und erhält's —

so ähnlich Goethe gegen Frau v. Stein am 2. August 1778:

»Von Ihren Händen nehm' ich auch, was schädlich ist.«

Goethe hatte dagegen sich selbst, sowol im Orestes wie im Thoas vor Augen. Auf letzteren übertrug er das Ungeschmeidige, das er sich zuschrieb, und wie er nicht blos in dem Gedicht: »Lili's Park« sondern auch in dem Briefe an Frau v. Stein, der ohne Jahr und Tag Band I. Seite 173 abgedruckt ist, sich einen »Bären« nennt, so lässt er Thoas selbst als »einen erdgebornen Wilden«

(I., 3.) und »den rohen Scythen, den Barbaren« sich bezeichnen.

Die Aehnlichkeit mit dem innerlich gereinigten Orest lässt sich auch aus mehreren Briefen an Frau v. Stein herausfinden, z. B. in »Wanderers Nachtlied« vom 12. Februar und in der oben angeführten Stelle aus dem Gedicht vom 14. April 1776, dann Band I., Seite 91:

»Wie die Götter mit mir steh'n, weiss ich nicht, so viel weiss ich: dass sie Geistern Macht über mich gegeben haben, die dann in ihrem Streit mich treten und treiben.«

Wie Orest der ihm sich nahenden Iphigenie (III., 1.) zuruft:

> Lass! hinweg!
> Ich rathe Dir, berühre nicht die Locken!
> Wie von Kreusa's Brautkleid zündet sich
> Ein unauslöschlich Feuer von mir fort. —

so schreibt Goethe am 10. October 1780:

»Auf ein Uebel häuft sich alles zusammen! Ja es ist eine Wuth gegen sein eigen Fleisch, wenn der Unglückliche sich Luft zu machen sucht dadurch, dass er sein Liebstes beleidigt! Und wenn's nur noch in Anfällen von Laune wäre und ich mir's bewusst sein könnte; aber so bin ich bei meinen tausend Gedanken wieder zum Kinde herabgesetzt, unbekannt mit dem Augenblick, dunkel über mich selbst, indem ich die Zustände des andern wie mit einem hellfressenden Feuer zerstöre.«

Darauf dass, wie Iphigenie Orest's Schwester war, so Goethe Frau v. Stein häufig Schwester nannte (wie in den Briefen vom 23. Februar und 16. April 1776 und vom 10. October 1780, ingleichen im Gedicht vom 14. April 1776) wird kein Gewicht zu legen sein, aber noch viele Ver-

gleichungen zwischen Iphigenie und Frau v. Stein würde finden, wer es darauf anlegte, das Schauspiel mit Goethe's Briefen zusammen genau durchzugehen.

Dreimal hatte Goethe die Iphigenie schon umgearbeitet, als er nach Italien reiste und dort die fünfte Bearbeitung unternahm. Dabei meldet er unterm 19. October 1786 aus Bologna, dass er den Plan zu einer »Iphigenie in Delphi« ausgebildet habe, den er auch dort darlegt und der ein an die »Iphigenie auf Taurien« anschliessendes Stück werden sollte, so, wie die Griechen drei Tragödien zu einer Trilogie an einander reihten. Zelter gedenkt dieses »Schlusses« der Iphigenie, wie er jenen Entwurf nennt, in einem Briefe an Goethe vom 13. Februar 1817 und letzterer antwortet darauf unterm 23. desselben Monats:

»Es ist eine Notiz da, dass die alten Tragiker diesen Gegenstand behandelt haben, der mich nothwendig reizen musste, weil ich in das Atreus'sche Haus mich so eingesiedelt hatte. Eine cyklische Behandlung hat viel Vortheile, nur dass wir Neuern uns nicht recht darin zu finden wissen.«

Jene Notiz findet sich aber in Hygin's Fabeln, deren 122. die Grundzüge der »Iphigenie in Delphi« enthält, und es ist bekannt, dass Hygin den Stoff seiner Fabeln aus den Tragikern nahm.

Diese Erinnerung an Hygin's Werk lässt auch die oben angedeutete Vermuthung zu, dass dasselbe Goethe'n die erste Anregung zur »Iphigenie auf Taurien« gleichfalls gegeben habe, deren Geschichte dort in der 120. Fabel erzählt ist.

Den nächsten Anlass, die Geschichte Iphigenien's auf Taurien zum Vorwurf eines Bühnenstücks zu nehmen, könnte vielleicht »Iphigénie en Tauride« von Nikolaus Franz

4*

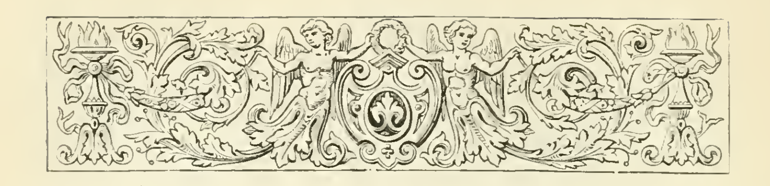
Guillard, welche Gluck componirte, gegeben haben. Letzterer hatte die Oper im November 1778, als er von Wien nach Paris zurückreiste, bereits vollendet, und wenn sie auch damals noch nicht in die Oeffentlichkeit gelangte, so konnte doch Goethe leicht, z. B. durch seinen Freund Christoph Kayser, einen eifrigen Verehrer Glucks, Kenntniss davon erhalten haben; welchen Antheil aber Goethe an Gluck nahm, bekundet seine Absicht, ein Gedicht auf des letztern im Jahre 1776 verstorbene Nichte Marianne zu machen, wie er an Frau v. Stein am 25. Mai dieses Jahres schreibt. Doch wäre diese Oper nur ein Anlass im Allgemeinen gewesen, denn Guillard's Buch, wenn es Goethe auch früher gekannt haben sollte, bot Nichts, was er benutzen konnte.

Unzweifelhaft ist, dass Goethe »Orestes und Pylades« von Elias Schlegel, welches Trauerspiel denselben Gegenstand wie »Iphigenie« behandelt, kannte, da er sonst mit Schlegel's Schriften genau bekannt war, namentlich bei einer Aufführung seines »Kanut« mitspielte, seinen vermeintlichen Vorgang bei der ersten Wahl der fünffüssigen Jamben im Schauspiel »Belsazar« vor Augen hatte und durch seinen »Hermann« sich bestimmen liess, Stoffe zu Schauspielen aus der deutschen Geschichte zu entnehmen. Schlegel hat in seinem Stücke einen freundschaftlich grossmüthigen Streit zwischen Orest und Pylades, ähnlich wie Pacuvius, und dass Goethe davon keinen Gebrauch machte, verdient Beachtung, indem daraus die berechnete Mässigung hervorgeht, welche ihm nicht gestattete, durch die Theilnahme für die Freunde die Theilnahme von Iphigenie abzulenken und dadurch zu schwächen.

Nach einer Mittheilung Riemer's (II, 620) scheint Goethe noch ein Drama aus dem Hause Agamemnon's in

Absicht gehabt zu haben, und zwar in den Jahren von 1803 bis 1805, Klytemnästra's Ermordung. Er wollte den Muttermord infolge eines Irrthums geschehen lassen, hatte also eine ähnliche Abschwächung der barbarisch grausigen That im Sinne, wie sie schon Voltaire und Alfieri anstrebten, indem sie Klytemnästra den Tod durch Orest dadurch finden liessen, dass sie bei erstrem sich zwischen Ägisth und den auf diesen eindringenden Orest wirft, bei letztrem aber dem blindwüthend anstürmenden Orest entgegentritt. Ein Irrthum wäre bei dieser That etwa so zu denken, dass Orest die ihm als Mörderin Agamemnon's bezeichnete Frau tödtete, bevor er sie als seine Mutter erkannt hatte. Es handelte sich also um eine Humanisirung der heidnischen Erzählung wie bei »Iphigenie«.





7. Vorspiel auf dem Theater zu Faust.

Wie Goethe selbst erzählt, leitete ihn bei Dichtung des Prologs im Himmel, der dem ersten Theile der eigentlichen Tragödie des »Faust« vorangeht, das 1. Capitel des Hiob; es scheint, dass er auch den Anlass zu dem, diesem Prolog vorangehenden »Vorspiel auf dem Theater« aus dem Morgenlande nahm. Denn wenn es auch anderwärts vorkam, dass ein Schauspieldirector in einem Vorspiel aufgeführt wurde — wie in den »Loas« der Spanier und auch sonst, z. B. im »Atis« von Piron — so lief es doch dabei immer auf eine Posse hinaus; in einem ernster gehaltenen Vorspiel finden wir aber einen Theaterdirector in dem Vorspiel zu »Sakontala« von Kalidasa. Dieses indische Schauspiel wurde den Europäern durch die 1787 in Calcutta erschienene englische und uns noch näher durch Forster's darnach bearbeitete deutsche Uebersetzung von 1791 bekannt *), und wenn das Vorspiel, wie man anzunehmen Grund hat, 1797 gedichtet ist, so fällt es noch in die Zeit, wo der Eindruck der Sakontala lebendig in ihm

*) Es ist daher eine, offenbar bei späterer Redaction der »Italienischen Reise« eingeschlichene Zeitverrückung, wenn dort in einem von Neapel d. 1. März 1787 datirten Schreiben »Sakontala«, und noch dazu als eine in alter Erinnerung ruhende Dichtung erwähnt wird.

war. Zwar ist das Epigramm auf dieses Schauspiel von 1791; allein dass es noch Jahre lang fortwirkte, sagt nicht nur Goethe selbst in dem späteren Aufsatz »Indische Dichtung«, sondern beweist auch das aus dem Briefe Schiller's an Goethe vom 20. Februar 1802 und aus Goethe's Brief an Chézy vom 9. October 1830 bekannte Vorhaben, dasselbe für Weimar's Bühne zu bearbeiten.

Das indische Vorspiel ist nun zwar nur das Ei, aus dem sich der herrliche Paradiesvogel entwickelte; allein es enthält doch wie eben angedeutet die hauptsächlichsten Motive des Vorspiels zu »Faust«, namentlich wenn man sich an Forster's Uebersetzung hält; da diese durch neuere verdrängt ist, sei es verstattet, das Vorspiel der Sakontala nach derselben hier folgen zu lassen.

Zuerst spricht ein Brahmane den Segen (ein Brahmane, Madhawya, ist auch die lustige Person des Stücks); sodann tritt ein:

der Theaterdirector: Wozu eine lange Rede? (hinaus sprechend) Wenn Sie mit ihrem Putz fertig sind, Madame, so belieben Sie nur zum Vorschein zu kommen.

Schauspielerin: Da bin ich schon. Was befehlen Sie, mein Herr?

Theaterdirector: Dies, Madame, ist die zahlreiche und erlesene Versammlung des ruhmvollen Helden, unseres Königs Vikramaditya, des Beschützers aller frohen Künste. Vor diesen Zuschauern müssen wir ein neues Werk des Kalidas, betitelt »Sakontala oder der entscheidende Ring», aufführen. Also bittet man allerseits um Aufmerksamkeit.

Schauspielerin: Sie urtheilen richtig, dass Sie erst nach dem Grade des Vergnügens, den diese Versammlung empfinden wird, Ihr Verdienst abmessen wollen; allein ich

zweifle nicht, bald wird sich's zeigen, wie man es schätzt. Haben Sie sonst noch etwas zu befehlen?

Theaterdirector: Was können Sie besseres thun, da Sie nun einmal auf der Bühne stehen, als die Seele der Zuhörer mit Gesang erheitern und ihren Sinn damit erquicken?

Schauspielerin: Soll ich die Beschreibung einer Jahreszeit singen? und welche Jahreszeit hören Sie am liebsten beschreiben?

Theaterdirector: Eine schönere Zeit kann man nicht wählen, als den Sommer, der jetzt eben beginnt und reich an Vergnügen ist. Wie süss ist der Schluss eines Sommertags, der unsere Jugend zum Bad in kühlen Bächen einladet und zum leichten Schlummer verführt im Schatten, wo säuselnde Waldlüfte sich kühlen, die über den blühenden Patalis hinstreifend, ihm seine Wohlgerüche raubten.

Schauspielerin [singt ein Lied].

Theaterdirector: Reizendes Lied, die ganze Versammlung funkelt gleichsam Beifall; die Musik zu den Worten erfüllt ihre Seele mit Entzücken. Mit welcher andern Vorstellung können wir die Fortdauer Ihrer Gunst uns sichern?

Schauspielerin: O mit keiner, als »dem entscheidenden Ringe«, den Sie eben angekündigt haben.

Theaterdirector: Wie konnt' ich auch das vergessen? In jenen Augenblicken wiegten mich Deiner Stimme Melodien in Zerstreuung und lockten mein Herz, wie den König Duschmanta jetzt die schnelle Antilope lockt. (Beide gehen ab.)

Hierauf beginnt das Schauspiel mit Duschmanta's Jagd nach einer Antilope. Wir finden hierin folgende Vergleichungspunkte mit dem Vorspiel zu »Faust«:

in beiden Vorspielen tritt ein Schauspieldirector auf, der mit ebenfalls in beiden auftretenden Personen seiner Truppe (bei Kalidasa eine Schauspielerin, bei Goethe der Dichter und die lustige Person) über das aufzuführende Stück sich bespricht, wobei

auf die zahlreiche, harrende Versammlung verwiesen und zu möglichst guter Leistung aufgefordert wird; im Allgemeinen aber wird die Nothwendigkeit, Kennern zu gefallen, und

von der einen Seite die Furcht vor Missfallen, sowie

von der andern Seite Vertrauen auf günstigen Erfolg ausgesprochen, übrigens dennoch

eine Einwirkung auf die Sinne der Zuschauer (bei Kalidasa durch Gesang, bei Goethe durch »Prospecte und Maschinen« etc.) für erspriesslich erkannt und endlich am Schlusse das zuerst zur Darstellung Kommende angedeutet (bei Kalidasa Duschmanta's Antilopenjagd, bei Goethe der Himmel).

Man bemerke jedoch, dass Goethe das kecke Vertrauen der indischen Schauspielerin vielmehr seinem Director und der lustigen Person, die höheren Ansprüche des Theaterdirectors bei Kalidasa dagegen seinem Dichter in den Mund gelegt hat.

Bei der Mahnung der lustigen Person an den Dichter:

Lasst Phantasie mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
Doch merkt euch wohl! nicht ohne Narrheit hören —

sowie bei den Aufforderungen des Directors:

Wer Vieles bringt, wird manchem Etwas bringen.

und:

So schreitet in dem engen Vaterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus,

Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle —

wird man auch an Sakontala erinnert, namentlich auch an jenes Epigramm:

Willst Du die Blüthe des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willst Du was reizt und entzückt, willst Du was sättigt und nährt,
Willst Du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen,
Nenn' ich Sakontala, Dich, und so ist Alles gesagt.

Bei dieser Gelegenheit mag noch, ohne Gewicht darauf zu legen, darauf aufmerksam gemacht werden, dass der in dem 1774 gedichteten Gespräche Faust's mit Wagner vor dem Stadtthor vorkommende Vers:

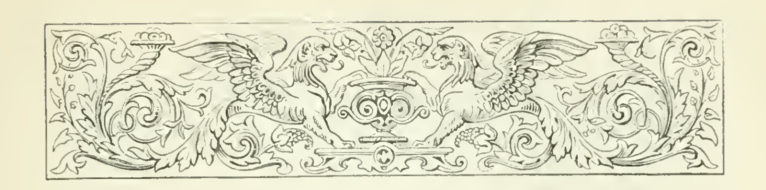
Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust —

auf der Erinnerung an einen Vers in dem von Goethe in »Götter, Helden und Wieland« beiläufig mit verspotteten lyrischen Drama Wieland's »Die Wahl des Herkules« nach dessen erster Fassung im »Teutschen Merkur« vom August 1773 zu beruhen scheint; die betreffende Rede des zwischen Tugend und Wollust schwankenden Herkules lautet:

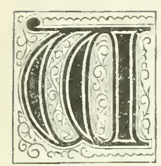
O Göttin! löse mir
Das Räthsel meines Herzens auf!
Zwo Seelen — zu gewiss fühl' ich's! —
Zwo Seelen kämpfen in meiner Brust.
So lang Du redest, siegt die bessre Seele!
Allein, kaum fasset diese Zauberin mich wieder
Mit ihrem Blick: so fühl' ich eine andre
In jeder Ader glühn, die wider Willen mich
In ihre Arme zieht.

III. Dramatische Entwürfe Goethe's.





I. Belsazar.

enige Wochen waren vergangen, seit der sechzehnjährige Goethe nach Leipzig gekommen war, um sich hier für die Rechtsgelehrsamkeit auszubilden, als er am 30. October 1765 an Freund Riese schrieb:

»Das beste Trauerspielmädchen sah ich nicht mehr. Wenn Ihr nicht noch vor Eurer Abreise erfahrt, was sie von Belsazar denkt, so bleibt mein Schicksal unentschieden. Es fehlt sehr wenig, so ist der fünfte Act fertig, in fünffüssigen Jamben.

Die Versart, die dem Mädchen wohlgefiel,
Der ich allein, Freund, zu gefallen wünschte.
Die Versart, die der grosse Schlegel selbst
Und meist die Kritiker für's Trauerspiel
Die schicklichste und die bequemste halten,
Die Versart, die den meisten nicht gefällt,
Den meisten, deren Ohr sechsfüssige
Alexandriner noch gewohnt — Freund! die,
Die ist's, die ich erwählt, mein Trauerspiel
Zu enden.«

Das ist alles was wir von Goethe's Trauerspiel »Belsazar« wissen, das jedenfalls in dem Feuer mit zu Grunde ging, durch welches Goethe den grössten Theil seiner Leipziger Dichtungen nach Erkenntniss ihrer Unzulänglichkeit vernichtete. Und doch bietet diese kurze Erwähnung manchen Stoff zu Betrachtungen über Goethe's Dichtweise und Bildungsgang.

Gleich an dieser ersten genannten Bühnenschöpfung Goethe's lassen sich alle Eigenthümlichkeiten wahrnehmen, welche wir bei seinen nachfolgenden dramatischen Dichtungen wiederfinden: das Anknüpfen an seine Beschäftigungen, die Beziehung auf ein weibliches Wesen, die freie Behandlung des Verses.

Von seinem eifrigen Forschen in der Bibel während seiner Knabenjahre erzählt Goethe in »Dichtung und Wahrheit« wiederholt, im vierten Buch aber noch bestimmter von dem Eindruck, den die dichterische Behandlung biblischer Stoffe, namentlich durch Klopstock und Moser, auf ihn ausgeübt hatten. Des letzteren »Daniel in der Löwengrube« (1763) mochte ihn noch besonders auf Belsazar geführt haben; eine sonstige Veranlassung, die ihm die Geschichte Belsazar's nahe gelegt haben könnte, dürfte sich nicht nachweisen lassen.

Aber dieses biblische Wesen nahm ihn so gefangen, dass er sich von dem tiefen Eindruck durch eine dichterische That befreien musste, wie er es sein ganzes Leben hindurch gehalten hat. Hierzu diente ihm in den frühsten Zeiten besonders gern die dramatische Form; ein Kunstrichter hatte es Goethe schon 1774 (»Teutscher Merkur« 8. Bd. S. 181) abgemerkt, dass er gewohnt sei, alles dramatisch zu denken. Im »Belsazar« finden wir das älteste Zeugniss hierfür.

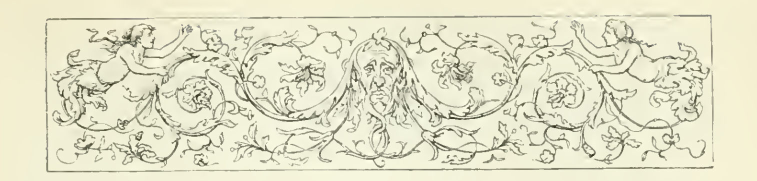
Bot die Geschichte des assyrischen Königs keinen Anknüpfungspunkt, die Angebetene seines Herzens zu feiern, so stärkte sich doch Goethe an deren Beifall. Wir wissen jetzt, dass Charitas Meixner in Worms diejenige war, der er vor seinem Abgang nach Leipzig und noch von dort aus huldigte; weil ihr der fünffüssige Jambus als dramatischer Vers gefiel, wandte ihn Goethe zum Schluss seines Trauerspiels an.

Diese Versart war damals etwas ganz Neues für die deutsche Bühne, die bis dahin für das höhere Trauerspiel nur Prosa oder aber Alexandriner kannte. Wenn Goethe dieselbe in dem Brief an Riese vom »grossen Schlegel« empfohlen nennt, so kann er dem Beiworte nach füglich nur Johann Elias Schlegel meinen; doch weiss ich nicht anzugeben, wo jene Empfehlung erfolgt sein soll; denn in seinem »Schreiben über die Komödie in Versen« erklärt dieser Schriftsteller den Vers von fünf Jamben mit weiblicher Endung (endecassillabo) als »zu zärtlich« für unser Ohr und den Vers mit reinen fünf Jamben, also mit männlicher Endung, um deswillen für ungeeignet, weil unsere Aussprache »nicht fliessend genug« sei, während er sich über den englischen Bühnenvers mit gemischten Endungen gar nicht äussert. Indessen kann man annehmen, dass dieses abfällige Urtheil sich nur auf das Lustspiel beziehe, für das ernstere Schauspiel aber der fünffüssig jambische Vers von Johann Elias Schlegel dadurch empfohlen worden sei, dass er 1748 oder 1749 »Die Braut in Trauer« nach Congreve's The Mourning Bride in diesem Versmass und zwar mit gemischten weiblichen und männlichen Endungen zu übersetzen angefangen hatte, welches Bruchstück 1762 aus seinem Nachlass zum Druck gelangte. Hiernach konnte allerdings dem J. E. Schlegel der Vorgang in Bezug auf Anwendung jenes Versmasses im deutschen Schauspiel

zuerkannt werden, obschon vor dem Druck seines Bruchstücks bereits nicht nur in Uebersetzungen oder doch Bearbeitungen aus dem Englischen Wieland 1758 »Lady Johanna Grey« nach Rowe und 1764 Johann Heinrich Schlegel »Sophonisbe« nach Thomson in derselben Versart wiedergegeben hatten, sondern diese auch im letztgedachten Jahr in deutschen Stücken von Weisse in »Befreiung von Theben« und von Klopstock in »Salomo« angewandt worden war; Brawe's schon 1757 wol unter Lessing's Einfluss gleichfalls in fünffüssigen Jamben geschriebener »Brutus« wurde jedoch erst 1768 veröffentlicht.

Gehörte sonach Goethe zu den Ersten, welche des englischen Bühnenverses — nach obigem Briefbruchstück zu urtheilen, mit gemischtem weiblichen und männlichen Ausgang — sich bedienten, so hielt er doch nicht dabei aus, und mehr als zwei Jahrzehnte vergingen, bevor ihn das Leben mit italienischen Dichtern dahin zurückführte. Wie er inzwischen bald schlichte, bald rhythmische Prosa, bald freie reimlose, bald gereimte, zum Theil den altdeutschen Reimpaaren nachgebildete, oder vielmehr an sie sich anlehnende Verse, ingleichen Alexandriner und antike Trimeter für seine dramatischen Dichtungen benutzte, gehört nicht weiter hierher; aber auch darin blieb er sich merkwürdigerweise treu, dass er wie in diesem frühesten Schauspiel — das er in fünffüssigen Jamben nur endete — wie im letzten, des »Faust zweitem Theil« und so vielen zwischenliegenden verschiedene Versmasse gebrauchte. Goethe mochte sich nie der Form als einem todten Schema fügen; er unterwarf sie sich und brachte jede immer nur da zur Geltung, wo sie der gemässeste Ausdruck des Inhalts war.





2. Mahommed.



Einige Dramenentwürfe Goethe's liegen in verschiedner und bis zu dreifacher Gestalt vor: in Erzählung des Plans, in Umriss der Ausführung und in ausgeführten Stücken. Nachdem einmal anerkannt ist, dass Scenerien und Bruchstücke in den Werken des Dichters nicht fehlen dürfen, erscheint es auch gerechtfertigt, einen Schritt weiter zu gehen. Liest man nämlich jene mehrfachen Mittheilungen über dasselbe Drama hintereinander, so geniesst man nicht einmal das, was vorhanden ist; man hat lauter Unvollständigkeiten ohne Zusammenhang. Unternimmt man es dagegen, die verschiedenen Mittheilungen nach ihrer Zusammengehörigkeit ineinander zu schieben, so verschafft man sich den nach den Umständen vollständigsten Ueberblick über das Vorhaben des Dichters. Der bezeichnete Fall liegt, abgesehen vom »Prometheus«, bei »Mahommed«, »Nausikaa«, der Fortsetzungen der »Pandora« und der »Natürlichen Tochter« sowie bei dem »Trauerspiel in der Christenheit« vor; bei den »Ungleichen Hausgenossen« und den »Aufgeregten« verhält sich's etwas anders.

Es soll hier zunächst eine gegenseitige Ergänzung der

vorhandenen Stücke zu dem musikalischen Drama »Mahommed« hergestellt werden.

Als Goethe im vierzehnten Buch von »Dichtung und Wahrheit« Zweck und Plan seines nicht später als 1773 entworfenen Drama's mittheilte, hielt er den schon niedergeschriebenen Anfang des Stücks für abhanden gekommen und nur den einen Gesang für erhalten, der 1773 im Göttinger Musenalmanach für 1774 zuerst gedruckt und nachher in seine Schriften aufgenommen war, hier jedoch aus dem Zwiegesang Ali's und seiner Gattin in einen Einzelgesang Mahommed's umgestaltet. Erst 1846 machte Schöll aus Papieren Goethe's den Anfang des Drama's bekannt; meines Erinnerns sind aber bisher nicht einmal die ausgeführten Stücke desselben in einer Ausgabe von Goethe's Werken im Zusammenhang zu finden.

Obgleich Goethe dieselben zur Zeit seiner Mittheilung in »Dichtung und Wahrheit«, mit Ausnahme des nachmals »Mahommed's Gesang« überschriebenen, seit vier Jahrzehnten nicht wiedergesehen haben wird, macht er doch ziemlich genaue Angaben darüber, die sich durch die nach seinem Tod erfolgte Wiederauffindung in Bezug auf die Eröffnungshymne vollkommen bestätigt haben. Goethe's Gedächtniss war demnach so treu, dass man nur bei unzweifelhaften Gegenbeweisen einen Irrthum in seinen Erzählungen behaupten darf. Einen solchen beging er nun aber jedenfalls hier, wenn er bei der Rheinreise mit Lavater und Basedow im Jahr 1774 durch die Betrachtung, wie diese bedeutenden Männer zu Erreichung ihrer höhern Zwecke sich gemeiner Mittel bedienten, zu der Idee des »Mahommed« geführt sein will, da dieser eben nachweislich schon etwa ein Jahr früher entworfen war. Umgekehrt mag er wol bei Beobachtung des Gebahrens der beiden Genannten lebhaft an

Mahommed erinnert und durch dessen Lebensgang über jenes Gebahren aufgeklärt worden sein. Sagt doch Goethe zugleich, dass er kurz vorher das Leben des orientalischen Propheten gelesen und studirt habe und dabei hat er jedenfalls sogleich den Vorsatz gefasst, das ihn tief Berührende dramatisch darzustellen.

Es ist die Vermuthung ausgesprochen worden, Goethe habe das Leben Mahommed's in Bayle's Dictionnaire gelesen. Dagegen möchte ich jedoch bemerken, dass die Zeit, in der er jenes Werk eifrig studirt zu haben erzählt, früher fällt und dass man aus seinen Worten, dass er »kurz zuvor das Leben des Propheten gelesen«, auf das gerade damals, 1773, erschienene zweibändige Werk Turpin's »La vie de Mahomet« schliessen darf.

Im Folgenden ist nun aus »Dichtung und Wahrheit« das auf Goethe's »Mahommed« Bezügliche — unter Ausschluss der Angabe des Inhalts der später wiedergefundenen Hymne — mit den ausgeführten Stücken zusammengestellt.

* * *

. . . . So wurde der Gedanke rege, dass freilich der vorzügliche Mensch das Göttliche, was in ihm ist, auch ausser sich verbreiten möchte. Dann aber trifft er auf die rohe Welt, und um auf sie zu wirken, muss er sich ihr gleichstellen; hierdurch aber vergiebt er jenen hohen Vorzügen gar sehr und am Ende begiebt er sich ihrer gänzlich. Das Himmlische, Ewige wird in den Körper irdischer Absichten eingesenkt und zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen.

. . . Alles was das Genie durch Charakter und Geist über die Menschen vermag, sollte dargestellt werden, und wie es dabei gewinnt und verliert.

Erster Act.

Feld. Gestirnter Himmel.

Mahommed allein, stimmt die Hymne an.

Theilen kann ich Euch nicht dieser Seele Gefühl!
Fühlen kann ich Euch nicht allen ganzes Gefühl!
  Wer, wer wendet dem Flehn sein Ohr?
    Dem bittenden Auge den Blick?

Sieh, er blinket herauf, Gad, der freundliche Stern!
Sei mein Herr Du, mein Gott! Gnädig winkt er mir zu.
  Bleib! bleib! Wendst Du Dein Auge weg?
    Wie! Liebt' ich ihn, der sich verbirgt?

Sei gesegnet, o Mond! Führer Du des Gestirns!
Sei mein Herr Du, mein Gott! Du beleuchtest den Weg.
  Lass, lass nicht in der Finsterniss
    Mich irren mit irrendem Volk!

Sonn', Dir glühenden, weiht sich das glühende Herz!
Sei mein Herr Du, mein Gott! Du Allliebender, Du,
  Der die Sonne, den Mond und die Sterne
    Schuf, Erde und Himmel und mich.

Halima, seine Pflegmutter, zu Mahommed.

Halima.

Mahommed!

Mahommed.

Halima! O dass sie mich in diesen glückseligen Empfindungen stören muss! Was willst Du mit mir, Halima?

Halima.

Ängstige mich nicht, lieber Sohn! Ich suche Dich von Sonnenuntergang. Setze Deine zarte Jugend nicht den Gefahren der Nacht aus.

Mahommed.

Der Tag ist über dem Gottlosen verflucht wie die Nacht. Das Laster zieht das Unglück an sich wie die Kröte den Gift, wenn Tugend unter eben dem Himmel gleich einem heilsamen Amulet die gesundeste Atmosphäre um uns erhält.

Halima.

So allein auf dem Felde, das keine Nacht vor Räubern sicher ist!

Mahommed.

Ich war nicht allein: der Herr, mein Gott, hat sich freundlichst zu mir genaht.

Halima.

Sahst Du ihn?

Mahommed.

Siehst Du ihn nicht? An jeder stillen Quelle, unter jedem blühenden Baum begegnet er mir in der Wärme seiner Liebe. Wie dank' ich ihm! Er hat meine Brust geöffnet, die harte Hülle meines Herzens weggenommen, dass ich sein Nahen empfinden kann.

Halima.

Du träumst! Könnte Deine Brust geöffnet worden sein und Du leben?

Mahommed.

Ich will für Dich zu meinem Herrn flehen, dass Du mich verstehen lernst.

Halima.

Wer ist Dein Gott? Hobal oder Alfatas?

Mahommed.

Armes, unglückseliges Volk, das zum Steine ruft: ich liebe Dich! Und zum Thon: sei Du mein Beschützer! Haben sie ein Ohr für's Gebet? Haben sie einen Arm zur Hülfe?

Halima.

Der in dem Stein wohnt, der um den Thon schwebt vernimmt mich. Seine Macht ist gross!

Mahommed.

Wie gross kann sie sein? Es stehen dreihundert neben ihm; jedem raucht ein flehender Altar. Wenn Ihr wider Eure Nachbarn betet und Eure Nachbarn wider Euch, müssen nicht Eure Götter wie kleine Fürsten, deren Gränzen verwirrt sind, mit unauflöslicher Zwietracht sich wechselsweise die Wege versperren?

Halima.

Hat Dein Gott denn keine Gesellen?

Mahommed.

Wenn er sie hätte, könnt' er ein Gott sein?

Halima.

Wo ist seine Wohnung?

Mahommed.

Ueberall!

Halima.

Das ist nirgends! Hast Du Arme, den Ausgebreiteten zu fassen?

Mahommed.

Stärkere, brennendere, als diese, Dir für Deine Liebe zu danken. Noch nicht lange, dass mir ihr Gebrauch verstattet ist, Halima! mir war's wie dem Kinde, das Ihr in enge Windeln schränkt: ich fühlte in dunkler Entwickelung Arme und Füsse, doch es lag nicht an mir, mich zu befreien. Erlöse Du, mein Herr, das Menschengeschlecht von seinen Banden! Ihre innerste Empfindung sehnt sich nach Dir.

Halima vor sich.

Er ist sehr verändert! Seine Stärke ist umgekehrt, sein Verstand hat gelitten. Es ist besser, ich bring' ihn seinen Verwandten jetzo zurück, als dass ich die Verantwortung schlimmer Folgen auf mich lade.

* * *

Nachdem sich also Mahommed selbst bekehrt, theilt er diese Gefühle und Gesinnungen den Seinigen mit. Seine Frau und Ali fallen ihm unbedingt zu.

Im

zweiten Act

versucht er selbst, heftiger aber Ali, diesen Glauben in dem Stamme weiter auszubreiten. Hier zeigt sich Beistimmung und Widersetzlichkeit nach Verschiedenheit der Charakter. Der Zwist beginnt, der Streit wird gewaltsam und Mahommed muss entfliehen.

Im

dritten Act

bezwingt er seine Gegner; macht seine Religion zur öffentlichen, reinigt die Kaaba von den Götzenbildern; weil aber

doch nicht alles durch Kraft zu thun ist, so muss er auch zur List seine Zuflucht nehmen. Das Irdische wächst und breitet sich aus, das Göttliche tritt zurück und wird getrübt. Auf dem höchsten Punkt des Gelingens sollte Ali [mit Fatema] diesen Gesang vortragen:

Ali.

Seht den Felsenquell
Freudehell,
Wie einen Sonnenblick!

Fatema.

Ueber Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen
Im Gebüsch.

Ali.

Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder;
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Fatema.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach —

Ali.

Und mit festem Führertritt
Reisst er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

Fatema.

Drunten werden in dem Thal
Unter seinem Fusstritt Blumen,
Und die Wiese lebt von
Seinem Hauch.

Ali.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm seine Knie' umschlingen,
Ihn mit Liebesaugen schmeicheln;
Nach der Eb'ne dringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.

Fatema.

Bäche schmiegen
Sich gesellschaftlich an ihn,
Und nun tritt er in die Eb'ne
Silberprangend.

Ali.

Und die Eb'ne prangt mit ihm.
Und die Flüsse von der Eb'ne

Fatema.

Und die Bächlein von Gebirgen
Jauchzen ihm und rufen:

Beide.

Bruder!
Bruder nimm die Brüder mit!

Fatema.

Mit zu Deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ocean,
Der mit weitverbreit'ten Armen
Unsrer wartet,
Die sich, ach! vergebens öffnen,
Seine sehnenden zu fassen;

Ali.

Denn uns frisst in öder Wüste
Gier'ger Sand: die Sonne droben
Saugt an unserm Blut,
Ein Hügel hemmt uns zum Teiche.
Bruder!
Nimm die Brüder von der Eb'ne,

Fatema.

Nimm die Brüder von Gebirgen

Beide.

Mit zu Deinem Vater, mit!

Ali.

Kommt Ihr alle!
Und nun schwillt er herrlicher,
— Ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor —
Triumphirt durch Königreiche,
Giebt Provinzen seinen Namen,
Städte werden unter seinem Fuss.

Fatema.

Doch ihn halten keine Städte,
Nicht der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuser, Monumente
Seiner Güte, seiner Macht.

Ali.

Zedernhäuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern; sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Segel auf zum Himmel
Seine Macht und seine Herrlichkeit.
Und so trägt er seine Brüder,

Fatema.

Seine Schätze, seine Kinder

Beide.

Dem erwartenden Erzeuger
Freude brausend an das Herz.

* *
*

Im

vierten Act

verfolgt Mahommed seine Eroberungen; die Lehre wird mehr Vorwand als Zweck; alle denkbaren Mittel müssen benutzt werden; es fehlt nicht an Grausamkeiten. Eine Frau, deren Mann er hat hinrichten lassen, vergiftet ihn.

Im

fünften Act

fühlt er sich vergiftet. Seine grosse Fassung, die Wiederkehr zu sich selbst, zum höheren Sinne, macht ihn der

Bewunderung würdig. Er reinigt seine Lehre, befestigt sein Reich und stirbt.

* *
*

Auffallend wird man im »Mahommed«, namentlich in der ersten Scene Anklänge an »Faust« bemerken. Schon den Grundgedanken jenes Drama's erkennen wir in Faust's Worten:

»Dem Herrlichsten was auch der Geist empfangen
Drängt immer fremd- und fremder Stoff sich an;
Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,
Dann heisst das Bess're Trug und Wahn.
Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle
Erstarren in dem irdischen Gewühle«.

Denn der Mahommed, welcher — wie es in der 6. Sure des Koran von Abraham berichtet wird — schwankt, ob er den Planeten Jupiter oder den Mond oder die Sonne anbeten soll, erinnert er nicht an den Faust, der nicht allein von Facultät zu Facultät Wahrheit suchend irrt, sondern auch, nachdem er vor dem Zeichen des Weltgeistes zurückgeschaudert ist, den Erdgeist beschwört, darauf dem höllischen Geist sich ergiebt, endlich aber zu dem »erhabnen Geist« sich wendet? Sodann: glaubt man nicht, wenn Mahommed nach der Hymne bei Halima's Nahen ausruft: »o, dass sie mich in diesen glückseligen Empfindungen stören muss!« Faust zu vernehmen mit seinem

»Dass diese Fülle der Gesichte
Der trockne Schleicher stören muss«?

Entferntere Anklänge an Mahommed's Frage an Halima über die in der 159. Sure niedergelegten Zeichen Gottes

in der Natur sind in Faust's Ergiessungen über Gott in dem Gespräch mit Gretchen, ingleichen an Mahommed's »Ich fühlte in dunkler Entwickelung Arme und Füsse etc.« an Faust's im Anfang des ersten Monologs ausgesprochnen Erkenntnissdrang. — Dagegen mahnt Mahommed's Verwerfung der Götzen aus Stein und Thon an des Prometheus Nichtachtung der alten Götter. Nach diesen Andeutungen hat man anzunehmen, dass Goethe die Ausführung des »Mahommed« schon aufgegeben hatte, als er »Prometheus« dichtete und »Faust« begann.





3. Prometheus.



Im October 1773 — wie das Jahr richtig in der Ausgabe letzter Hand von Goethe's Werken steht und nicht erst, wie später Besserwisser finden wollten Ende 1774 — beschäftigte Goethe die dramatische Bearbeitung des Prometheus, aber was er darüber niederschrieb, lernten nur wenige Vertraute kennen; an die Oeffentlichkeit gelangte es zum Theil erst sehr spät. Ein Stück gab ohne Goethe's Vorwissen 1785 Friedrich Jacobi als Beilage seiner Schrift »Ueber die Lehre des Spinoza» heraus und Goethe nahm es dann 1789 im 8. Band seiner Schriften unter die »Vermischten Gedichte« auf. Die übrigen dramatischen Auftritte kamen aber erst 1830 im 33. Band seiner Werke, Ausgabe letzter Hand, zu allgemeiner Kenntniss. Doch hatte Goethe schon vorher davon Kunde gegeben und zwar in dem 1814 erschienenen 3. Band von »Dichtung und Wahrheit.«

Seit Jahrzehnten ist nun streitig, theils ob das Drama als Bruchstück oder aber als abgeschlossen anzusehen ist, theils in welchem Verhältniss diese beiden Dichtungen zu

einander stehen, d. h. ob das früher bekannte Gedicht ein Zubehör der dramatischen Dichtung, oder ob es ein selbständiges Gedicht sein sollte. Der Erörterung dieser Fragen gilt gegenwärtiger Aufsatz.

Für »Dichtung und Wahrheit« schrieb Goethe 1812 oder 1813 darüber: »Das alte Titanengewand schnitt ich mir nach meinem Wuchse zu und fing ohne weiter nachgedacht zu haben ein Stück zu schreiben an, worin das Missverhältniss dargestellt ist, in welches Prometheus zu Zeus und den neuen Göttern geräth, indem er auf eigne Hand Menschen bildet, sie durch Gunst der Minerva belebt und eine dritte Dynastie stiftet. Und wirklich hatten die jetzt regierenden Götter sich zu beklagen völlig Ursache, weil man sie als unrechtmässig zwischen die Titanen und Menschen eingeschobene Wesen betrachten konnte. Zu dieser seltsamen Composition gehört als Monolog jenes Gedicht, das in der deutschen Literatur bedeutend geworden, weil dadurch veranlasst Lessing über wichtige Puncte des Denkens und Empfindens sich gegen Jacobi erklärte.«

Als Goethe dies schrieb, lag ihm sein Drama noch nicht wieder vor; es war verschollen und er hatte es wahrscheinlich seit nahezu 40 Jahren nicht wieder gesehen und trotzdem erinnert er sich desselben sowie des zu Grunde liegenden Gedankens, nicht minder des Umstandes genau, dass es unvollendet war. Letztres geht aus den Worten unzweideutig hervor: »ich . . . fing . . . ein Stück zu schreiben an«; er sagt nicht: ich schrieb es, und wer da weiss wie sorgsam Goethe in der Wahl seiner Worte war, wie selbst manche früher für gleichgültig gehaltene Ausdrücke Goethe's durch späteres Bekanntwerden bezüglicher Verhältnisse als wohlbedacht sich erwiesen

haben, der kann nicht in Zweifel sein, dass er sagen wollte, er habe das Drama »Prometheus« zwar angefangen aber nicht vollendet. Wenn Goethe hinzufügte: »zu dieser Composition gehört als Monolog jenes Gedicht etc.«, so muss diese Bemerkung vorerst ausser Betracht bleiben; denn er sagt nicht, ob er damals annahm, es habe sich dieser Monolog in dem verloren gegangenen Stück schon befunden, oder ob er ihn für nachgedichtet hielt.

Hierüber äusserte er sich erst bestimmt, als er von Seebeck unterm 11. December 1819 eine Abschrift des Drama's aus Lenzens Nachlass zugeschickt empfing, indem er am 11. Mai 1820 an Zelter schrieb: »Wunderlich genug, dass jener von mir selbst aufgegebene und vergessene Prometheus gerade jetzt wieder auftaucht. Der bekannte Monolog, der in meinen Gedichten steht, sollte den dritten Act eröffnen.«

Wer nur irgend Begriff von wissenschaftlicher Kritik hat, kennt als obersten Grundsatz, dass bei Beurtheilungen zunächst derjenige zu hören ist, dessen Leistung beurtheilt werden soll, und dass seinen Angaben nur insoweit keine Rücksicht zu schenken ist, als ihm nachgewiesen werden kann, nicht nur dass dieselben irrig oder unwahr sein müssen, sondern auch: was die Ursache war, dass geirrt werden konnte oder dass Falsches gesagt werden wollte. Wenn dieser Grundsatz der Hermeneutik nicht befolgt wird, wo eitle Überhebung und Besserwissenssucht sich breit macht, ist eben ein Tummelplatz für Willkühr.

Ist nun das Drama Prometheus als ein abgeschlossenes, fertiges anzusehn? Ein Überblick der Handlung wird uns darüber belehren.

Der erste Act beginnt mit der Mahnung Merkur's an Prometheus seinen Trotz gegen die Götter aufzugeben

und zum Gehorsam gegen Jupiter zurückzukehren, wogegen Prometheus im stolzen Eigenwillen auf seiner Selbständigkeit beharrt. Nach Merkur versucht auch Minerva Prometheus zur Nachgiebigkeit zu bewegen, allein weniger entschieden; denn sie ist von Anfang dem Krafttrotzigen nicht abgeneigt und verspricht ihm endlich sogar die Menschengestalt, die er aus todtem Stoff gebildet, zu beleben. Prometheus ist beglückt von dieser Aussicht für seine Geschöpfe und schliesst den Act mit den Worten: »Ihre Freude wird Dein Dank sein.«

Der zweite Act beginnt mit Merkur's Anklage gegen Minerva, dass sie sich zu den Empörern geschlagen und sogar den Bildsäulen des Prometheus Leben eingehaucht habe. Jupiter beruhigt den Götterboten und verbietet ihm sogar — was Merkur thun will — dem erdgebornen Volk des Göttervaters Güte und Macht zu verkünden, indem er sagt:

»Noch nicht! In neugeborner Tugendwonne
Wähnt ihre Seele sich göttergleich.
Sie werden Dich nicht hören bis sie Dein
Bedürfen. Überlass sie ihrem Leben!«

Das Leben des jungen Menschengeschlechts entrollt sich nun vor unsern Augen: Obsternte, Baden, Wettlaufen, Kränzewinden. Prometheus lehrt Hütten bauen und spricht dem Erbauer ausschliessliches Eigenthum daran zu; Männer streiten sich um eine Ziege; der eine reisst sie unrechtmässig an sich und verwundet überdies den Beraubten. Zuletzt tritt Pandora auf, des Prometheus liebstes Geschöpf; sie fragt ihn besorgt um das, was sich soeben mit ihrer Freundin zugetragen habe und das nach ihrer bewegten Schilderung Prometheus als den Tod bezeichnet,

dessen Wesen er weiter ausführt und mit Hindeutung auf Wiedergeburt der Gestorbenen schliesst.

Das ist das Ende des Stücks, aber zuverlässig nicht sein Schluss. Seine Grundlage ist das Zerwürfniss zwischen den Göttern und den Titaniden; gegen den Willen der Mehrzahl der ersteren schafft der titanische Prometheus unter Minerven's Beihülfe Menschen, deren Treiben wir dann zu sehen bekommen — aber was wird aus dem in der Anlage begründeten, tragischen Zusammenstoss der Göttergewalt und des Titanentrotzes? Dieser geknüpfte Knoten muss doch erst noch gelöst werden! Es ist noch gar nicht der Anfang gemacht Jupiter's mit olympischer Siegesgewissheit gesprochene Worte, dass die Menschen erst durch ihre Hülfsbedürftigkeit gedrängt, die Götterbotschaft vernehmen würden, zur Wahrheit werden zu lassen. Ja nicht einmal von dem Dank, den Prometheus Minerven in der Freude seiner belebten Geschöpfe verheisst, ist im zweiten Act etwas Entschiednes zu spüren.

Und wie das Stück dramatisch noch unfertig ist, so auch als Lösung einer Frage des Daseins. Der titanische Trotz ist weder gerechtfertigt noch verklärt, so lange Prometheus die Ergüsse seines Übermuthes machtlos zu den Göttern emporschleudert, während Jupiter gelassen dazu lächelt und sagt: ihr kommt mir schon noch! Es muss erst noch gezeigt werden, wie der Trotz siegreich bleibt oder aber gedemüthigt wird. Man kann sich an dem was wir von Goethe's Prometheus besitzen, sehr wohl als einer prachtvollen poetischen Skizze erfreuen, man mag auch zugeben, dass Goethe den Gedanken an eine Fortsetzung sehr bald habe fallen lassen, nur muss man diese Skizze, dieses Bruchstück nicht für ein poetisches Ganzes ausgeben oder behaupten wollen, dass es Goethe

selbst jemals als ein solches angesehen habe. Als Goethe das Stück 1819 wieder erlangt hatte, erneuerte er jene Angabe aus »Dichtung und Wahrheit«, dass dasselbe unvollendet sei und es gehört ein nicht beneidenswerther Dünkel dazu, zu behaupten: Goethe habe das nicht mehr zu beurtheilen verstanden. Ob er gerade Minerva schon früher als wieder auftretende Vermittlerin, welche etwa den trotzigen Titaniden und seine Menschen zur Einsicht ihrer Abhängigkeit von den Göttern brachte, gedacht hatte, wie er bei Aufnahme des Prometheus-Drama's in die Werke andeutete, kann man allenfalls dahingestellt sein lassen; hierbei handelte es sich nicht um Mangel an Urtheil, sondern mehr um mangelhafte Erinnerung, da allerdings zweifellos ist, dass Goethe sich in das wiedergefundene Werk nicht wieder so vertieft hat, als gälte es seinen Ausbau.

Zu der Versicherung Goethe's und der verständigen Prüfung, welche beide das Drama »Prometheus« als unvollendet erkennen lassen, kommen aber auch noch Beweise aus der Zeit seiner Entstehung.

Zunächst die Handschrift, welche am Schlusse des ersten Actes die Nachschrift »Ende des ersten Actes« und am Schlusse des zweiten die Nachschrift »Ende des zweiten Actes« aufzeigt. Diese wäre allem Brauch zuwider gewesen und würde ohne Beispiel sein, wenn der zweite Act der letzte hätte sein sollen; dann würde Goethe unfehlbar blos »Ende« oder vielleicht »zweiter und letzter Act« geschrieben haben.

Ferner zwei classische Zeugen. Heinrich Leopold Wagner führt eine Äusserung von Jacob Lenz an, worin dieser sagt: »Ich habe den Torso eines Prometheus von Goethe gelesen, das vielleicht das grösste war, was er schrieb, ich zweifle aber, dass er ihn darf drucken lassen,

so lang das deutsche Publicum moralische Abhandlungen und Gedichte zu vermischen schwach genug ist. Dieser Prometheus ist ein Götterverächter, wie er in der Geschichte war und sein musste. Ihn fromm zu machen, hiesse der Medicäischen Venus einen Rosenkranz in die Hände geben. Eben in seiner Gottlosigkeit, mit all den Liebenswürdigkeiten vergesellschaftet, macht er die erschütternsten Sensationen, und sein von ihm nach seinem Ebenbild geformtes Mädchen schmelzt uns in Mitleid und Liebe dahin.« *) Also: Lenz kannte das Drama als Bruchstück, obschon bis zum Ende des zweiten Acts.

Noch bestimmter spricht hierüber Schönborn in einem Brief an Gerstenberg vom 12. October 1773, worin er über Goethe schreibt: »jetzo arbeitet er an einem Drama, Prometheus genannt, wovon er mir zwei Acte vorgelesen hat, worin ganz vortreffliche, aus der tiefen Natur gehobne Stellen sind.« **) Also: Goethe las nicht ein Drama von zwei Acten, sondern zwei Acte von dem Drama vor, an dem er noch immer arbeitete, woraus demnach folgt, dass zu den zwei Acten noch mehrere kommen sollten.

Als Bestätigung dessen dient noch der Umstand, dass Goethe erst nach Jahresfrist das Drama aus den Händen gegeben, er also in der Zwischenzeit auf die Fortsetzung noch nicht verzichtet zu haben scheint.

Hoffentlich sind diese Beweise schlagend genug, um das fast dreissigjährige Gespenst eines vermeintlich fertigen Prometheus in sein Nichts zurückzutreiben.

---

*) Neuer Versuch über die Schauspielkunst. Aus dem Französischen. Leipzig 1776. Seite 292 f.

**) Zum 29. Januar 1878 u. s. w. von Director Redlich. Hamburg 1878. Seite VI.

Die andere Hauptfrage ist nun das Verhältniss des schon seit 1789 in Goethe's Schriften befindlichen Gedichts »Prometheus« zum Drama. Schon oben wurde erwähnt, dass Goethe selbst das erstere anfänglich nur allgemein als zum Drama gehörigen Monolog, später aber genauer als Anfang des dritten Actes bezeichnete.

Soviel ist ausgemacht, dass das Gedicht ursprünglich nicht im Drama stand; das beweist nicht nur die Lenzische Abschrift, worin es fehlt, sondern auch der Umstand, dass Heinse in einem Brief an Gleim vom 8. September 1775 dasselbe nur als eine selbständige »Ode« kennt und bewundert, dass ferner Goethe es nach der Anmerkung zu einem Brief an Merck, Seite 55 der »Briefe an Johann Heinrich Merck u. s. w. von K. Wagner« (1835) für sich allein dem Darmstädter Freunde schickte, sowie endlich dass Jacobi es als etwas für sich Bestehendes drucken liess. Dies alles, sowie insbesondere auch, dass es Jacobi 1780 gegen Lessing als »Gedicht« bezeichnete und ebenso Goethe selbst in Briefen an Jacobi und an Frau v. Stein aus dem Jahr 1785 scheint zu beweisen, dass hier eine vom Drama unabhängige Dichtung vorliege. Allein ein aus dieser Bezeichnung als »Gedicht« etwa herzuleitender Beweis wird durch die Bemerkung widerlegt, dass Goethe sie an derselben Stelle in »Dichtung und Wahrheit« ein »Gedicht« nennt, in welcher er sie auch für einen Monolog des Dramas erklärt. Es liegt demnach kein Grund vor, diese ausdrückliche Erklärung Goethe's kurzsichtig und willkührlich in den Wind zu schlagen, weil wir uns etwa eine andre Vorstellung von der Absicht der späteren Dichtung gemacht haben. Jene Erklärung ist um so beachtenswerther, als das Gedicht seit 1785, wo es zu Goethe's grossem Verdruss von Jacobi veröffentlicht wurde,

wiederholt vereinzelt in dessen Gesichtskreis trat, er sich also leicht an den Gedanken hätte gewöhnen können, dass es eine abgeschlossene Dichtung sei, während er trotzdem dasselbe als Theil des Drama's anerkannte, das ihm seit vierzig Jahren nicht vor Augen gekommen war.

Indessen hat man eingeworfen: was konnte Goethe veranlassen, nachdem er Freunden schon das Dramenbruchstück mitgetheilt hatte, längere Zeit nachher ihnen wieder einen Monolog für dasselbe zu übermitteln? Dieser Frage ist nun aber mit grösserem Rechte die entgegenzustellen: was konnte Goethe daran haben, einen Gedanken, den er schon in einem Drama niederzulegen unternommen hatte, nochmals in einem Gedichte auszuführen, das, wol zu merken, nicht etwa weiter greift als das Drama? Es dürfte auch ein solches selbständiges, in der Person eines Dritten monologisch gehaltene Gedicht unter den Goethe'schen einzig in seiner Art sein.

Was Goethe vermochte, den Monolog nachzudichten, ist unschwer zu erklären. Prometheus war seinem Grundgedanken nach ähnlich tief, weittragend, grossartig erfasst, wie Faust, und wie Goethe an diesem eine lange Reihe von Jahren hindurch mit längern und kürzern Unterbrechungen arbeitete, wie der Geist ihn trieb, so fing er auch an den Prometheus zu behandeln, nur dass er diesen eher ganz bei Seite legte. Bei ruhiger Prüfung der im ersten Feuer hingeworfenen zwei Acte musste Goethe aber bald erkennen, dass der Anfang des Stücks mit allzukühner Voraussetzung mitten in die Handlung hineinspringt. Mit den ersten Worten ist schon der schroffste Conflict als vorhanden ersichtlich, ohne dass der Hörer eine Ahnung hat, was dieser Conflict bedeuten soll. Wer weiss, ob nicht Goethe vielleicht durch einen Zufall zur Einsicht dieser

fehlerhaften Anlage geführt wurde, nämlich dadurch, dass »Künstlers Erdenwallen«, das er wol gleich nach dem ersten Hinwurf des Prometheus niederschrieb, ganz mit denselben Worten beginnt wie letztres Drama: »Ich will nicht!« Doch das nur beiläufig!

Empfand nun Goethe das Bedürfniss, den Conflict des Prometheus einzuleiten, so lag es ganz im Geiste seiner damaligen dramatischen Compositionsweise, denselben mit einem Selbstgespräch beginnen zu lassen; so war's im »Faust«, so in »Künstlers Erdenwallen«, so im »Satyros«. In diesem Selbstgespräch lernen wir den Übermuth des Prometheus und seine Auflehnung gegen die Götter kennen und sehen den Boden für den Conflict bereitet.

Wenn hiernach das monologische Gedicht an die Spitze des Dramas gewiesen ist, so widerspricht das freilich der Angabe Goethe's von 1820, dasselbe habe den dritten Act eröffnen sollen, an welcher Stelle es dann 1830 auch in den Werken erschien. Hier befinden wir uns nun allerdings in dem äussersten Fall, dem eignen Zeugniss des Dichters entgegentreten zu müssen; wir sind zu der Annahme gezwungen, dass er sich nicht die Mühe genommen habe, das Gedicht mit dem wiederaufgefundenen Drama genau zu vergleichen. Wäre dies geschehen, so hätte es ihm nicht entgehen können, dass der Inhalt des Gedichts im ersten und zweiten Act schon abgethan war: nachdem wir aus den Zwiegesprächen mit Merkur und mit Minerva des Prometheus Gesinnung schon kennen, hat es keinen Zweck, sie noch einmal in einem Selbstgespräch zu vernehmen, während es ganz dramatisch ist, die vorher substantiell kundgegebene Gesinnung dialektisch behaupten zu lassen. Ebensowenig passt der Schluss des Gedichts nach den zwei ersten Acten; in diesen hat Pro-

metheus bereits Menschen geformt und er hat dies jetzt nicht mehr nöthig, nachdem seine Gebilde belebt sind und sich nun ohne sein Zuthun vermehren.

Nicht anzunehmen ist, dass Goethe eine gründliche Neubearbeitung des Stücks im Sinne gehabt habe; er würde sonst schwerlich das monologische Gedicht sofort Freunden mitgetheilt haben, ohne etwas Weiteres zu dem Zwecke zu thun. Es wäre doch zu sonderbar gewesen, wenn er, nachdem er schon ausgeführte Scenen des Stücks vorgelegt hatte, nachträglich ein viel beschränkteres Bruchstück einer Neubearbeitung an Jacobi gegeben hätte. Dagegen erscheint die nachträgliche Mittheilung ganz selbstverständlich, wenn die neue Dichtung eben nur eine verbessernde Zugabe zu der frühern sein sollte. Wo Goethe sonst Umarbeitungen seiner Dramen ausführte oder nur in Aussicht nahm, unterlässt er nicht dies ausdrücklich zu berichten, so von den »Mitschuldigen«, von »Götz von Berlichingen«, von »Claudine«, von »Erwin und Elmire«, von »Iphigenie«, von »Tasso«, von »Egmont«, von »Elpenor«, von »Stella«; bezüglich des »Prometheus« spricht er überall nur von beabsichtigter Fortsetzung. Das schliesst selbstverständlich nicht aus, dass er in den beiden frühern Acten des Dramas diejenigen Aenderungen vorgenommen haben würde, welche durch Eröffnung des Stücks mit dem neuen Monolog nöthig wurden. Er selbst konnte dies vielleicht deshalb nicht thun, weil er die Handschrift des ersteren, ohne selbst ein Duplicat zu behalten, weggegeben hatte. Wollen wir Nachlebenden uns den Genuss eines durch den Monolog vervollständigten Prometheus verschaffen, so werden wir nun selbst diese Aenderungen vornehmen müssen — aber auch vornehmen dürfen, wenn wir dabei nur von dem schuldigen Gefühl der Unter-

ordnung beseelt sind. Von einem ergänzenden Dichten kann dabei, wie sich von selbst versteht, nicht die Rede sein, sondern nur von einer bescheidnen Redaction, die auf logischen Gründen beruht und die Goethe bei der Ausgabe seiner Dichtungen auch selbst sorglos andern, wie Voss, Riemer, Eckermann überliess.

Der Monolog würde für sich allein den ersten Act bilden. Das kann nicht auffallen, da auch der nachmals als erster Act behandelte Anfang des »Faust«, der auch gleich den ganzen Conflict zwischen dem Erdgebundnen und dem ins Unendliche Strebenden in sich birgt, ebenfalls ganz vorwiegend aus einem Monolog besteht, und da ferner der zweite Act des »Satyros« ebenfalls lediglich Monolog ist.

Vergleichen wir nun diesen neuen ersten Act mit dem folgenden, so nehmen wir zunächst Anstoss an Wiederholung der Stelle des Monologs:

> Wer half mir
> Wider der Titanen Uebermuth?

in dem Gespräch des Prometheus mit Merkur, lautend:

> Haben sie . . .
> . . . .
> Diesen Busen gestählt,
> Zu trotzen den Titanen?

Beide Stellen sind an ihrem Ort nicht ohne Weiteres entbehrlich und da die Wiederholung nicht völlig gleichlautend ist, können wir sie uns gefallen lassen.

Eine andere Stelle des Selbstgesprächs tritt uns vertheilt in zwei andern Stellen des Zwiegesprächs mit Merkur entgegen, nämlich die:

Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herren und Deine?

in nachstehenden beiden:

Prometheus.

Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit,
Mein Herr und Eurer?

und:

Prometheus.

Was könnt Ihr?
u. s. w.
Vermögt Ihr mich auszudehnen,
Zu erweitern zu einer Welt?

Merkur.

Das Schicksal!

Prometheus.

Anerkennst Du seine Macht?
Ich auch!
Geh! ich diene nicht Vasallen.

Diese beiden letzteren Stellen im Zwiegespräch lassen sich nicht einfach streichen und an eine Umarbeitung darf freilich gar nicht gedacht werden; dagegen können im Monolog die vier Zeilen »Hat nicht« bis »und Deine« nicht nur ohne Bedenken ausfallen, sondern es gewinnt sogar dadurch der Monolog an Abrundung. Denn diese Zeilen mit ihrer Verweisung auf den Einfluss, den die Zeit auf Prometheus ausgeübt hat, stehen zwischen vier

vorausgehenden und fünf nachfolgenden, welche sich insgesammt auf das Verhältniss des Zeus zu Prometheus beziehen. Jene lauten:

> Hast Du die Schmerzen gelindert
> Je des Beladenen?
> Hast Du die Thränen gestillet
> Je des Geängsteten?

Diese aber:

> Wähntest Du etwa
> Ich sollte das Leben hassen,
> In Wüsten fliehn,
> Weil nicht alle
> Blüthenträume reiften?

Die hier angeführten neun Zeilen drücken den Gedanken aus: Hast Du mich deshalb Schmerzen überlassen, weil Du mich durch sie zum Lebenshasser zu machen hofftest? Diesen Gedankengang unterbrechen aber die dazwischen gestellten vier Zeilen, deren Inhalt auch mit den weiter zurückliegenden Zeilen

> Hast Du nicht Alles selbst vollendet,
> Heilig glühend Herz?

insofern in Widerspruch steht, als er in diesen sich selbst, in jenen ferneren aber der Zeit seine Erziehung zuschreibt, was in dieser unmittelbaren Aufeinanderfolge störend ist. Der Inhalt obiger vier und fünf Zeilen ist demnach mit Gewinn für das Ganze dem Zwiegespräch zwischen Prometheus und Merkur allein vorzubehalten.

Endlich finden sich die das gegenwärtige Thun ausdrückenden Worte des Monologs:

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei:
Zu leiden, zu weinen,
Zu geniessen und zu freuen sich
Und Dein nicht zu achten
Wie ich!

als Erzählung des Vergangenen in dem Aufruf des Prometheus an Zeus im ursprünglich zweiten Acte:

Ich habe sie geformt nach meinem Bilde;
Ein Geschlecht, das mir gleich sei:
Zu leiden, weinen,
Zu geniessen und zu freuen sich
Und Dein nicht zu achten
Wie ich!

Im grossen Monolog kann die Stelle nicht wegbleiben: sie ist der Schlussstein oder vielmehr die bohrende Spitze des gegen Zeus geschleuderten Trotzes; wol aber können wir sie ohne Bedauern im letzten Act missen und sogar wiederum mit Vortheil, indem dadurch der jubelnde Siegesruf des Prometheus

Sieh nieder, Zeus,
Auf meine Welt! Sie lebt!

kräftiger hervortritt, während die jetzt anschliessenden sechs Zeilen eine damit nicht in Einklang stehende trotzige Verbitterung bekunden.

Die Schlussscene würde alsdann so einzuleiten sein:

»(Thal am Fusse des Olympus. Man sieht das Menschengeschlecht durch's ganze Thal verbreitet. Sie sind auf Bäume geklettert, Früchte zu brechen; sie baden sich

im Wasser, sie laufen um die Wette auf der Wiese; Mädchen pflücken Blumen und flechten Kränze.)

Prometheus.

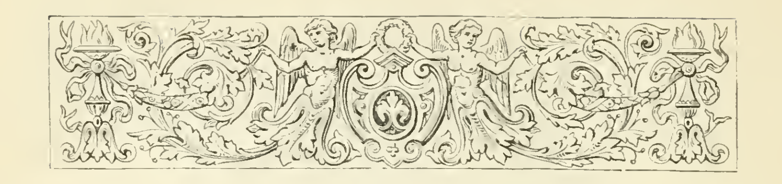
Sieh nieder, Zeus,
Auf meine Welt! sie lebt!

(Ein Mann mit abgehauenen jungen Bäumen tritt zu Prometheus.)«

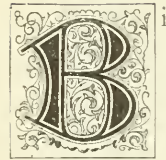
U. s. w.

Ueber die Fortsetzung haben wir schon angedeutet, dass der Ausspruch Jupiters über die Neugeschaffnen sich noch erfüllen muss: »Sie werden Dich nicht hören, bis sie Dein bedürfen.« Vorbereitet erblicken wir diesen Ausgang des Dramas in des Prometheus Neigung zu seinen Geschöpfen: diese zieht ihn selbst zu den schwächeren Menschen herunter; er mischt sich unter sie, freut sich und leidet mit ihnen, der Titanide geht in diesem Verkehr mit der Alltagswelt unter, er hört auf der Halbgott zu sein, welcher über seinen Geschöpfen als Schirmer und Helfer stand. Droht jenen nunmehr Unheil, so muss ein höher Waltender eintreten — das zu zeigen war zufolge seiner ersten Acte die Aufgabe der Fortsetzung des Dramas. Es ist das ein Ideengang zum Theil dem ähnlich, den Goethe unter rein menschlicher Umgebung, aber auch in weniger edlem Sinn im »Mahommed« auszuführen gedachte, während des Prometheus Trotz auf die eigne Kraft im »Faust« wieder Ausdruck fand. In wieder andrer Richtung drückt den Inhalt des »Prometheus« in milderer Weise das Gedichtchen »Menschengefühl« aus, das jetzt unter den vermischten Gedichten steht und jedenfalls auch in den siebenziger Jahren entstand.





4. Elpenor.



Bis ins Jahr 1860 ist meines Wissens eine Erklärung des »Elpenor« nicht durchgeführt worden; er galt bis dahin als ein Räthsel. Was Goethe selbst über das Stück äussert, ist wenig und gewährt keinen Anhalt für dessen Deutung. In seinem Tagebuch führt er den Beginn desselben am 11. August 1781 auf und gedenkt seiner noch am 19. desselben Monats. In Briefen an Frau von Stein schreibt er von einem in Arbeit befindlichen Stück am 19. August 1781 sowie am 1. und am 5. März 1873. Dass auch die beiden letzten Erwähnungen auf »Elpenor« sich beziehen, ist insbesondere deshalb gewiss, weil Goethe bei der zweiten von der Beendigung des zweiten Actes spricht, bis wohin eben »Elpenor« nur gedieh und weil er in den »Tag- und Jahresheften« berichtet, die beiden Acte des »Elpenor« seien 1783 geschrieben. Auch kann nur auf »Elpenor« folgende Stelle in Goethe's Brief an Knebel vom 3. März 1783 bezogen werden: »Ich hatte gehofft, das Stück, dessen Anfang Du kennst, auch noch bis zum Ausgange der Herzogin zu schreiben, es ist aber unmög-

lich. Der alte Plan war fehlerhaft und ich musste es von vorne an neu umarbeiten. Ich fahre sachte dran fort und ich denke, es wird ja nicht zu spät kommen«.

Goethe that jedoch nichts weiter daran. Zwar sagte er in der Zuschrift, welche Göschen mit der Ankündigung von »Goethe's Schriften« im Juli 1786 bekannt machte: er wünsche sich »noch so viel Raum und Ruhe, um die angefangenen Arbeiten, die dem sechsten und siebenten Bande zugetheilt sind, wo nicht sämmtlich, doch zum Theil vollendet zu liefern«; allein schon beim Erscheinen des ersten Bandes 1787 erklärte Goethe, die vier letzten Bände — im sechsten sollten die zwei Acte von »Elpenor« veröffentlicht werden — würden eine andre Gestalt, als die angekündigte erhalten und nun brachten sie »Tasso« und »Egmont«, von denen nur Bruchstücke in Aussicht gestellt waren, vollständig, aber »Elpenor« gar nicht. Nach einer brieflichen Äusserung gegen Schiller aus dem Juni 1798 hat indessen Goethe das Stück bei Herausgabe seiner Schriften vorgenommen; denn er schreibt, dass er dasselbe seit zehn Jahren nicht angesehen habe — also doch um 1788.

So wenig aus diesen Äusserungen für die Deutung des »Elpenor« zu entnehmen ist, so wenig auch aus sonst vorhandnen. Im Brief an Zelter vom 7. Mai 1807 sagt Goethe, das Stück liege ihm zu fern, als dass er selbst es noch zu beurtheilen vermöge und fügt hinzu: gewöhnlich werfe man eine Abneigung auf etwas, das man nicht zu vollenden vermocht habe, als auf ein Ding, das uns widerstrebe und dessen wir nicht Herr werden könnten.

Etwas ausführlicher lässt sich Goethe gegen Schiller aus, dem er das Bruchstück am 24. Juni 1798 mit folgender Bemerkung schickte: »In das andere beiliegende Manu-

script mag ich gar nicht hineinsehen; es mag ein Beispiel eines unglaublichen Vergreifens am Stoffe und weiss Gott für was noch anders ein warnendes Beispiel sein. Ich bin recht neugierig, was Sie diesem unglücklichen Product für eine Nativität stellen«. Schiller — scheinbar oder wirklich den Verfasser nicht ahnend — antwortet: »Auch das Drama folgt zurück; ich habe es gleich gelesen und bin in der That geneigt günstiger davon zu denken, als Sie zu denken scheinen. Es erinnert an eine gute Schule, ob es gleich nur ein dilettantisches Product ist und kein Kunsturtheil zulässt. Es zeugt von einer sittlich gebildeten Seele, einem schönen und gemässigten Sinn und von einer Vertrautheit mit guten Mustern. Wenn es nicht von weiblicher Hand ist, so erinnert es doch an eine gewisse Weiblichkeit der Empfindung, auch insofern ein Mann diese haben kann. Wenn es von vielen Longueurs und Abschweifungen befreit sein wird, und wenn besonders der letzte Monolog, der einen unnatürlichen Sprung enthält, verbessert sein wird, so lässt es sich gewiss mit Interesse lesen«. Darauf schreibt Goethe zurück: »Zufälligerweise oder vielmehr weil ich voraussetzte, Sie wüssten, dass »Elpenor« von mir sei, sagte ich es nicht ausdrücklich im Briefe; nun ist es mir um so lieber, da dieses Product ganz rein auf Sie gewirkt hat. Es können ungefähr sechzehn Jahr sein, dass ich diese beiden Acte schrieb, nahm sie aber bald in Aversion und habe sie seit zehn Jahren gewiss nicht wieder angesehen. Ich freue mich über Ihre Klarheit und Gerechtigkeit wie so oft schon, also auch in diesem Falle. Sie beschreiben recht eigentlich den Zustand, in dem ich mich befinden mochte, und die Ursache, warum das Product mir zuwider war, lässt sich nun auch denken«.

Die weibliche Empfindung in dem Stück erklärt sich aus den zur Zeit seiner Entstehung in Goethe vorherrschenden Gefühlen für Frau von Stein; sie giebt sich darin namentlich durch das viele Bethun von Weibern um einen herangewachsenen Jüngling kund. Sonst Näheres für die Auslegung ergeben vorstehende Äusserungen nicht; nur auf Goethe's erste gegen Schiller gethane wird noch einmal zurückzukommen sein. Suchen wir daher andre Wege zum Licht!

Betreffs der Form schliesst das Bruchstück an jene Schauspiele an, welche Goethe nach seiner Mittheilung an Eckermann vom 27. März 1825 in der Absicht dichtete, eine deutsche Bühne nach griechischem Vorbild zu schaffen, und von denen zwar »Iphigenie in Taurien« und »Tasso« vollendet, »Iphigenie in Delphi« und »Nausikaa« aber nur entworfen wurden, während später erst »Die natürliche Tochter« sich wieder an diese Form anschloss. »Elpenor« war, wie ausser »Iphigenie« und »Tasso« auch »Proserpina« — stellenweise auch »Egmont« — in rhythmischer Prosa geschrieben, die in jenem ersten Stück nachmals Riemer in aufdringlichem Verschönerungswahn in ungleiche Verse zerschnitt. Goethe erklärt diese ihm eigenthümliche sprachliche Form der Dramen in der »Italienischen Reise« (Rom, 10. Januar 1787) aus seiner Unsicherheit in der Prosodie, allein jedenfalls schwebte hierbei auch mit die Absicht vor, in dem Streit über den Vorzug des Verses oder der Prosa für die Bühne zu vermitteln.

Wenden wir uns nun zum Stoff! Es ist keine geschichtliche Begebenheit und ebensowenig eine Sage ermittelt, die im »Elpenor« dargestellt wäre. Die Namen geben durchaus keinen Fingerzeig, da sie nur die Charaktere andeuten: Antiope die nach Rache Begierige; Elpenor der

von Hoffnungen Beseelte, voll Hoffnungen Betrachtete; Lykus der räuberische Wolf; Polymetis der Vielschlaue; Evadne die Wohlgefällige. Wir sind daher bei Entwicklung der Begebenheit lediglich aufs Bruchstück verwiesen, und da dieses nicht einmal bis in den dritten Aufzug gedieh, so ist der Knoten noch gar nicht geschürzt, also das meiste noch zu errathen. Da liegt denn zunächst Folgendes zu Tage.

Von zwei Brüdern, die beide gemeinschaftlich ein Reich beherrschen, fällt der Eine, als er gegen den Landesfeind siegreich vorging, durch einen ihm tückisch gestellten Hinterhalt. Auf seine Wittwe Antiope wird bald darauf gleichfalls ein Überfall unbegreiflichen Ursprungs gemacht und sie dabei ihres Kindes, eines Säuglings, beraubt, während sie selbst schwer verwundet wird, aber doch am Leben erhalten bleibt. Vergeblich sind alle Bemühungen, Spuren des entführten Kindes zu entdecken; die verwittwete, nunmehr auch kinderlose Königin zieht sich darauf aus dem Reich ihres Gatten in ihr väterliches Erbreich zurück.

Hier bedarf sie in einer wichtigen Angelegenheit klugen Rathes und wendet sich deshalb in Person an den zwar seines rauhen Betragens und seiner Herrschsucht wegen von ihr nicht geliebten, aber seiner Klugheit halber als nützlich erkannten Schwager, König Lykus. Bei diesem sieht sie dessen kleinen Sohn Elpenor; beim ersten Anblick fühlt sie sich zu diesem und er sich zu ihr hingezogen; durch ihn wird sie um so lebhafter an ihr verlornes Kind erinnert, als Elpenor gleichen Alters mit demselben ist, ja sogar ein gleiches Maal am Nacken trägt, wie ihr Kind hatte. Durch die Zusicherung, dem Elpenor für den Fall, dass ihr eigner Sohn nicht wiedergefunden werden sollte,

nach ihrem Tode auch ihr eignes Erbland zu hinterlassen und durch sofortige Verpfändung eines Theils desselben an Lykus erlangt sie von diesem, dass er ihr seinen Sohn überlässt, um ihn bis zum Jünglingsalter zu erziehen.

Beim Beginn des Stücks ist nun der Tag gekommen, wo Elpenor seinem Vater zurückgegeben werden soll. Der bisher von weiblicher Zärtlichkeit umhegte Knabe freut sich der bevorstehenden grössern Freiheit und erwartet mit Sehnsucht — nicht seinen kommenden Vater, sondern — die Waffen, Pferde und Jugendgenossen, welche dieser ihm mitbringen und zu Gebote stellen wird. Da erscheint Antiope um Abschied zu nehmen und indem sie jetzt nochmals dem geliebten Pflegling ihre Geschichte und das über sie gebrachte Weh zu Gemüthe führt, fordert sie ihn auf, ihr mit furchtbarem Eid feierlich zu schwören, sie an dem Urheber ihres Unglücks zu rächen und ihn sammt den Seinigen bis zur Vertilgung zu verfolgen. Diesen Schwur leistet Elpenor, zugleich aber den, dem Vetter, wenn er noch lebe, sein Erbreich zurückzugeben. Um denselben erkennen zu können, verweist Antiope auf sein mit Elpenor gemeinsames Maal und beschreibt das Halsgeschmeide, welches das Kind bei dem räuberischen Überfall getragen habe.

Im zweiten Aufzug tritt, von König Lykus vorausgesandt, Polymetis auf, ein alter Diener seines Hauses. Er deutet an, dass er der Mitschuldige des Königs bei schweren Unthaten war, die derselbe gegen Antiope beging und dass er ein Ungeheuer gebunden halte, das den Elpenor zerreissen könne; er nimmt sich vor seine furchtbaren Geheimnisse zu verrathen und das Ungeheuer loszulassen, weil er nur in der zerstörenden Zwietracht des Fürstengeschlechts Gewinn für sich erblickt.

Mit dieser unheilschwangeren Aussicht schliesst das Bruchstück. Zwei Fragen drängen sich sofort auf: lebt Antiope's Sohn noch? und: ist Elpenor Antiope's oder Lykus' Sohn?

Die Bejahung der ersten Frage liegt nahe; denn nicht zu gedenken, dass jenes von Polymetis erwähnte Ungeheuer nur entweder der verschwundne Sohn der Antiope oder — dafern dies Elpenor ist — der Sohn des Lykus sein kann, so deutet auch verschiednes in der Anlage des Stücks schon darauf hin; namentlich wäre ausserdem ganz unbegreiflich, warum der Tod des Kindes überhaupt noch zweifelhaft gelassen ist und ferner würden sonst die Zeichen, an denen Elpenor den Vetter erkennen soll, ganz müssig im Drama stehn.

Zweifelhafter mag die Beantwortung der Frage erscheinen, ob Elpenor Sohn der Antiope oder aber des Lykus sei? Allein bei genauer Betrachtung wird man sich für ersteres entscheiden müssen.

Denn abgesehen davon, dass, wenn Elpenor des Lykus Sohn wäre, die Erwähnung der — vermeintlichen — Gleichmässigkeit des Maales am Nacken beider Kinder ebenso zwecklos wäre wie der Nachdruck, der darauf gelegt wird, dass des Lykus Gattin gleichzeitig mit Antiope schwanger gewesen und daher beide Kinder fast gleichaltrig gewesen seien, so erhält auch nur dann die beim ersten Erblicken sich lebhaft äussernde gegenseitige Anziehung zwischen Antiope und Elpenor, ingleichen wieder die Gleichgültigkeit, mit welcher Elpenor als Kind sich von Lykus fortbringen lässt, mit welcher er als Jüngling sich zu ihm zurückbegiebt und mit welcher er dessen von Antiope gescholtnen Ehrgeiz, gleichsam nur schicklichkeitshalber, entschuldigt — das alles hat nur dann Bedeutung, wenn eben Elpenor Antiope's Sohn ist.

Allerdings lassen sich Ausstellungen erheben. Zuvörderst könnte man einwenden: gesetzt auch dass Lykus wirklich das Kind, etwa nach Verlust des eignen, heimlich an sich genommen hätte, um nicht bei Kinderlosigkeit in der Herrschaft gefährdet zu sein, so nennt doch auch der in die geheime Geschichte des Königshauses eingeweihte Polymetis im Selbstgespräch, also ohne Absicht einer Täuschung, ausdrücklich Lykus den Vater Elpenor's, und obschon ferner die von Polymetis erwähnte schwarze That des Lykus jedenfalls nicht bloss auf die Beseitigung des Neffen, sondern auch auf die Ermordung des Bruders zu deuten ist, wie schon Antiope's Erzählung vom Untergang ihres Gatten ahnen lässt, so scheint doch mit dem Ungeheuer, das er zu Elpenor's Verderben loszulassen droht, nur Antiope's Sohn gemeint sein zu können, da des Lykus Sohn keine Ursache hätte, gegen den Sohn des von seinem Vater schmälich behandelten Hauses sich schonungslos zu bezeigen.

Zu Hebung dieser Dunkelheiten lassen sich indessen manche Auswege denken, keinesfalls aber kann aus dem mehrdeutigen Selbstgespräch des Polymetis die Widerlegung einer Folgerung abgeleitet werden, die sich auf andre gute Gründe stützt. So viel ist gewiss, dass Lykus, vielleicht aber auch Polymetis nicht weiss, dass Elpenor nur der Neffe des ersteren sei; das Personenverzeichniss beweist nichts, da ja allerdings Elpenor durch das ganze Drama hindurch als Lykus' Sohn gilt und das Personenverzeichniss nicht da ist, das Geheimniss der Handlung in voraus zu enthüllen; zudem ist es ohne Zweifel eine unzuverlässige Beigabe Riemer's. Der Vertauschung der beiden Kinder ist aber bereits im Bruchstück eine Thür offen gelassen, indem die Gattin des Lykus zu der Zeit, zu

welcher die dem Drama zu Grunde liegenden Ereignisse vor sich gehen, nicht als lebend erwähnt wird, mit ihr also die Wächterin fehlte, welche die Vertauschung unmöglich gemacht haben würde.

Ein andrer Einwurf gegen obige Ausbildung der im Bruchstück niedergelegten Keime könnte sein, dass wenn Elpenor Antiope's Kind ist, ja gar keine ernstere Verwicklung vorliege und das so thatenschwer angelegte Stück als Lustspiel verlaufen müsse. Hiegegen ist jedoch zu erinnern, dass es ganz darauf ankommt, zu welcher Zeit Elpenor als Sohn der Antiope entdeckt wird; die Entwicklung erhebt sich zur höchsten Tragik, wenn Elpenor in dem Augenblick wo er erfährt, dass Lykus es war, der den Gatten und den Sohn der Antiope bei Seite schaffen liess, diesen königlichen Mörder noch für seinen Vater hält; denn offenbar kann Elpenor seinem ganzen Wesen nach nicht zum Vatermörder werden und muss daher den Theil des frevelhaft voreilig geleisteten Racheschwurs, der ihn verpflichtet die Angehörigen des Mörders zu Grunde zu richten, zuerst an sich erfüllen und freiwilligen Tod erwählen. Stellt man sich nun vor, dass inzwischen Antiope das Geheimniss der Kindervertauschung erfahren hat und wonneberauscht herbeieilt, um den geliebten Elpenor als ihr eignes Kind ans Herz zu drücken, dass sie aber zu seiner Leiche oder doch zu dem Sterbenden kommt, dass sich also das sündige Rachegelübde gegen sie selbst gewendet hat, so würde das eine Scene geworden sein, wie erschütternder und bedeutungsschwerer die Bühne wenige gesehen hätte.

Im Wesentlichen entwickelt das Drama ebenso Cholevius (»Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen« II, 262) und auch Schöll (»Goethe's

Briefe an Frau von Stein« II, 96. Anm. 3) nimmt wenigstens Elpenor als Sohn der Antiope. Diese Entwicklung erklärt auch, warum Goethe sich mit Abneigung von dem Stücke wandte: der greuelhafte, gefühlmarternde Stoff musste ihn bei seiner leichten Erregbarkeit geradezu aufreiben. Man denke nur an das, was er am 9. December 1797 an Schiller schrieb: »Ich kenne mich zwar selbst nicht genug um zu wissen, ob ich eine wahre Tragödie schreiben könnte, ich erschrecke aber bloss vor dem Unternehmen und bin beinahe überzeugt, dass ich mich durch den blossen Versuch zerstören könnte«. »Elpenor« war aber mit seiner racheathmenden Antiope das Gegentheil der ihm ganz aus dem Herzen geschriebenen »Iphigenie«, wie überhaupt diese beiden Dramen als Gegenstücke betrachtet werden können; denn in beiden kommen nächste Verwandte unerkannt zusammen, aber in dem Einen bändigt Liebe selbst die Wildheit, während im Andern blinder Hass selbst das Liebste vernichtet.

Verbergen wollen wir uns dabei auch nicht, dass Goethe das unbehaglich empfundne »Vergreifen am Stoff« in dem verwickelten Durcheinander erkannte, welches allein die Katastrophe im »Elpenor« ermöglichte. Der Plan in seinen Bühnenstücken ist sonst ein höchst einfacher, durchsichtiger, während hier ein künstlicher, räthselreicher Plan zu Grunde liegt, wie ihn die Spanier liebten und die ältern französischen Dramatiker, namentlich Corneille, nachahmten.

So wenig nun aber der Stoff im allgemeinen Goethe's Lebensverhältnissen entsprach, so wenig Elpenor's Lage Ähnlichkeiten mit der seinigen entgegenbrachte, so wird er es doch nimmermehr haben lassen können, bei der Ausführung sich aus dem Spiel zu lassen; er konnte nur dichten, wo er sich heimisch fühlte.

Vorzugsweise ist es Elpenor's weibliche Umgebung und Erziehung, die auffällt und an Lebensumstände Goethe's erinnert. Nicht nur, dass in seiner Jugend die Mutter am nachdrücklichsten auf ihn einwirkte, dass er in Leipzig, Strassburg, Wetzlar, Frankfurt viele Herzensverhältnisse eingegangen war, so machten sich auch in Weimar und seiner Nachbarschaft Frauen und Mädchen viel mit ihm und er sich mit ihnen zu schaffen; bis zur Zeit der Entstehung des »Elpenor« mögen nur genannt sein: die Herzoginnen Amalie und Louise von Weimar, Herzogin Charlotte von Gotha, die Frauen von Stein, von Bechtoldsheim, von Branconi, Gräfin Werthern, die Fräulein von Göchhausen, von Waldner, von Ilten, Corona Schröter, Victorie Streiber. Sein eignes Wesen hatte selbst durch Zartheit und Empfänglichkeit etwas Weibliches.

Vor allen aber erkannte Goethe in der ihm damals am nächsten stehenden Frau von Stein seine Erzieherin und wie es von Elpenor in seiner Beziehung zu der noch für eine ihm fremd geltenden Antiope heisst (I, 1): »er gehört ihr nun durch Lieb' und Bildung«, so betrachtete sich auch Goethe als der geliebten Frau nicht allein durch Liebe, sondern auch durch ihren bildenden Einfluss eng verbunden. Er schreibt z. B. an sie am 13. März 1781: »Ich möchte Ihnen mein Leben, mich ganz hingeben, um mich aus Ihren Händen mir selbst wieder zu empfangen. Es ist auch schon zum Theil so mit mir«. — Sodann am 14. Mai desselben Jahrs: »Schaffe und bilde mich so, dass ich Deiner werth bleibe«. — Ferner am 9. April 1782: »Liebste, was bin ich Dir nicht schuldig! Wenn Du mich auch nicht so vorzüglich liebtest, wenn Du mich auch nur neben anderen duldetest, so wäre ich Dir doch mein ganzes Dasein zu widmen verbunden; denn hätt' ich auch

ohne Dich je meinen Lieblingsirrthümern entsagen mögen?« — Wie hiernächst Elpenor insbesondre zur Wohlthätigkeit und Mittheilsamkeit erzogen ist und (I, 2) sagt: »Ich will ein treuer Freund sein, will theilen was mir von den Göttern wird; und wenn ich alles habe was mich freut, will ich gern allen andern alles geben« — oder (II, 2): »Ich will den Vater bitten, dass er Wein und Brod und von den Heerden, was er leicht entbehrt, dem Volk vertheilt« — ebenso gedenkt auch Goethe öfters des Einflusses der Stein auf seine wohlthätige Gesinnung; wie im Brief vom 27. März 1781: »Die Offenheit und Ruhe meines Herzens, die Du mir wiedergegeben hast, sei auch für Dich allein, und alles Gute, was andern und mir daraus entspringt, sei auch Dein. Glaub' mir: ich fühle mich ganz anders, meine alte Wohlthätigkeit kehrt zurück und mit ihr die Freude meines Lebens. Du hast mir den Genuss am Gutsthun gegeben, den ich ganz verloren hatte«.

Gewissermassen mag man auch Ähnlichkeiten finden zwischen sonstigen Beziehungen Elpenor's zu Antiope einer- und Goethe's zu Frau v. Stein andrerseits. Wie Elpenor sich zu Antiope beim ersten Anblick wundersam hingezogen fühlt, so spricht Goethe sein uranfängliches Gefühl zur Geliebten als »Traum und Ahnung« im Gedicht vom 14. April 1776 aus:

»Ach, Du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau!«

Und wie die vor dem Gesetz gültige Annahme Elpenor's an Kindes statt das natürliche Band zwischen Mutter und Kind vertrat, so wünscht Goethe ein ähnliches im Brief vom 12. März 1781: »Ich wollte, dass es irgend ein Gelübde oder Sacrament gäbe, das mich Dir auch sittlich

und gesetzlich zu eigen machte.« Oder im Brief an Lavater aus Ostheim vor der Rhön vom Sommer 1780: »Auch thut der Talisman einer schönen Liebe, womit die Stein mein Leben würzt, sehr viel. Sie hat meine Mutter, Schwester und Geliebte nach und nach geerbt und es hat sich ein Band geflochten, wie es die Bande der Natur sind.«

Noch lassen die Worte, mit denen das Bruchstück schliesst, Anklang an eine Stimmung erkennen, die zu der Zeit der Dichtung des »Elpenor« mitunter sich seiner bemeisterte; denn obgleich damals das Verhältniss zu Charlotte v. Stein in seiner herrlichsten Blüthe stand, wandelte ihn doch oft die Furcht an, dass dieses Glück enden könne und wie bei Elpenor »vor den ausgebreiteten Armen scheitere die Hoffnung.« In solcher Stimmung schrieb er beispielsweise am 22. April 1781: »Gestern Nacht hatte ich grosse Lust, meinen Ring wie Polykrates in das Wasser zu werfen; denn ich summirte in der stillen Nacht meine Glückseligkeit und fand eine ungeheure Summe.« Am 9. April 1782: »ich habe in einer Nacht recht bitterlich geweint, da ich mir vorstellte, dass ich Dich verlieren könnte.«

Immerhin sind jedoch diese Beziehungen auf Goethe's Leben im »Elpenor« nur nebenbei laufende; die Fabel des Drama's muss von aussen gekommen sein. Man hat sie auf die Sage von Atreus und Thyestes zurückführen wollen. Hören wir, wie Iphigenie dieselbe im dritten Auftritt des ersten Acts des Goethe'schen Schauspiels erzählt und zwar nach der ältesten Prosabearbeitung.

»Atreus und Thyest beherrschten nach ihres Vaters Tod gemeinschaftlich das Reich. Nicht lange, so entehrt Thyest des Bruders Bett, und Atreus, sich zu rächen, ver-

treibt ihn von dem Reich. Thyest, der tückisch lange schon einen Sohn des Bruders entwandt und für den seinen auferzogen hatte, schickt diesen Sohn — sein Name war Pleisthenes — dass er dem Atreus nach dem Leben stehe und seinen eigenen Vater insgeheim ermorden sollte. Es wird entdeckt, und Atreus tödtet den gesandten Mörder, wähnend er tödtete seines Bruders Sohn. Zu spät erfährt er, wen er umgebracht, und an dem Bruder sich zu rächen, sinnt er still auf unerhörte Thaten. Versöhnt stellt er sich an und lockt Thyestes mit seinen beiden Söhnen zurück in's Reich, ergreift die armen Knaben und schlachtet sie heimlich, und setzt sie ihrem Vater zur schaudervollen Speise vor; und da Thyest an seinem eigenen Fleische sich gesättigt, wirft Atreus, der Entsetzliche, ihm Haupt und Füsse der Erschlagenen hin.« — Weiter berichtet die Sage, dass Thyestes seiner eignen Tochter Gewalt anthat, weil ihm das Orakel auf diesem Wege einen Rächer verheissen hatte; ferner, dass der aus dieser Blutschande entsprungene Sohn, Aigisthos, von Atreus, der ihn nicht als Neffen kannte, erzogen und nachmals abgesendet wurde, Thyestes zu morden, sowie endlich, dass letztrer in dem Gesendeten seinen Sohn erkannte und diesen nunmehr seinerseits bewog Atreus um's Leben zu bringen.

Unverkennbar liegen in diesen Sagen mit »Elpenor« übereinstimmende Züge und wie schon auf den Gegensatz dieses Drama's zur »Iphigenie« hinzuweisen war, ist man auch versucht, in letztrer selbst den Anlass zu der ein Jahr darauf entworfenen Bühnendichtung zu finden. Uebereinstimmend sind denn auch in der That die Verdrängung eines Herrschers durch seinen Bruder aus dem gemeinsamen Reich, sowie die Verwendung der mit ihrem Ursprung unbekannten Söhne der Gewalträuber zu deren

Bestrafung. Es muss zugegeben werden, dass weder in der Geschichte noch in der Sage ein zweites Beispiel solcher Brüderscheusale vorkommt und dass daher die Voraussetzung im »Elpenor«, welche Lykus und Antiope's Gatten Brüder sein lässt, wol der Pelopidensage entnommen sein wird, zumal die Äusserung Goethe's im Brief an Zelter vom 23. Februar 1817, dass er sich früher im Atreus'schen Haus eingesiedelt gehabt habe, nicht übersehen werden darf.

Allein diese äussern Ähnlichkeiten zwischen »Elpenor« und der Erzählung von Pelops Söhnen treten bei eindringender Betrachtung vor den im Wesentlichen begründeten, in den Bau und Verlauf des Drama's eingreifenden Verschiedenheiten völlig zurück.

Die griechische Sage hat im Grunde nur das Greuelhafte unersättlicher Rache zum Gegenstand; es verschwindet nicht nur der Abscheu vor dem ersten Anlass der Feindseligkeiten geradezu gegenüber den niederträchtigsten Steigerungen der Rachgier bis zu den ungeheuerlichsten Scheusslichkeiten, sondern es erscheint auch selbst der Mordangriff des Pleisthenes auf den ungekannten Vater — der dem »Elpenor« am nächsten stehende Vorgang — nur als einzelnes Glied der Kette von Verbrechen, als blosser Zwischenfall.

Im »Elpenor« dagegen ist dieses Begebniss das Äusserste, die Spitze der ganzen Handlung; hier ist nicht das Verabscheuungswürdige der Rache Gegenstand des Drama's, sondern ihr Verdienstliches, sofern dadurch die Bestrafung eines Verbrechers durch den von Natur dazu Berufenen herbeigeführt wird. Das ganze Drama ist eigentlich nur die Begründung der Rechtmässigkeit der Rache. Wenn auch Antiope das Bewusstsein haben mag, zur Rache des an ihrem Gatten verübten Mordes unnatürlicherweise

den eignen Sohn des Mörders zu verpflichten, so thut sie es doch nicht wie Atreus und Thyestes mit der Absicht, eine unnatürliche That zu veranlassen, sondern nur, weil sie über keinen gleich zuverlässigen Vollstrecker der Strafe für das ihr und den Ihrigen zugefügte Unrecht zu gebieten hat. Und dass diese That als der Entwicklungsschluss des Ganzen im »Elpenor« sich dargestellt haben würde, darüber lassen die Verzahnungen des dramatischen Bruchstücks einen Zweifel nicht aufkommen. Dasselbe spricht insofern das Gesetz eines höheren sittlichen Waltens aus, dass den Verbrecher seine Strafe gewiss ereilt, auch wenn für ihn schon alle Gefahr der Ahndung seiner That vorübergegangen zu sein scheint. Von solcher Sittlichkeit ist in der griechischen Sage keine Spur.

Sollte hiernächst »Elpenor« im Weiteren so verlaufen, wie oben dargelegt ist und wie er nach dem was davon vorliegt anders schwerlich verlaufen konnte, so beruht ein andrer wesentlicher Unterschied zwischen Goethe's Drama und der Pelopidensage darin, dass der mit dem unbewussten Vatermord beauftragte Pleisthenes als Opfer seines Auftrags fällt, ohne seinen Ursprung erfahren zu haben, während Elpenor, man mag sich das Ende des Drama's ausbilden wie man will, unbedingt Kunde erhalten musste, dass jener bisher unbekannte Brudermörder, den zu tödten er sich eidlich verpflichtete, derselbe Mann ist, den er für seinen Vater hält. Der hieraus entspringende Widerstreit der Pflichten ist das Ziel, auf das die Entwicklung des »Elpenor« zusteuert, das im ganzen Drama vorauszufühlen ist, sodass es durch diesen Unterschied zu etwas ganz andrem werden musste, als ein »Atreus und Thyestes« je hätte werden können.

Ähnlicher in dieser Hinsicht ist nun allerdings dem

»Elpenor« der Ausgang, welchen der mit Aigisthos geplante Anschlag gegen Thyestes nimmt; allein an einem gewissermassen zwingenden Beweggrund für die That des Aigisthos, an einem Zwiespalt der Pflichten, deren eine ihn wie den Elpenor drängte, etwas Unnatürliches zu vollbringen, gebricht es, wenn der, für welchen Rache geübt werden soll, noch am Leben ist und seine Sache selbst führen konnte, wie Atreus es gekonnt hätte. Es zeigt sich also auch an diesem Umstand, wie die griechische Sage im Gegensatz zu Goethe's Dichtung nur die Befriedigung massloser Rachsucht zum Gegenstande hat.

Es wird nicht nöthig sein des Breiteren auseinanderzusetzen, wie diese Verschiedenheiten das Drama durch und durch anders hätten gestalten müssen und es mag nur noch darauf aufmerksam gemacht werden, dass nicht zu verstehen wäre, warum Goethe die Namen der griechischen Sage verändert haben sollte, wenn er sie hätte darstellen wollen.

Müssen wir demnach die Annahme abweisen, dass Goethe nach griechischem Vorbild »Elpenor« entwarf, so haben wir nach seiner Quelle weiter umher zu spähen. Zuvor vergegenwärtigen wir uns jedoch noch übersichtlich die Motiven jenes Drama's bis zur Catastrophe, wie wir diese als nothwendiges Ergebniss der Entwicklung ermittelt haben. Dieselben sind folgende:

zwei hochgestellte Männer berühren sich in gegenseitig sich beschränkender Machtübung,

weshalb der Eine den Andern

sammt dessen Geschlecht zu vertilgen unternimmt;

vom Untergange wird aber ein noch ganz junges Kind gerettet,

ohne dass der Urheber der Vertilgung davon weiss;

das gerettete Kind gelangt durch Umstände in's Haus des Feindes,

der es, immer unbekannt mit dessen Abstammung, als eignes erzieht;

ebenso findet der Retter des Kindes im Hause des Verderbers Aufnahme,

weil dieser jenen vielmehr für seinen Mordgehülfen hält;

durch ihn wird der gerettete Sprössling später mit der Geschichte seines Hauses bekannt gemacht,

nachdem er, ehe er noch weiss wie nah ihn das angeht, sich verpflichtet hat, des schmählich verfolgten Hauses Untergang zu rächen;

er kommt durch dieses Gelöbniss in Widerstreit mit Kindespflicht,

erfüllt aber die Pflicht der Rache.

Wenn wir in den uns geläufigeren Literaturen keine Darstellung finden, der »Elpenor« seinen Ursprung verdanken könnte, so dürfen wir unbedenklich in den fernsten Kreisen darnach suchen. Goethe's Neigung, sich mit den Erzeugnissen fremder Literaturen vertraut zu machen, schreibt sich aus seinen frühesten Zeiten her. Überfliegen wir seine hierher gehörigen Bestrebungen bis zu den Jahren, in denen er »Elpenor« dichtete!

Als Knabe trieb er lateinisch, griechisch, hebräisch, französisch, italienisch und englisch. Er schrieb damals einen Roman in allen diesen Sprachen, nur das Hebräische mit Judendeutsch vertauschend. Aus der altrömischen Literatur ahmte er gleichfalls in jener frühesten Zeit die Komödien des Terenz nach, lernte die ersten Bücher der Äneide und der Metamorphosen auswendig und rechnete die letzteren noch als Student zu seinen Lieblingsdich-

tungen. Ferner bildete er sich im jugendlichen Alter nach der französischen Literatur: dichtete Schauspiele nach Piron und Lieder an eine französische Schauspielerin; machte sich später an eine Übersetzung von Corneille's »Le menteur« und fertigte ein Epigramm auf den Einzug der Königin Marie Antoinette in Strassburg. Von griechischen Dichtern begeisterten den jungen Mann namentlich Homer, Pindar, Anakreon, Euripides, Äschylus, Theokrit; er übersetzte einzelnes von Homer, Anakreon, Pindar, Pythagoras und bearbeitete »Die Vögel« des Aristophanes für die Liebhaberbühne des Weimarer Hofs.

Von den neuern Dichtern stellte Goethe die englischen am höchsten: von Shakespeare sagte er, dass er ihm verdanke, was er sei. Nächst ihm waren Swift, Sterne, Goldsmith seine Lieblinge; nach einer Ballade des letzteren dichtete er »Erwin und Elmire« und übersetzte dessen »Deserted village«. Auch Percy's »Relics of old english poetry« eignete er sich an.

Aus Macpherson's Liedern Ossian's übersetzte er mehrere, zum Theil unter Beachtung der Versform, welche der von Macpherson beigelieferte gälische Text aufwies.

Von Italienern liebte er auch schon zeitig Ariost und Tasso, ahmte dann Gozzi nach und übersetzte Lieder.

Nach der skandinavischen Edda liebte der junge Goethe Märchen zu erzählen, er dichtete einem dänischen Lied den »Erlkönig« nach und originaltreu gab er den serbischen »Klaggesang der edlen Frau des Asan-Aga« deutsch wieder. In den Ephemeriden seiner Studienzeit merkte er sich eine lettische Sprachlehre sowie Denkmale keltischer Poesie an.

Von aussereuropäischen Literaturen beschäftigten ihn damals insbesondere die hebräische, aus der er das soge-

nannte hohe Lied Salomons übersetzte; die arabische, aus der er nach Maracci's lateinischer Uebersetzung einige Suren des Koran verdeutschte; die indische, indem er die in Dapper's Reisebeschreibung gefundnen Mythen zu Märchenerzählungen benutzte. Auch brasilianische Liedchen umgab er mit deutschem Gewand.

Und dieses Eindringen in das Bildungswesen und Schriftthum fremder Völker setzte Goethe auch nach der Mitte der achtziger Jahre fort und erweiterte es zu dem Gedanken der Herstellung einer Weltliteratur, für welche vorzugsweise seine Zeitschrift »Über Kunst und Alterthum« warb. Allen europäischen Literaturen widmete er seinen Eifer und an Nachdichtungen liess er es bis ans Ende seines Lebens nicht fehlen: nach lateinischen, griechischen, französischen, englischen, italienischen, spanischen, neugriechischen, irischen, tschechischen, finischen Originalen; von seinen Forschungen über das Arabische und Persische zeugt der »Westöstliche Diwan«.

Aber auch die allerentlegenste Literatur, die der Chinesen, hatte Goethe zeitlebens vor Augen. Schon in den Ephemeriden von 1770 hatte er sich eine lateinische Übersetzung der sechs altclassischen Hauptwerke didaktischen, ethischen und philosophischen Inhalts vorgemerkt.

Wieder hat er sich 1796 mehrfach mit dem Chinesischen beschäftigt. Besage der Briefe an Schiller vom 3., 6. und 13. Januar jenes Jahrs ergötzte er sich an einem Religionsgespräch, welches der Jesuit Riccius mit einem chinesischen Gelehrten gepflogen hatte und nach einem Brief Schiller's vom 24. desselben Monats las er damals auch einen chinesischen Roman, jedenfalls »Hao kiu tschuen« (Hau kiou Chooan or The Pleasing History, London 1761, deutsch von Murr, Leipzig 1766), wegen dessen Übersetzung

Schiller 1800 und 1801 mit dem Buchhändler Unger verhandelte. Auch das am 10. August 1796 an Schiller gesendete, Jean Paul treffende Epigramm »Der Chinese in Rom« bezeugt, dass Goethe's Gedanken damals im fernen Ostreich weilten. Vielleicht fällt auch in diese Zeit das Vorhaben, Pinto's Reisen nach Ostindien und China zu übersetzen, wovon Schiller ihn abbrachte, wie Riemer berichtet. (»Mittheilungen über Goethe« II, 635.)

Da Goethe in den »Tag- und Jahresheften« (Abs. 340) unter den erfreulichen Verhältnissen des Jahres der Anwesenheit Klaproth's gedenkt und denselben auch im Brief an Eichstädt vom 27. November 1803 als Sinologen nennt, so lässt sich hieraus schliessen, dass er aus des letztern besondrer Kenntniss der chinesischen Sprache und Literatur Nutzen zog.

Bei dem Andrängen gewaltiger Weltbegebenheiten 1813 flüchtete sich Goethe in das schwerbewegliche Mittelreich, bei dessen Studium er wiederum durch den abermals in Weimar sich aufhaltenden Klaproth sehr gefördert wurde, wie er am 10. November an Knebel schrieb. Nach einem Brief an denselben Freund vom 9. October 1817 nahm damals das chinesische Schauspiel »Lao seng öhrl« (»Des Greises spätes Kind« von Wu Han Tschin) seine Theilnahme in Anspruch; er liess in dem Aufsatz »Über indische Dichtung« sich darüber aus.

Das Jahr 1827 ist wiederum voll von Chinesenthum. Am 31. Januar setzt er Eckermann die Schönheiten des Romans in Versen »Hoan tsien« auseinander, den er in der englischen Übersetzung von Thoms, die 1824 zu Macao unter dem Titel »Chinese Courtship« erschienen war, den Remusat in den Nouveaux mélanges Asiatiques ausführlich

besprochen hatte und den nachmals, 1836, Kurz als »Das Blumenblatt« deutsch herausgab. Nach seinem Tagebuch unterhielten Goethe im Februar »Pe mei sing jung«, damals französisch erschienen, wol nach den »Poems to hundred Beauties« von 1790 bearbeitet, wodurch Goethe veranlasst ward, sogleich den Aufsatz »Chinesisches« zu schreiben, in dem er einige dieser »Gedichte hundert schöner Frauen« in deutschen Reimen wiedergab. Gleichfalls nach dem Tagebuch las er im Mai den von Remusat übersetzten Roman »Ju kiao li« und im August dessen »Contes Chinois«. In ebendiesem Jahr entstanden auch die »Chinesisch-deutschen Jahreszeiten«.

Im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts machte man sich überhaupt viel mit chinesischem Wesen zu schaffen, nicht bloss in Kunst und Gewerbe, sondern auch in der Literatur und für die Bühne. Wie Goldsmith in »The Citizen of the world« über europäische Verhältnisse herzog, so der Marquis d'Argens in den »Lettres Chinoises«; im Göttinger Musenalmanach für 1773 dichtete Jemand »Vou-ti bei Thinna's Grabe«; in China spielt Gozzi's, durch Schiller uns Deutschen lieb gewordenes Märchenstück »Turandot«. Das chinesische Schattenspiel, in Paris beliebt, brachte Prinz Georg von Meiningen am Weimarischen Hof auf; in dem Jahr des Beginns des »Elpenor« sind uns zwei grosse Aufführungen von »Ombres Chinoises« bekannt: zu Goethe's Geburtstag am 28. August 1781 »Minervens Geburt, Leben und Thaten«, sowie am 24. November »Das Urtheil des Midas«.

Einige grössere Werke hatten die Aufmerksamkeit auf die von den unsrigen so abweichenden und dennoch bedeutenden Bildungszustände hingelenkt. Schon 1735 war von du Halde in vier Bänden »Déscription de la Chine«,

Anfang der siebziger Jahre in fünfzehn Bänden »Mémoires concernant l'histoire, les sciences, les arts, les moeurs, les usages des Chinois par les Missionaires de Pékin«, endlich von 1777 bis 1783 in zwölf Bänden von Mailla de Grossier »Histoire générale de la Chine« erschienen.

Insbesondre hat man in Weimar das Werk von du Halde genauer gekannt. Das 1781 und 1782 ausgegebene Journal von Tiefurt bringt zwei Erzählungen des Freiherrn von Seckendorff: »Der chinesische Sittenlehrer« und »Das Rad des Schicksals« (dessen Held Tschuang Tse von Seckendorff Thoangtse und beim nachmaligen Druck der Erzählung Thoangse genannt ist). Beide Erzählungen sind der zweiten Abtheilung des dritten Bandes der »Déscription de la Chine« oder der von 1747 bis 1749 herausgekommnen Übersetzung »Johann Baptista du Halde Ausführliche Beschreibung des chinesischen Reiches etc.« entlehnt; die erste befindet sich dort im zweiten, die andre im dritten Abschnitt.

In diesem selben Abschnitt steht aber auch ein Schauspiel, dessen ganz eigenthümliche und einzigartige Erscheinung ganz Europa in Aufregung versetzte. Es führt den Titel »Tschao shi ku öhrl ta pao tscheu«, d. h. »Des Hauses Tschao kleine Waise, die sich glänzend rächt«, ist im dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert von Ki Kiun Ziang verfasst und von Pater Prémare, jedoch mit Auslassung der schwerverständlichen Gesangstücke, ins Französische übertragen. Auf dieses Schauspiel gründete Metastasio »L'eroe cinese«, Murphy »The Chinese Orphan«, ein Student Friederichs in Göttingen »Der Chineser«, vor allen bekannt aber Voltaire »L'orphelin de la Chine«, bei dessen Herausgabe der Dichter sich ausführlich über dasselbe verbreitete.

Nach alle dem kann man es als eine Unmöglichkeit bezeichnen, dass Goethe das chinesische Stück nicht gekannt habe, und als selbstverständlich, dass es ihn durch seine neuen und kräftigen Motive fesselte. Vielleicht deutet er schon auf Beschäftigung mit diesem Schauspiel, wenn er im »Neuesten aus Plundersweilern« (1780) scherzt: das Theaterfeld erstrecke sich von London bis China.

Mustern wir den Inhalt von »Tschao Schi-ku-öhrl« um zu sehen, ob Goethe etwas davon benutzt hat!

In dem Vorspiel und den ersten drei Aufzügen wird vorgeführt, wie ein hoher Reichswürdenträger, Tu An Ku, das ihm im Weg stehende Geschlecht der Tschao durch allerhand Ränke vertilgt; nur ein während des Blutbads gebornes Kind, dessen Mutter nach der Niederkunft sich selbst das Leben nimmt, wird gerettet, aber freilich nur durch ein schweres Opfer des zum Hausstand gehörigen Arztes Tsching Ing. Ihm war das Neugeborne von der dem Tode entgegengehenden Wittwe anvertraut worden, und um das Pfand treu zu bewahren, giebt er es für sein eignes Kind und dagegen seinen ungefähr gleichzeitig gebornen Sohn für den letzten Sprössling der Tschao aus, worauf jener vor den Augen des Vaters ermordet wird. Tu An Ku nimmt nun zu Belohnung des vermeintlichen Verraths Tsching Ing und dessen angebliches Kind unter dem Namen Tsching Pei in sein Haus. Der wahre Name des Kindes, den ihm noch vor der Geburt dessen dem Tode schon geweihter Vater bestimmte, ist aber Tschao Schi-ku-öhrl, d. h. »Hauswaischen Tschao«, ein Name, der es an das Geschick seines Hauses und an die Pflicht, es zu rächen, erinnern soll.

Der vierte und fünfte Aufzug spielen zwanzig Jahr

später. Tu An Ku hat den jungen Tschao an Kindesstatt angenommen, und so wie er ihm seine ganze Zuneigung schenkt, besitzt er auch die ganze Liebe seines Pfleglings, der in ihm überdies den grossen Staatsmann und Feldherrn ehrt. Tsching Ing, der es als seine Aufgabe betrachtet, den Sprossen der Tschao anzufeuern, die Vertilgung seines Geschlechts zu rächen, hat unter diesen Umständen kein leichtes Spiel. Er muss vorsichtig zu Werke gehn und geräth daher auf den Gedanken, die ganze Geschichte des traurigen Untergangs der Tschao zu malen und die Bilder in die Hände seines angeblichen Sohnes zu bringen. Erst auf dessen Frage erzählt er diesem den Verlauf der Ereignisse und als es ihm gelungen ist, denselben über den noch ungenannten Urheber solcher Greuel in Wuth zu setzen und zu dem Entschluss zu vermögen, für Bestrafung des schändlichen Verbrechers einzutreten, da erst nennt er ihm seinen Pflegevater als den Wütherich und den Frager als die mühsam gerettete Waise. Vor der tiefsten Empörung über die vernommenen Schandthaten und der Überzeugung der Nothwendigkeit ihrer Bestrafung kommen alle kindlichen Gefühle zum Schweigen: Tschao tritt als Ankläger gegen seinen Pflegevater auf, und im letzten Aufzug steht der Bösewicht vor dem Richter, der ihn verurtheilt.

Während Friederichs das chinésische Schauspiel in seiner ganzen Ausdehnung bearbeitet hat, nahmen Metastasio und Voltaire nur den ersten aus Vorspiel und drei Aufzügen bestehenden Theil zum Vorwurf: den treuen Diener seines Herrn, welcher der Dienstpflicht sein eignes Kind opfert. Dagegen finden sich hauptsächlich im zweiten Theil alle die dreizehn Motive wieder, die oben aus »Elpenor« zusammengestellt sind. Der Hauptunterschied ist, dass El-

penor Rache für seine Pflegemutter gegen seinen wirklichen oder doch für den wirklichen gehaltenen Vater üben soll, während Tschao umgekehrt Strafe der Ermordung seines wirklichen Vaters am Pflegevater sucht. In beiden Fällen erhebt sich jedoch der Jüngling gegen Jemand, dem er ebenfalls kindliche Pflichten schuldet und die Umkehrung dieser Verhältnisse ist nicht so einschneidend, um bei den vielen Uebereinstimmungen einerseits und der Sicherheit über Goethe's Bekanntschaft mit dem Schauspiel »Tschao Schi-ku-öhrl« andrerseits noch einen Zweifel gegen den Nachweis aufkommen zu lassen, dass »Elpenor« auf das chinesische Schauspiel gegründet ist. Und wollte man auch den oben entwickelten Verlauf des Goethe'schen Stückes nicht bis zum Schluss anerkennen, so würde doch nur die Übereinstimmung mit dem dreizehnten Motiv wegfallen und sie bliebe noch immer bei zwölf.

Um ein übriges zu thun, lassen sich aber auch noch äusserliche Beweise der Abhängigkeit des »Elpenor« vom »Tschao Schi-ku-öhrl« beibringen und zwar zunächst durch Hinweis auf einzelne Züge, die aus letzterem in ersteren herübergekommen sind. So hat Elpenor mit Tschao die Liebe zu Pferden und Waffenübungen gemein; bei Elpenor bricht wie bei Tschao rachebegehrender Zorn schon hervor, als ihm die eigne Geschichte nur erst als eine fremde erzählt wird; wie Tsching im Selbstgespräch von seinem Geheimniss sagt: »ich bin 65 Jahr alt; sollt' ich sterben, wer wird's entdecken?« so Polymetis: »Entdeck' ich's nicht, so siegt der schändlichste Verrath!« Beide Genannte schwanken beunruhigt, ehe sie einen Entschluss fassen und beide wollen die Entscheidung dem Zufall anheimstellen; denn Tsching vermag nur zu hoffen, dass Tschao nach der Bedeutung der, die Geschichte seines Geschlechts dar-

stellenden Bilder fragen werde, und nur an diese Frage will er die Enthüllung der Geburt desselben knüpfen, andrerseits sagt Polymetis: »O gebt ein Zeichen mir, ihr Götter! Löst meinen Mund, verschliesst ihn — wie ihr wollt!« Sogar der Name des Königs Lykus scheint auf einer Stelle des chinesischen Schauspiels zu beruhen, indem die entsprechende Person, Tu An Ku, sich selbst gleich beim ersten Auftreten einem Tiger vergleicht, so dass an Stelle dieses Raubthieres nur ein anderes, der Wolf (λύκος), gesetzt ist.

Aber auch andre dem »Tschao Schi-ku-öhrl« nicht entnommene Züge sind eine Bestätigung, dass dieses Schauspiel Goethe's Quelle war; denn für Elpenor's gleichgültiges Verhalten gegen den nur vermeintlichen Vater sowie sein unwillkührliches inniges Anschliessen an die Frau, von der er noch nicht weiss, dass sie seine Mutter ist, fand Goethe gleichfalls den Vorgang in einer chinesischen Erzählung, welche sich in du Halde's Werk und zwar nicht nur in demselben III. Band, sondern auch in derselben 2. Abtheilung und sogar in demselben 3. Abschnitt mit dem Trauerspiel »Tschao Schi-ku-öhrl« befindet (in § 340), worin ein Knabe ganz ähnlich gegen seinen vermeintlichen Vater gleichgültig, sowie von dem noch unerkannten wirklichen Vater unwillkührlich angezogen sich zeigt, wie Elpenor.

Die Veränderungen, welche Goethe an dem Urbild seines »Elpenor« vornahm, waren nothwendig. Zuerst haben die Schritte, welche Tschao unternimmt, um Tu An Ku's Bestrafung herbeizuführen, für unsre Anschauung etwas Widerliches: wir vermissen die Nöthigung zu den Angriffen gegen den liebenden und geliebten Pflegevater und würden es zwar natürlich finden, wenn er sich von ihm trennte, aber sittlicher, wenn er nicht dem staatlichen,

sondern einem höheren Richter dessen Strafe anheimstellte. Gelangte Goethe durch diese Einsicht zu der Ueberzeugung, dass die Anklage als eine uns mehr einleuchtende Pflicht auferlegt sein müsse, so ergab sich daraus als naturgemäss, dass die Nöthigung zur Rache vom Verletzten, also von einer Person ausgehen müsse, die, wie Antiope, tiefes, unheilbares Weh durch die zu rächenden Unthaten erlitten hatte.

Eine bemerkenswerthe Abweichung vom chinesischen Bühnenstück ist ferner, dass eine Frau zur Trägerin der Rache gemacht ist. Es ist dies ein sehr feiner Zug, da ein wehrloses und dadurch zur Unterdrückung eines gerechten, tiefinnersten Hasses genöthigtes Weib dieses bittre Gefühl eher eine lange Reihe von Jahren hindurch verschlossen nähren darf, als ein Mann, der eine für geboten erachtete Genugthuung sich alsbald verschaffen muss, wenn er nicht verächtlich erscheinen soll — gar nicht zu gedenken, dass Tsching Ing es noch auf den Zufall ankommen lässt, dass der Strafwürdige wie sein Zögling nicht früher starben, ehe dieser zur Rache schreiten konnte. Einen zweiten Hamlet zu schreiben, mochte Goethe nicht gelüsten. Vielleicht schwebte ihm bei Antiope die durch Behandlung der Iphigeniensage ihm nahegetretne leidenschaftliche Elektra vor, die er nachmals in der »Iphigenie in Delphi« darstellen wollte. Möglicherweise kam er auf den Gedanken, dieses letztre Schauspiel zu schreiben, als er sich in Italien daran machen wollte, den »Elpenor« umzuarbeiten; es wäre ein milderer Nachklang dieses ältern Plans mit dem gleichen feindseligen Zusammentreffen naher Verwandten geworden.

Eine bedeutende Änderung Goethe's ist weiter die Verlegung der Geschichte des Schauspiels von dem ur-

sprünglichen Boden nach einem Lande mit hellenischer Bildung. Was konnte ihm freilich China sein? Durfte er den Schauplatz dort lassen ohne zugleich der Denk-, Handlungs- und Lebensweise der Chinesen sich zu fügen? Das chinesische Wesen steht aber dem unsrigen in vielen Beziehungen so schroff gegenüber, dass es bald verwirrend, bald abstossend, bald lächerlich auf uns wirkt; vom Standpunkt der Bühnenaufführung betrachtet, musste schon die chinesische Tracht unmöglich machen, durch die darein gekleideten Personen eine erschütternde Wirkung hervorzubringen. Durch Verlegung des Vorgangs in ein Reich der für uns als classisch geltenden alten Welt, brachte Goethe ihn an einen Ort, an dem rein menschlichen Motiven die freieste Herrschaft gestattet war.

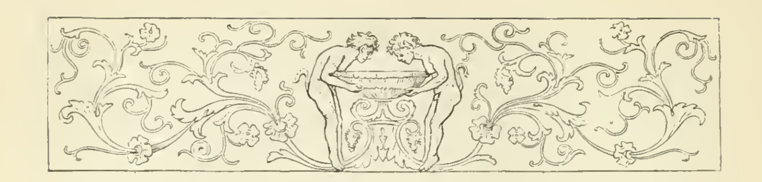
Endlich war die Erhebung der vornehmsten Person des Schauspiels, der in Tschao Schi-ku-öhrl nur ein Würdenträger ist, zu einem Landesherrn nothwendig, um den gegenüberstehenden Rächer aus sittlich freien Beweggründen handeln zu lassen. So lange über den Verbrecher ein staatlich geordnetes Gericht stehend zu denken war, konnte jeder Mitwisser seiner Unthaten als Kläger einschreiten und die Mitwirkung des wirklichen oder angenommnen Sohnes war überflüssig.

Die übrigen Abweichungen des »Elpenor« von »Tschao Schi-ku-öhrl« waren in der Hauptsache durch die hier hervorgehobenen bedingt. Weit entfernt aber, die Beziehungen dieser beiden Schauspiele zu einander zweifelhaft zu machen, dienen sie im Gegentheil dazu, dieselben zu bekräftigen. Erinnern wir uns der oben angeführten Stellen aus Goethe's Briefen an Knebel und an Schiller, dass der erste Plan fehlerhaft gewesen sei und er das Stück von vorn an habe neu umarbeiten müssen, sowie dass dasselbe ein Beispiel

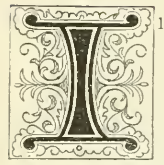
unglaublichen Vergreifens am Stoffe sei. Es ist hieraus zu schliessen, dass »Elpenor« eben deshalb zuerst fehlerhaft war, weil Goethe sich zu treu ans Urbild gehalten hatte. Indessen kam er trotz allen Änderns über den fremden, barbarischen Ursprung nicht hinweg, er fand, er habe sich am Stoffe vergriffen und unterliess daher die Vollendung.

Wir andern haben dies aber doch zu beklagen.





5. Nausikaa.



In der »Italienischen Reise« erzählt Goethe, dass er im April 1787 in Palermo im Entzücken über den Anblick des Meeres sich einen Homer gekauft und den Gesang über Ulyssens Aufenthalt auf dem Eiland der Phäaken gelesen habe; acht Tage später, am 16. April, versuchte er der Nausikaa eine dramatische Seite abzugewinnen am 8. Mai bedachte er den Plan weiter, als eine dramatische Concentration der Odyssee und am 15. Mai schrieb er an Seidel: »Was ich machen kann wird man vielleicht aus einem Stück sehn, das ich auf dieser Reise erfunden und angefangen habe.« Goethe war damit einem Gedanken näher getreten, den er schon am 22. October 1786, an welchem Tage er noch auf dem Übergang über die Apeninen begriffen war, vielleicht in Erinnerung des Aufenthalts in Venedig, in sein Tagebuch eingezeichnet hatte, nämlich: einen »Ulysses auf Phäa« — soll heissen »auf der Phäakeninsel« — zu dichten. Die durch Homer gegebene Anregung und die Erfahrungen, die Goethe damals selbst, als ein gleich Ulysses Weitgewanderter in Italien zu

machen Gelegenheit gehabt hatte, förderten das Vorhaben wenigstens eine Zeit lang: Goethe setzte ein Schema auf, welches die Personen der einzelnen Auftritte und deren kurze Inhaltsangabe enthielt, auch ging er an Ausführung des ersten Auftritts und einiger weitern Stellen. Doch blieb die Sache alsdann liegen und später, 1814, bei Bearbeitung der »Italienischen Reise«, schrieb er nur aus der Erinnerung darüber, aus welcher Erzählung zu entnehmen ist, dass Goethe nicht an Vorführung der Abenteuer des Ulysses dachte, auch nicht an einen geschichtlichen Conflict, sondern wie in den meisten seiner Dramen an einen reinmenschlichen Conflict. Er berichtet aber wie folgt:

»Der Hauptsinn war der: in der Nausikaa eine treffliche, von vielen umworbene Jungfrau darzustellen, die sich keiner Neigung bewusst, alle Freier bisher ablehnend behandelt, durch einen seltsamen Fremdling aber gerührt aus ihrem Zustand heraustritt und durch eine voreilige Äusserung ihrer Neigung sich compromittirt, was die Situation vollkommen tragisch macht. Diese einfache Fabel sollte durch den Reichthum der subordinirten Motive und besonders durch das Meer- und Inselhafte der eigentlichen Ausführung und des besondern Tons erfreulich werden.«

»Der erste Act begann mit dem Ballspiel. Die unerwartete Bekanntschaft wird gemacht und die Bedenklichkeit, den Fremden nicht selbst in die Stadt zu führen, wird schon ein Vorbote der Neigung.«

»Der zweite Act exponirte das Haus des Alcinous die Charaktere der Freier und endigte mit Eintritt des Ulysses.«

»Der dritte war ganz der Bedeutsamkeit des Abenteurers gewidmet, und ich hoffte in der dialogirten Erzählung seiner Abenteuer, die von den verschiedenen Zu-

hörern sehr verschieden aufgenommen worden, etwas Künstliches und Erfreuliches zu leisten. Während der Erzählung erhöhen sich die Leidenschaften, und der lebhafte Antheil Nausikaa's an dem Fremdling wird durch Wirkung und Gegenwirkung endlich hervorgeschlagen.«

»Im vierten Acte bethätigt Ulysses ausser der Scene seine Tapferkeit, indessen die Frauen zurückbleiben und der Neigung, der Hoffnung und allen zarten Gefühlen Raum lassen. Bei den grossen Vortheilen, welche der Fremdling davon trägt, hält sich Nausikaa noch weniger zusammen und compromittirt sich unwiderruflich mit ihren Landsleuten. Ulyss, der halb schuldig, halb unschuldig dieses alles veranlasst, muss sich zuletzt als einen scheidenden erklären, und so bleibt dem guten Mädchen nichts übrig, als im fünften Acte den Tod zu suchen.«

Als Boisserée sich von dieser Erzählung in der »Italienischen Reise« innigst gerührt bekannte, antwortete ihm Goethe am 4. December 1817: »es betrübt mich aufs neue, dass ich die Arbeit damals nicht verfolgt. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, welche rührende, herzergreifende Motive in dem Stoff liegen, die, wenn ich sie, wie ich in »Iphigenie«, besonders aber in »Tasso« that, bis in die feinsten Gefässe verfolgt hätte, gewiss wirksam geblieben wären.«

Während Goethe uns beim »Mahommed« zu bewundern gab, wie treu ihm sein Gedächtniss geblieben war, sodass seine Erzählung des Plans mit den erst später wieder zu Tag gekommenen Bruchstücken der Ausführung genau in Einklang stand, lässt sich das Gleiche bei »Nausikaa« nicht rühmen; sei es, dass hier die Erfahrung des festeren Haftens jugendlicher Eindrücke sich bewährt, sei es, dass Goethe nach Niederschreibung des Schema's und einzelner ausgeführter Stellen der »Nausikaa« sich noch länger mit

dem Plane des Trauerspiels getragen hat und nun der in der »Italienischen Reise« mitgetheilte Plan dessen letzte Gestaltung wiedergiebt. So ist namentlich die dialogirte Erzählung der Abenteuer des Ulysses von verschiedenen Zuhörern, worauf im Plane besonders Gewicht gelegt ist, im Schema gar nicht aufgeführt, am allerwenigsten passte sie in dessen dritten Aufzug, in den sie der Plan verlegt; dagegen ist umgekehrt der Inhalt dieses dritten Aufzugs im Plane nicht erwähnt. Die Freier, die nach diesem im zweiten und wol auch im dritten Aufzug eine Rolle spielen sollten, fehlen im Schema ganz. Der erste und der vierte Aufzug des Plans und des Schema's stimmen jedoch gut zusammen und dieser Umstand spricht ebenfalls dafür, dass der Plan den Umriss einer weiter fortgeschrittenen Dichtung wiedergiebt, als das Schema nebst Bruchstücken. Dieser frühere Entwurf schloss mehr sich an Homer an, das tragische Motiv der werbenden und abgewiesenen Freier — die Homer nur beiläufig erwähnt (Od. VI. 34 f. 283 ff.) — erfand Goethe sonach erst später. Hiernach empfiehlt es sich jedoch nicht, wie bei »Mahommed« geschehen, in eine Zusammenfassung der zusammengehörigen Stücke des Dramenentwurfs den Plan mit einzubegreifen, vielmehr werden nur in jedem Auftritt das handelnde Personal mit der Inhaltsangabe und ferner hiermit die vorhandenen Stellen der Ausführung zu vereinigen sein.

Bei Einreihung der letzteren können wir uns freilich einiger Willkühr nicht entschlagen; es ist geboten alle Stellen unterzubringen, aber, wohin sie gehören, ist zum Theil nur zu vermuthen. Bei einigen Stellen fehlt noch dazu die Angabe des Sprechenden und in diesen Fällen wird in der nachstehenden Zusammenfassung der Name desselben in eckige Klammern eingeschlossen sein.

Das Schema enthält aber auch Widersprüche theils in sich, theils mit den ausgeführten Stellen.

Merkwürdigerweise kommt im ganzen Schema, sowie in dem ausgeführten ersten Auftritt der Name Nausikaa gar nicht vor und ist statt dessen, wie man leicht erkennt, stets Arete gesetzt, wie bei Homer deren Mutter heisst. Nur in den Bruchstücken zu Ausführung des dritten Auftritts steht richtig: Nausikaa. Es ist dies um so auffälliger, als gleich im ersten aus Sicilien nach Hause geschriebenen Brief, in welchem die Beschäftigung mit diesem Drama sich erwähnt findet, dasselbe »Nausikaa« benannt ist. Dafern dieser Name nicht etwa erst bei der Redaktion der »Italienischen Reise« hineingekommen ist, müsste man annehmen, dass Schema und erster Auftritt zwischen dem 7. April — an welchem Tage Goethe den Homer kaufte und dessen Gesänge über Ulyssens Aufenthalt bei den Phäaken las — und dem 16. April — an welchem Tage er das weitere Durchdenken des Plans der »Nausikaa« anführt — geschrieben worden sind und Goethe erst nach der Niederschrift die Namensverwechslung gewahr wurde. Noch überraschender ist, dass im Schema Arete einmal richtig als Mutter der Nausikaa steht und zwar in der Inhaltsangabe des vierten Auftritts des fünften Aufzugs. Ob die unter dem Personal dieses Aufzugs im ersten Auftritt genannte Arete Mutter oder Tochter sein soll, kann in Zweifel gestellt werden, muthmasslich ist aber Nausikaa gemeint, die ausserdem im fünften Aufzug gar nicht auftreten würde, was undenkbar ist. Im vierten Aufzug sollte, nach dem Personal zu schliessen, Arete, die Mutter, nur von Alkinous als die Tochter dem Ulysses verweigernd erwähnt werden.

Es kommen aber im Schema und in den Bruchstücken

der Ausführung noch andere Namensvertauschungen und Unklarheiten bezüglich der Namen vor.

Im Schema nimmt ein Frauenzimmer Namens Xanthe keine unbedeutende Stelle ein. Wer ist damit gemeint? Bei Homer's Phäaken kommt der Name gar nicht vor. Im Schema ist sie mit Nausikaa zur grossen Wäsche an den Fluss gezogen; dann sucht sie mit ihr Kleider und Geschenke für Ulysses aus; bei der Katastrophe des letzten Aufzugs tritt sie wiederholt ohne Nausikaa auf. Ist aus diesen Angaben nicht zu entnehmen, in welchem Verhältniss Xanthe zu Nausikaa steht, so ist dagegen bei den Bruchstücken des dritten Auftritts, dessen Personal im Schema »Arete. Xanthe« angegeben ist, durch »Nausikaa. Eurymedusa« berichtigt. Eurymedusa nennt aber Homer (Od. VII., 8 ff.) die Kammerfrau der Nausikaa, vordem ihre Pflegerin. Es waltet kein Bedenken ob, Xanthe allenthalben durch Eurymedusa zu ersetzen, für die Goethe sich zuletzt entschieden hat.

Ferner giebt's da eine Tyche, die im ersten Auftritt die flinkste aller ballspielenden Mädchen ist, während in einem der Bruchstücke auf die Frage:

Du hältst ihn doch für jung? sprich, Tyche, sprich!

die Antwort erfolgt:

Er ist wol jung genug; denn ich bin alt etc.

Anzunehmen, dass auf die an die jugendliche Tyche gerichtete Frage eine dritte Person antworte, wäre zu wunderlich, als dass man einen Augenblick bei dem Gedanken verweilen dürfte, vielmehr ist auch hier unstreitig der Name Tyche von Goethe wiederholt worden, ohne dass er sich erinnerte, wen er früher Tyche genannt hatte, unter der man sich im ersten Auftritte etwa die von

Homer ohne Namen angeführte gleichalterige Freundin Nausikaa's, die Tochter des Dymas denken mag, welche jener im Traum erschien und sich erbot, sie zur Wäsche an den Fluss zu begleiten. (Od. VI., 22—40.) Dagegen ist Eurymedusa ein älteres Frauenzimmer, was sich nicht allein daraus ergiebt, dass sie Nausikaa aufzog, sondern auch daraus, dass Ulysses im zweiten Auftritt Nausikaa's Begleiterin ein »bejahrtes Weib« und sie selbst im dritten Auftritt die ballspielenden Jungfrauen »Kinder« nennt. Endlich kommt Tyche beim Personal des dritten Aufzugs gar nicht vor. Will man daher Ungleichheiten ausmerzen und darf man nicht wagen, den ersten obiger Verse zu ändern, etwa in

Du hältst ihn doch für jung, Eurymedusa?

so bleibt nichts übrig, als ihn zu beschneiden in

Du hältst ihn doch für jung? Sprich! — —

Endlich ist im Schema selbst eine Ungleichheit dadurch vorhanden, dass darin als Personen des zweiten Auftritts im dritten Aufzug Arete, Xanthe und Nereus aufgeführt sind, während in der Inhaltsangabe die Stelle vorkommt »Scherz des Bruders«, welcher letztere, da kein anderer Mann auf der Bühne sich befindet, eben nur Nereus sein kann. Ebenso sind als Personen des vierten Auftritts im zweiten Aufzug genannt: Alkinous, Sohn, Arete und Ulysses; im folgenden Auftritt aber: Ulysses und Nereus. Es liegt auf der Hand, dass nicht am Ende des vierten Auftritts drei Personen — Alkinous, Sohn und Arete — abziehen können, um einer neu eintretenden — Nereus — Platz zu machen, vielmehr entfernen sich offenbar nur Alkinous und Arete, indess Ulyss und der Sohn Nereus zurückbleiben. Homer nennt allerdings keinen der

Söhne des Alkinous Nereus, vielmehr die beiden verheiratheten gar nicht, die drei unverheiratheten aber Laodamas, Halios und Klytoneos (Od. VII, 110. VIII, 117 ff. 123. 130. 132—157. 207 ff.). — In Nereus einen Freier zu finden, daran gebricht es im Rahmen des Schema's schlechterdings an irgendwelchem Anhalt und selbst keine der in der Erzählung des Plans den Freiern zugedachten Situationen lässt sich auf Nereus anwenden.

Wenn es nun aber bei nachstehendem Abdruck angemessen erschien, die Namen, so wie sie Goethe schrieb, wiederzugeben, so konnten die vorstehender Darlegung entsprechend berichtigten Namen ebenfalls nur in eckigen Klammern beigefügt werden. Dies geschah ferner auch mit Personennamen, die bei Goethe ganz fehlen.

In derselben Weise endlich sind Ergänzungen im Personal des fünften Aufzugs einzuschalten gewesen. Wenn nämlich dort im dritten Auftritt nur Xanthe-Eurymedusa und im fünften Auftritt nur ein Bote aufgeführt sind, so muss beidemal »Vorige« ausgefallen sein; denn es ist schlechthin undenkbar, dass — wie ausserdem der Fall wäre — Alkinous und Ulyss dreimal zusammen auf die Bühne kämen um zweimal wieder zusammen abzutreten und um einer einzelnen an ihrer Stelle eintretenden Person Platz zu machen. Und was soll denn ein »Bote«, wenn er Niemand findet, seine Botschaft anzuhören? Ein Chor, dem er sie vortragen könnte, wie bei der antiken Tragödie, ist ja nicht vorhanden.

Die Stellen der Odyssee, auf welche sich einzelne Auftritte oder ausgeführte Verse beziehen, sind unterm Text beigefügt.

Das Personenverzeichniss, das hier voransteht, beruht auf den eben entwickelten Anschauungen; in Goethe's nachgelassenen Werken fehlt es, ebenso auch die Angabe des Schauplatzes.

NAUSIKAA.

Ein Trauerspiel.

PERSONEN.

Alkinous, König der Phäaken.
Nausikaa, seine Tochter.
Nereus, sein Sohn.
Ulysses.
Eurymedusa, Kammerfrau der Nausikaa.
Tyche, erste
Zweite } Jungfrau.
Dritte
Echeneas und die andern
Ältesten der Phäaken.
Bote.

Der Schauplatz ist im ersten Aufzug am Ufer des Flusses, nah am Meeresstrand; im zweiten im Garten des Alkinous; in den anderen Aufzügen in der Burg des Alkinous.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Mädchen. (Ballspiel). *)

Aretens [Nausikaa's] Jungfrauen *eine schnell nach der andern.*

Erste [Tyche] *(suchend).*

Nach dieser Seite flog der Ball! — Er liegt
Hier an der Erde. Schnell fass' ich ihn auf
Und stecke mich in das Gebüsche! Still!
(Sie verbirgt sich.)

---

*) Odyssee VI, 115 ff.

Zweite.

Du hast ihn fallen sehn?

Dritte.

Gewiss! Er fiel
Gleich hinter dies Gesträuch im Bogen nieder.

Zweite.

Ich seh' ihn nicht!

Dritte.

Noch ich!

Zweite.

Mir schien, es lief
Uns Tyche schon, die schnelle, weit voraus.

Erste [Tyche].

(Aus dem Gebüsch, zugleich rufend und werfend.)

Er kommt! Er trifft!

Zweite.

Ai!

Dritte.

Ai!

Erste [Tyche] *(hervortretend).*

Erschreckt Ihr so
Vor einer Freundin? Nehmt vor Amor's Pfeilen
Euch in Acht: sie treffen unversehener,
Als dieser Ball.

Zweite *(den Ball aufraffend).*

Er soll, er soll zur Strafe
Dir um die Schultern fliegen.

Erste [Tyche] *(laufend).*

Werft! Ich bin schon weit.

Dritte.

Nach ihr! Nach ihr!

Zweite *(wirft).*

Er reicht sie kaum; er springt
Ihr von der Erde nur vergebens nach.
Komm mit! Geschwind! Dass wir des Spiels so lang'
Als möglich ist, geniessen, frei für uns
Nach allem Willen scherzen; denn ich fürchte
Bald eilt die Fürstin nach der Stadt zurück.
Sie ist seit diesem heitern Frühlingsabend
Nachdenklicher als sonst, und freut sich nicht
Mit uns zu lachen und zu spielen, wie
Sie sonst gewohnt war. Komm! Sie rufen schon.*)

Zweiter Auftritt.

Ulysses *(aus der Höhle tretend; allein).***)

Was rufen mich für Stimmen aus dem Schlaf?
Wie ein Geschrei, ein laut Geschrei der Frauen
Erklang mir durch die Dämmrung des Erwachens.
Hier seh' ich niemand. Scherzen durch's Gebüsch
Die Nymphen? Oder ahmt der frische Wind,
Durch's hohe Rohr des Flusses sich bewegend,
Zu meiner Qual die Menschenstimmen nach?
Wo bin ich hingekommen? Welchem Lande

*) Od. VI, 110.
**) Od. VI, 119—147.

Trug mich der Zorn des Wellengottes zu?
Ist's leer von Menschen, wehe mir Verlassnen!
Wo will ich Speise finden, Kleid und Waffe?
Ist es bewohnt von rohen, ungezähmten,
Dann wehe doppelt mir! Dann übt auf's neue
Gefahr und Sorge dringend Geist und Hände.
O Noth! Bedürfniss, o! Ihr strengen Schwestern,
Ihr haltet, eng begleitend, mich gefangen.
So kehr' ich von der zehenjähr'gen Mühe
Des wohlvollbrachten Krieges wieder heim,
Der Städtebändiger, der Sinnbezwinger,
Der Bettgenoss unsterblich schöner Frauen.
In's Meer versanken die erworbnen Schätze,
Und ach! die besten Schätze, die Gefährten,
Erprobte Männer, in Gefahr und Mühe
An meiner Seite lebenslang gebildet,
Verschlungen hat der tausendfache Rachen
Des Meeres die Geliebten, und allein,
Nackt und bedürftig jeder kleinen Hülfe
Erheb' ich mich auf unbekanntem Boden
Vom ungemessnen Schlaf. Ich irrte nicht:
Ich höre das Geschwätz vergnügter Mädchen.
O dass sie freundlich mir und zarten Herzens
Dem Vielgeplagten doch begegnen möchten,
Wie sie mich einst, den Glücklichen, empfingen!
Ich sehe recht: die schönste Heldentochter
Kommt hier begleitet von bejahrtem Weibe,
Den Sand des Ufers meidend, nach dem Haine.
Verberg' ich mich so lange bis die Zeit,
Die schickliche, dem klugen Sinn erscheint!

Dritter Auftritt.

Nausikaa. Eurymedusa.

(Xanthe [Eurymedusa]: Frühling neu. Arete [Nausikaa]: Bekenntniss. Bräutigamszeit. Vater. Mutter.)

Nausikaa.

Lass sie nur immer scherzen; denn sie haben
Schnell ihr Geschäft verrichtet. Unter Schwätzen
Und Lachen spülte frisch und leicht die Welle
Die schönen Kleider rein. Die hohe Sonne,
Die allen hilft, vollendete gar leicht
Das Tagewerk. Gefaltet sind die Schleier,
Die langen Kleider, deren Weib und Mann
Sich immer, reinlich wechselnd, gern erfreut.
Die Körbe sind geschlossen; leicht und sanft
Bringt der bepackte Wagen uns zur Stadt.

Eurymedusa.

Ich gönne gern den Kindern ihre Lust,
Und was Du willst geschieht. Ich sah Dich still
Beiseit' am Flusse gehen, keinen Theil
Am Spiele nehmen, nur gefällig ernst
Zu dulden mehr als Dich zu freuen. Darf
Ich — — —

Nausikaa.

Gesteh' ich Dir, geliebte Herzensfreundin,
Warum ich heut so früh in Deine Kammer
Getreten bin, warum ich diesen Tag
So schön gefunden, unser weibliches
Geschäft so sehr beschleunigt, Ross und Wagen

Von meinem Vater dringend mir erbeten,*)
Warum ich jetzt auch still und sinnend wandle,
So wirst Du lächeln, dass mich hat ein Traum,
Ein Traum verführt, der einem Wunsche gleicht.**)

Eurymedusa.

Erzähle mir! Denn alle sind nicht leer
Und ohne Sinn, die flüchtigen Gefährten
Der Nacht. Bedeutend find' ich stets
Die sanften Träume, die der Morgen uns
Um's Haupt bewegt.

Nausikaa.

So war der meine. Spät
Noch wacht' ich; denn mich hielt das Sausen
Des ungeheuern Sturms nach Mitternacht
Noch munter. — — — — — —
— — — — — Schilt die Thräne nicht,
Die mir vom Auge fliesst.

— — — — — — — — —

Dann schweigen sie und sehn einander an.

— — — — — — — — —

— Und wie der arme letzte Brand
Von grosser Herdesglut mit Asche
Des Abends überdeckt wird, dass er Morgens
Dem Hause Feuer gebe, lag
In Blättern eingescharrt — — ***)

[Eurymedusa.]

Ein gottgesendet Übel sieht der Mensch,
Der klügste nicht voraus und wendet's nicht
Vom Hause.

---

*) Od. VI, 57—65. — **) Od. VI, 25—40. — ***) Od. V. 481—491.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Ulysses.

(Gärten des Vaters* Erstes Bedürfniss: Kleid, Hunger, Durst.**)

Nausikaa.

— — Du bist nicht von den trüglichen,
Wie viele Fremde kommen, die sich rühmen
Und glatte Worte sprechen, wo der Hörer
Nichts Falsches ahnet und zuletzt betrogen
Sie unvermuthet wieder scheiden sieht.
Du bist ein Mann, ein zuverlässiger Mann,
Sinn und Zusammenhang hat Deine Rede; schön
Wie eines Dichters Lied tönt sie dem Ohr
Und füllt das Herz, und reisst es mit sich fort.***)
— — — — — — — — — —
In meines Vaters Garten soll die Erde
Dich umgetriebnen, vielgeplagten Mann
Zum freundlichsten empfangen. — —
Das schönste Feld hat er sein ganzes Leben
Bepflanzt, gepflügt und erntet nun im Alter
Des Fleisses Lohn, ein tägliches Vergnügen.
Dort dringen neben Früchten wieder Blüthen,
Und Frucht auf Früchte wechseln durch das Jahr:
Die Pomeranze, die Citrone steht
Im dunklen Laube und die Feige folgt
Der Feige. Reich beschützt ist rings umher
Mit Aloe und Stachelfeigen — —,
Dass die verwegne Ziege nicht genäschig
— — — — — — — — — —

*) Od. VI, 292 ff. VII, 112—131. — **) Od. VI, 178 f. 192 f. 208 f. 214—228. 246—250. — ***) Od. VI, 187. 240—243.

Dort wirst Du in dem schönen Lande wandeln,
Im Winter Wohlgeruch von Blumen Dich erfreun.
Es rieselt neben Dir der Bach, geleitet
Von Stamm zu Stamm; der Gärtner tränket sie
Nach seinem Willen. — — —
— — — — — — — — — —
Ein weisser Glanz ruht über Land und Meer,
Und duftend schwebt der Aether ohne Wolken.
— — — — — — — — — —
Und nur die höchsten Nymphen des Gebirgs
Erfreuen sich des leicht gefallnen Schnees
Auf kurze Zeit.

Fünfter Auftritt.

Ulysses.

(Vorsicht seines Betragens. Unverheirathet.*)

Ulysses.

Zuerst verberg' ich meinen Namen; denn
Vielleicht ist noch mein Name nicht — —
— — und dann klingt der Name
Ulysses wie der Name jedes Knechts.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Alkinous.

(Früchte vom Sturm heruntergeworfen, Blumen zerstört. Latten zu befestigen. Sohn. Tochter.)

---

*) Od. VII, 208—218.

Zweiter Auftritt.

Alkinous. Nereus.

(Sohn: Geschichte. Beschreibung des Sturms. Abfahrt. Delphinen etc.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Arete [Nausikaa].

(Tochter: Wäsche selbst für den Vater bereitet. Sie erblickt Ulyssen.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Ulysses.

(Ulysses als Gefährte des Ulysses. Aufnahme. Bitte der Heimfahrt.* Bereitung des Nöthigen.)

Fünfter Auftritt.

Ulysses. Nereus.

(Nereus: Frage nach seinem Schicksale.** Bitte, seinen Gefährten zu helfen. Gegensatz des Mannes, der mit Gewalt, der mit Schätzen kommt.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Arete [Nausikaa]. Xante [Eurymedusa].

Aussuchen der Kleider und Geschenke. Lob des Ulysses. Eröffnung der Leidenschaft.

[Nausikaa.]

Du hältst ihn doch für jung? sprich!

---

*) Od. VII, 151 f. — **) Od. VII, 257 ff. VIII, 548—586. IX, etc.

[Eurymedusa.]

Er ist wol jung genug; denn ich bin alt,
Und immer ist der Mann ein junger Mann,
Der einem jungen Weibe wolgefällt.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Nereus.

(Nereus' Lob des Ulysses. Männliches Betragen.)

[Nereus.]

Der Mann, der einen ihm vertrauten Schatz
Vergraben — — — hatte der
Die Lust, die jener hat, der ihn dem Meer
Mit Klugheit anvertraut und — —
Zehnfach beglückt nach seinem Hause kehrt?

(Wille des Vaters, dass ihm Kleider und Geschenke gegeben werden.* Scherz des Bruders.)

[Nereus.]

Du giebst ihm gern den besten, merk' ich wol!

(Abschied des Ulysses.)

Dritter Auftritt.

Arete [Nausikaa].

(Und er soll scheiden.**)

Vierter Auftritt.

Ulysses. Arete [Nausikaa].

(Frage: unverheirathet? Die schöne Gefangene. Er lobt ihr Land und schilt seines. Sie giebt ihm zu verstehen, dass er bleiben kann.***)

---

*) Od. VIII, 389—395. — **) Od. VIII, 461 f. — ***) Od. VI, 240—245.

Fünfter Auftritt.

Arete [Nausikaa].

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Alkinous. Die Ältesten.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Sohn [Nereus].

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Arete [Nausikaa].

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Ulysses.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Arete [Nausikaa].

Zweiter Auftritt.

Alkinous. Ulysses. Sohn [Nereus].

Dritter Auftritt.

[Die Vorigen]. Xanthe [Eurymedusa].

Vierter Auftritt.

Alkinous. Ulysses.

(Scheiden. Dank. Tochter lässt sich nicht sehen. Scham. Er soll sie nicht falsch beurtheilen. Es sei sein eigen Werk. Ulysses: Vorwurf; er will nicht so scheiden. Trägt seinen Sohn an.* Arete [Alkinous] will die Tochter nicht geben.)

Alkinous.

O theurer Mann! welch einen Schmerz erregt
Das edle Wort in meinem Busen! So
Soll jener Tag denn kommen, der mich einst
Von meiner Tochter trennen wird. Vor dem Tag
Des Todes lassen soll ich sie — —
Und senden in ein fernes Land sie, die
Zu Haus so wol gepflegt? — —

(Ulysses' Überredung. Alkinous will gleich. Ulysses will seinen Sohn bringen; sie sollen sich wählen. Alkinous: Hochzeittag; Ausstattung.)

Alkinous.

So werde jener Tag, der wieder Dich
Mit Deinem Sohn zurück zum Feste bringt,
Der feierlichste Tag des Lebens mir!

Fünfter Auftritt.

[Die Vorigen]. Bote.**

*) Die nachhomerische Sage liess Nausikaa Telemach's Gattin werden.

**) Es ist vermuthet worden, der Bote bringe die Nachricht von Nausikaa's Tod. Daran ist aber gar nicht zu denken. Es wäre ganz unerklärlich, wie nach der Katastrophe, die mit Nausikaa's Tod eintritt, noch vier Auftritte folgen könnten und welchen Sinn dann noch das Hereintragen ihrer Leiche haben sollte. Der Bote kann lediglich Mittheilungen überbracht haben, die Nausikaa's Absicht, sich das Leben zu nehmen, erkennen liessen, aber erst ihre Leiche gab die Gewissheit.

Sechster Auftritt.

Alkinous. Ulysses.

Siebenter Auftritt.

Xanthe [Eurymedusa].

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Sohn [Nereus].

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Die Leiche.





6. Der Zauberflöte zweiter Theil.

Wenn Schikaneder's Buch zur »Zauberflöte« als Ausbund von Unsinn verschrieen war und ist, so giebt die ganz elende Sprache und Versbildung ein Recht dazu; wenn man aber die Verurtheilung ohne Weiteres auch auf den Grundgedanken des Singspiels erstreckte, so erschien es schon seltsam, dass Mozart sich für eine schlechthin nichtige Dichtung zu seinem Tonwerk begeistert gefühlt haben sollte; noch rathloser aber steht dieses Urtheil vor der Thatsache, dass Goethe sich zu einer Fortsetzung der »Zauberflöte« entschloss und sich jahrelang mit der Ausführung trug. Die Vermuthung lag nahe, dass man es hier mit einem Geheimniss zu thun habe, zu dessen Lösung das Märchen »Lulu oder die Zauberflöte« in Wieland's »Dschinnistan« kaum einen Anhalt bieten konnte, da es nur entfernte Berührungspunkte mit Schikaneder's Buch bietet. Man rieth auf eine versteckte Verklärung der französischen Revolution und andere Staatsverhältnisse, richtiger aber auf Geheimnisse der Freimaurerei, worauf auch Strehlke in der Vorbemerkung zur Goethe'schen Fort-

setzung in Hempel's Ausgabe von Goethe's Werken (IX., 263 f.) hindeutet. Einen ausführlichen Nachweis über diese maurerischen Beziehungen giebt aber die Schrift »Die Zauberflöte. Texterläuterungen für alle Verehrer Mozart's. Leipzig, Lissner 1866.«

Nach derselben stellt dieses Tonschauspiel die Schicksale der Freimaurerei in Oesterreich dar, wo Maria Theresia sie, durch die katholische Geistlichkeit aufgestachelt, verfolgte, während Joseph ihr ein Schützer zu werden versprach. Unter dem Heiligthum der Isis und des Osiris würde darnach die Freimaurerei, unter Sarastro wol Ignaz von Born, Meister vom Stuhl der Loge »Zur wahren Eintracht« und Seele des oesterreichischen Freimaurerthums, unter der Königin der Nacht die Kaiserin, unter Monostatos die Clerisei und das Mönchsthum, unter Tamino Joseph II. und unter Pamina die oesterreichische Nation zü verstehen sein. Der Schlussreim bringt die maurerische Dreiheit zum Ausdruck:

> Es siegte die Stärke und krönet zum Lohn
> Die Schönheit und Weisheit mit ewiger Kron'.

Jedenfalls war die richtige Deutung der »Zauberflöte«, auf die schon manche maurerische Anspielungen hinführten, unter den Logen verbreitet, und hatte daher auch Goethe, seit 1780 Maurer, Gelegenheit gehabt, davon zu erfahren. Die Oper wurde am 16. Januar 1794 in Weimar zum ersten Male aufgeführt, wozu Vulpius den Text durch Bearbeitung zu verbessern gesucht hatte, und so war sie Goethe'n näher gerückt. Derselbe spielt wiederholt auf die von ihm erkannten Geheimnisse des Buches an; so in dem Gespräche mit Eckermann vom 13. April 1823, indem er äusserte, dass allerdings Schikaneder's Operntext voller

Unwahrscheinlichkeiten und Spässe sei, die nicht jeder zurechtzulegen und zu würdigen wisse; ferner am 29. Januar 1827, dass dem Eingeweihten — ein für Freimaurer üblicher Ausdruck — der höhere Sinn der Erscheinung nicht entgehen werde; wenn er endlich sich aussprach: es gehöre mehr Bildung dazu, den Werth dieses Opernbuches zu erkennen, als ihn abzuleugnen.

Gründe, welche Goethe zu Ausführung eines zweiten Theils bewogen, gab es jedenfalls mehrere. Zunächst war es gewiss eine Forderung seiner Dichternatur, den weitgreifenden Gehalt des Freimaurerthums in der ihm besonders zusagenden Kunstform des Drama's zu verarbeiten; sodann war die jammervolle Arbeit Schikaneder's umsomehr eine Lockung, dem bedeutenden Stoff eine entsprechende Gestalt zu verleihen, als der Genannte eben erst, 1795, der »Zauberflöte« eine ebenso elende Fortsetzung in dem »Labyrinth«, das Winter componirte, gegeben hatte, und endlich bot der Gegenstand der »Zauberflöte«, was Goethe ausdrücklich hervorhob, das weiteste Feld zur Entfaltung tonkünstlerischer Wirkungen von höchster Empfindung bis zum leichtesten Scherz, wie er am 24. Januar 1796 an den Orchesterdirector Wranitzky schrieb.

Was Goethe selbst von seiner Dichtung sagt, ist hauptsächlich in der Beilage zum Brief an Wranitzky niedergelegt, worin er sich wie folgt auslässt: »Der grosse Beifall, den die »Zauberflöte« erhielt, und die Schwierigkeiten, ein Stück zu schreiben, das mit ihr wetteifern könnte, hat mich auf den Gedanken gebracht, aus ihr selbst die Motive zu einer neuen Arbeit zu nehmen, um sowol dem Publico auf dem Wege der Liebhaberei zu begegnen, als auch den Schauspielern und Theaterdirectionen die Aufführung eines neuen und complicirten

10*

Stücks zu erleichtern. Ich glaubte meine Absicht am besten erreichen zu können, indem ich einen zweiten Theil der »Zauberflöte« schriebe; die Personen sind alle bekannt, die Schauspieler auf die Charaktere geübt, und man kann ohne Uebertreibung, da man das erste Stück schon vor sich hat, die Situationen und Verhältnisse steigern und einem solchen Stück viel Leben und Interesse geben. In wieferne ich meine Absicht erreicht habe, muss die Wirkung zeigen. — Damit dieses Stück sogleich durch ganz Deutschland ausgebreitet werden könnte, habe ich es so eingerichtet, dass die Decorationen und Kleider der ersten »Zauberflöte« beinahe hinreichen, um auch den zweiten Theil zu geben; wollte eine Direction mehr darauf verwenden, so würde der Effect noch grösser sein, ob ich gleich wünsche, dass selbst durch die Decorationen die Erinnerung an die erste »Zauberflöte« immer gefesselt bleibe«.

Vossens Musenalmanach auf 1796 brachte schon das in Goethe's »Zauberflöte« eingelegte Lied »Von allen schönen Waaren etc.« unter der Aufschrift »Die Liebesgötter auf dem Markte« (jetzt »Wer kauft Liebesgötter«), wonach wenigstens 1795 schon das Stück muss begonnen gewesen sein; damit stimmt es, dass Goethe im Briefe an Schiller vom 12. Mai 1798 es als vor drei Jahren angefangen bezeichnet. Im letzten Jahre hatte Iffland die Idee bei Goethe wieder angeregt, der am 9. Mai darüber an Schiller schrieb: es sei schon so viel geschehen, dass es thöricht wäre, die Arbeit liegen zu lassen. Ferner am 12. desselben Monats: er habe bei Wiederaufnahme der Arbeit recht artige Erfahrungen gemacht, die sich sowol auf sein Subject, als auf's Drama überhaupt, auf die Oper besonders und am besondersten auf das Stück bezögen; es könne

nicht schaden, es endlich auch in Zeiten mittlerer Stimmung durchzuführen.

Nach drei weiteren Jahren, im Mai 1801, lieferte Goethe den ersten Aufzug (bis zum Schluss des unsichtbaren Chors »Ihr lustigen Vögel etc.«) als »Entwurf zu einem dramatischen Märchen« in das »Taschenbuch auf das Jahr 1802 — der Liebe und Freundschaft gewidmet«, wonach es scheint, dass er nunmehr die Beendigung des Stücks aufgegeben gehabt habe. Es war daher wol nur eine Redensart, als er am 15. März 1814 Zelter'n Hoffnung machte, dass der Frühlingsäther den Gegenstand wieder in ihm flott machen werde; inzwischen war in der Ausgabe der Werke Goethe's 1807 das Bruchstück schon in der Ausdehnung, in welcher es jetzt vorliegt, gedruckt worden.

Überfliegen wir den Inhalt von Goethe's Dichtung, so begegnen wir zunächst dem von Mohren begleiteten Monostatos, welcher der Königin der Nacht verkündet, dass ihm zwar nicht gelungen sei, den eben gebornen Sohn Tamino's und Pamina's in seine Gewalt zu bekommen, dass er ihn jedoch in einen goldnen Sarg und diesen mit dem Siegel der Königin verschlossen habe, das niemand zu öffnen vermöge.

Die zweite Scene führt das königliche Schloss vor, in welchem Frauen den Sarg mit dem Prinzen umhertragen, weil die weisen Männer erklärt haben, dass das Kind, obwol im Sarge eingeschlossen, so lange am Leben bleiben werde, als der Sarg umhergetragen würde. Tamino kommt hinzu, seinen Schmerz auszusprechen.

Hierauf erscheinen in felsigem Walde, in welchem ein Wasserfall mit goldnem Wein herabstürzt, Papageno und

Papagena; sie beklagen ihre Kinderlosigkeit, deren Ende ihnen jedoch unsichtbare Stimmen verkündigen. Mit Flöte und Glockenspiel locken beide Thiere aller Art herbei, womit der zuerst veröffentlichte Abschnitt des Bruchstücks schliesst.

Im Tempel zeigt sich Sarastro, der Hohepriester, dem der Sprecher die Rückkehr eines Bruders, der die einjährige Wanderschaft beendet hat, ansagt; derselbe wird als noch würdig des Bundes anerkannt. Das Loos bestimmt Sarastro zum Wandern für das nächste Jahr; er scheidet.

Pamina tritt auf und lässt den Sarg mit dem Kinde auf den Altar des Tempels setzen, um ihn der Sonne zu widmen; unter Donner und Erdbeben versinkt er. Pamina verzweifelt.

Die nächste Scene ist wieder Papageno's Wohnung im Walde; er und Papagena haben hier grosse Eier gefunden, welche nach Sarastro's Weisung in ein Nest untergebracht und mit Blumen bedeckt werden, worauf sie aufbrechen und aus ihnen zwei Knaben und ein Mädchen auskriechen. Sarastro schickt die Familie an den Hof, um die Schmerzen Tamino's und Pamina's — des Königs und der Königin — durch die Zaubermusik zu lindern und die Betrübten durch Scherze zu erheitern. Von dieser Scene ist nichts ausgeführt.

Die folgende spielt im Schloss, wo der Zustand des Königs und der Königin den ganzen Hof in Trauer versetzt hat. Die Ankunft Papageno's und der Seinigen verbreitet Heiterkeit, und als das schlafende Königspaar erwacht und in Klagen ausbricht, weiss es Papageno durch sein Flötenspiel zur Beruhigung zu bringen, jedoch nur so, dass der Schmerz immer wieder hervorbricht,

sobald das Spiel aufhört. Hinzukommende Priester fordern dringend auf, das Kind zu retten, welches in seinem Sarg verschmachte.

In der letzten Scene halten in einem unterirdischen Gewölbe bewaffnete Männer nebst Löwen Wache am Sarge, der ausserdem durch Umgürtung von Feuer und Wasser geschützt ist. Indessen nahen sich Tamino und Pamina, dringen unverletzt durch die elementaren Schutzmauern und als sie dem Sarge sich nähern, springt derselbe auf und ein Genius erhebt sich daraus.

Es ist nicht zu leugnen, dass das Stück zwischen einer Benutzung der ersten »Zauberflöte« zu einer neuen Arbeit und einer Fortsetzung jener ersten schwankt; denn Manches, wie namentlich das Racheplanen der Königin der Nacht, das Tändeln des Papageno und der Papagena über die Aussicht Kinder zu bekommen, das Herbeirufen von Thieren durch die Zaubermusik, der Einblick in die Geheimnisse des heiligen Bundes, der Sieg über die Hindernisse von Feuer, Wasser und Raubthieren — ist mehr nur Nachahmung, zum Theil fast blosse Wiederholung der Scenen der ersten »Zauberflöte« wie sie in einer Fortsetzung nicht zulässig sein würden.

Dagegen darf der Gang des Stückes allerdings als eine Fortsetzung betrachtet werden, wie denn auch Böttiger (Literarische Zustände und Zeitgenossen I, 49) dasselbe als eine Fortsetzung und Erhebung ausdrücklich bezeichnet. Hierbei ist zunächst zu bemerken, dass über die Beziehung zur Freimaurerei auch in Goethe's Dichtung kein Zweifel obwalten kann; schon Äusserlichkeiten, wie die Bezeichnung der Bundesglieder als »Brüder«, das Auftreten eines »Sprechers«, das Gespräch der Wächter: »Bruder, wachst

Du?« — »Ich höre«. — »Sind wir allein?« und anderes erinnern an das maurerische Ritual.

Ein maurerisches Gebot ist das:

Recht zu handeln
G'rad zu wandeln;

maurerische Ansichten spricht der Gesang der Wächter aus:

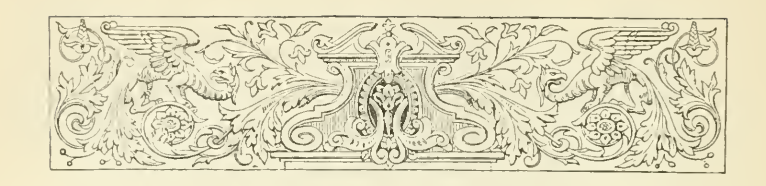
Vergebens bemühet Ihr euch etc.

Auf den maurerischen Inhalt deutete auch Knebel, wenn er am 8. December 1801 an Böttiger schrieb, Goethe habe in die »Zauberflöte« feine und stechende Hieroglyphen gemalt.

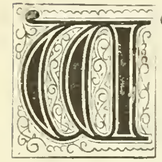
Während nun in der ersten »Zauberflöte« die Königin der Nacht nur dadurch als besiegt sich darstellt, dass Tamino und Pamina trotz ihrer dagegen aufgebotenen Macht vereint werden, so wird in der Fortsetzung die Niederlage dadurch vollendet, dass sie auch das Inslebentreten der Frucht jener Vereinigung nicht verhindern kann. Durch die Weisheit (Sarastro) verbunden, erzeugen die Kraft (der muthige Tamino) und die sittliche Schönheit (die liebende Pamina) die Aufklärung, die Wahrheit des höhern Menschenthums (den Genius); die heilige Priesterschaft erhält den Erzeugten am Leben und verhilft ihm zum Gedeihen durch das Gebot steten Fortschreitens seiner Träger; der Macht, welche alles geistige Streben unterdrückt (der Königin der Nacht), gelingt es sammt dem Pfaffenthum (Monostatos) trotz Anwendung roher Gewalt (der bewaffneten Wächter und der wilden Thiere) doch nicht, ihr Ziel zu erreichen und himmelan schwebend entzieht sich jener Sprössling der Verfolgung.

Was Goethe in der »Zauberflöte zweitem Theil« unausgeführt liess, hat er in gewisser Hinsicht im »Wilhelm Meister« wieder aufgenommen, wo auch eine geheime, Menschenerziehungszwecke verfolgende Gesellschaft wirksam ist und insbesondere auch, wie die Priesterschaft in der »Zauberflöte«, ihre Mitglieder auf Wanderschaft aussendet.





7. Trauerspiel in der Christenheit.

enn Goethe in den »Tag- und Jahresheften« unterm Jahr 1802 erwähnt, dass er Calderon Zeit seines Lebens gekannt habe, so ist diese Bekanntschaft denn doch wol nur eine sehr oberflächliche gewesen; denn er selbst verstand zu wenig spanisch, um Calderons Comödien in der Ursprache zu lesen und in den unserem Dichter zugänglichen Sprachen gab es bis Ende vorigen Jahrhunderts zu wenige Hülfsmittel, um genaue Kenntniss des spanischen Bühnendichters daraus zu schöpfen. So könnte er die »Extraits de plusieurs pièces du Théatre Espagnol« von du Perron de Castera (1738) und das, ebenfalls Auszüge spanischer Bühnenstücke enthaltende »Théatre Espagnol« von Linguet (1763), das 1770 auch deutsch erschien, ferner die deutschen Bearbeitungen von »Das Leben ein Traum«, welche 1760 Scharfenstein (»Das menschliche Leben ist Traum«) nach einer italienischen Übersetzung und 1782 Bertrand (»Sigismund und Sophronie oder Grausamkeit aus Aberglauben«) lieferten, benutzt haben, sich einige Vorstellung von der Bühne Spaniens zu verschaffen, allein

nur eine sehr schwache, da diese Schriften hauptsächlich den Zweck hatten, den Stoff und den Gang der Handlung der spanischen Schauspiele behufs ihrer Benutzung für auswärtige Bühnen darzulegen, während der hohe Dichterschwung in der Ausführung dabei fast ganz unkenntlich geworden war. Mehr Werth hatte schon der Auszug aus dem angeblich von König Philipp IV. verfassten Trauerspiele »Dar la vida por su dama o el Conde de Sex«, den Lessing in den Stücken 60 bis 69 der Hamburgischen Dramaturgie lieferte und der selbstverständlich Goethe'n nicht entgangen sein kann.

In Weimar fand Goethe Gelegenheit im Umgang mit drei Kennern der spanischen Dichtung sich in dieselbe einweihen zu lassen; es waren dies Friedrich Johann Justin Bertuch, dessen »Magazin der spanischen und portugiesischen Literatur« 1781 erschien; dann Sigismund Freiherr von Seckendorf, ein thätiger Mitarbeiter an diesem Magazin und Friedrich von Einsiedel; auch Wieland war im Spanischen nicht unerfahren. Indessen ist keine Spur vorhanden, dass Goethe sich mit Vorliebe der spanischen Dichtung überhaupt gewidmet habe; ausser Calderon, von dem gleich mehr die Rede sein soll, nennt er eigentlich kaum einen anderen spanischen Dichter und deutet nur auf Guillen de Castro als Vorbild des »Cid« von Corneille in dem Aufsatz »Französisches Haupttheater«. Eine andere Beschäftigung Goethe's mit spanischer Dichtung ist aus seiner Beurtheilung von Beauregard — Pandins Uebersetzung spanischer Romanzen bekannt.

Dass er, dessen ganzes Wesen und Dichten auf die Natur sich gründete, sich nicht in eine Dichtung einleben mochte, die auf so geschraubten Zuständen und Ansichten ruhte, wie die spanische, ist erklärlich, doch konnte ihn

das nicht blind machen gegen die Fülle der Phantasie, welche darin mächtig herrschte, und er wusste diesen Vorzug auch nicht genug zu preisen. Dem ungeachtet schenkte er spanischer Dichtung nur insoweit eingehende Betrachtung, als ihn seine Wirksamkeit als Leiter der weimarer Bühne veranlasste, Calderon seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, den er dann aber auch fast allein im Auge behielt, wozu ausser dessen hervorragender Bedeutung der Umstand wesentlich beitrug, dass die damalige Thätigkeit der Deutschen, welche spanische Bühnenschriftsteller übersetzten (v. Einsiedel, Schlegel, Gries, Frhr. v. d. Malsburg) sich vorzugsweise auf Calderon geworfen hatte.

Wie sehr Goethe dessen Werth erkannte, mit welcher Ausdauer er bemüht war andere für den Genuss der Werke desselben empfänglich zu machen, insbesondere diese auf die deutsche Bühne einzuführen, und wie gegenwärtig ihm dieser Spanier immer war, sodass er ihm bei Vergleichungen häufig in Mund und Feder kam, das lässt sich durch eine grosse Anzahl von Stellen aus Goethe's Schriften und Briefen sowie aus Nachrichten mit ihm verkehrender Personen erweisen.

In einem Briefe an A. W. Schlegel vom 2. April 1800 äussert Goethe zuerst infolge mündlicher Mittheilungen des Ersteren seine Theilnahme für spanische Literatur. — In einem zu Anfang October 1802 nach Jena geschriebenen Briefe sagt er, wie Schelling berichtet, über die in Schlegel's handschriftlicher Uebersetzung ihm mitgetheilte »Andacht zum Kreuze« von Calderon: »Es ist verwundersam gross und fürtrefflich«; einige Tage später stellte er im Gespräch mit Schelling Calderon nicht nur Shakespeare gleich, sondern womöglich noch höher und ergoss sich in Lobeserhebungen über den unbegreiflichen Verstand in der

Construction und dem Genie der Erfindung, das aus dem genannten Stücke hervorleuchte. Die Aufführung erklärte er jedoch wegen des den Protestanten anstössigen Stoffs bei uns für unmöglich.*) Auch in den »Annalen« unter 1802 erwähnt er, dass Calderon ihm näher getreten sei und ihn in Erstaunen gesetzt habe. — In einem Briefe an Frau von Stein aus dem Jahre 1803 spielte er auf Calderon's Anmuth an und wie er sich schon im April dieses Jahres über Schlegels Übersetzung von Calderon's »Über allen Zauber Liebe« gegen Schelling entzückt gezeigt und die Aufführung nicht nur dieses Stücks, sondern nunmehr auch der »Andacht zum Kreuze« mit einigen Änderungen als erwünscht bezeichnet hatte, so dankte er, wie er schon früher durch Schelling hatte thun lassen**), Schlegel'n selbst brieflich am 5. September 1803 für das zugesandte »Spanische Theater«, das von Calderon ausser den beiden schon genannten Stücken noch »Die Schärpe und die Blume« enthielt und ladet unterm 2. October desselben Jahres zu Übungen für die Aufführung Calderon'scher Stücke ein. — Ein Brief an Schiller vom 24. Januar 1804 gedenkt des tiefen Eindrucks, den »Der standhafte Prinz« — in Schlegel's damals wol noch handschriftlicher Übersetzung — und »Die Andacht zum Kreuze« auf Goethe gemacht und der vortrefflichen Behandlung, die er namentlich bei ersterem zu bewundern gehabt habe. — In den Anmerkungen zu »Rameau's Neffen« (1805) erklärt derselbe: Shakespeare und Calderon bestünden untadelig vor dem höchsten ästhetischen Richterstuhl und wegen ihrer vermeintlichen Fehler verdienten sie, indem diese ein Erzeugniss ihrer Zeit

---

*) Aus Schelling's Leben. In Briefen. Erster Band. S. 421. 423.

**) Ebenda. S. 440. 454.

seien, neue Lorbeeren. — Im Jahre 1807 las er im März*) und im October**) den »Standhaften Prinzen« vor, wie denn auch die »Annalen« von diesem Jahre melden, dass dieses Stück fortfahre zu wirken. Als Goethe im August ebendieses Jahres in Karlsbad weilte, ging er Adam Müller's Vorlesungen über deutsche Literatur und Wissenschaft durch und meinte bei diesem Anlass in Bezug auf das darin enthaltene Lob von Schlegel's Übersetzung Calderonscher Stücke gegen seinen Begleiter Riemer: jener sei doch nur ein ausgestopfter Fasan gegen einen wirklichen, aber ein gut ausgestopfter.***) — Im Januar 1808 las er bei Hofe Calderon's »Standhaften Prinzen« und im März »Die Schärpe und die Blume« vor†); am 1. Februar d. J. hebt er in einem Briefe an Heinrich v. Kleist als Muster für jeden Schauspieldichter Calderon's Stücke hervor, welche so bühnengerecht seien, dass sie überall der gebildeten wie der ungebildeten Masse das höchste Vergnügen machen würden. — Vom 17. November 1809 führt Riemer einen Ausspruch Goethe's über die Productivität und den leichten Guss Calderon's an,††) — In den »Annalen« von 1810 weist Goethe auf die nahende Aufführung des »Standhaften Prinzen« hin; gegen Ende des Jahres hielt er die Leseproben bei sich ab.†††) Die Bühnenbearbeitung der Schlegelschen Übersetzung war vom Schauspieler P. A. Wolff, jedenfalls unter Goethe's sorgfältiger Mitwirkung besorgt, — Am 30. Januar 1811, dem Geburtstag der Herzogin.

---

*) Weimars Album zur 4. Säcularfeier der Buchdruckerkunst. S. 192f.

**) Weimarer Sonntagsblatt. II. Jahrg. S. 417.

***) Briefe von und an Goethe, herausg. von Riemer. S. 321.

†) Aus K. L. v. Knebel's Briefwechsel mit s. Schwester Henriette. S. 322. 324. 330. 331.

††) Mittheilungen über Goethe v. Riemer. II. S. 648.

†††) Aus d. Tagebuch e. alten Schauspielers. Von Genast. 2. Aufl. Theil I. S. 177 f.

wurde dieses Stück zum ersten Male aufgeführt, worüber Frau v. Schiller einen ausführlichen Bericht gegeben hat*); Goethe zeigte sich dabei so ergriffen, dass er Thränen vergoss. Er unterlässt in den »Tag- und Jahresheften« nicht, in diesem Jahre die Aufführung anzumerken, welche vorzubereiten ihm, wie er am 27. Februar 1811 an Knebel und folgenden Tags an Zelter schreibt, so viele Mühen gekostet hatte, dass er nicht sobald ähnliches über sich nehmen mochte. — Nichtsdestoweniger wurde schon am 30. März 1812**) »Das Leben ein Traum« nach einer Bearbeitung von Einsiedel's und Riemer's, wie Goethe am 8. April Zeltern mittheilt, aufgeführt; hiervon giebt er auch in den »Annalen« dieses Jahres Nachricht, in denen er ferner sagt, dass »Die grosse Zenobia« von Calderon damals zu höheren Zwecken studirt und dessen »Wunderbarer Magus« in Griesens Übersetzung ihm angenähert worden sei, welches letztere jedoch ein Irrthum ist, da Gries dieses Stück erst später übersetzte, die Übersetzung aber, in welcher Goethe damals den »Wunderthätigen Magus« kennen lernte, von Einsiedel war, wie dies sein eigner Brief an Knebel vom 17. October 1812 bezeugt. Die glückliche Darstellung des herrlichen Stückes von Calderon »Das Leben ein Traum« berührt er auch in einem Briefe an den Appellationsrath Körner vom 23. April und empfiehlt übrigens dem Sohne des Ersteren, Theodor, die Aneignung des Calderon'schen Sylbenmasses für seine dramatischen Dichtungen. Das Missbehagen, welches ihm die frömmelnde Schrift des damaligen Professors Johann Schulze zu Weimar »Über den standhaften Prinzen des Calderon« (1811) erregte,

*) Charlotte v. Schiller u. ihre Freunde. B. I. S. 567 f.

**) Aus d. Tageb. e. alten Schauspielers. Von Genast. I. 181 f.

drückte er in Briefen an Frau von Wolzogen vom 28. Januar und an Knebel vom 17. October 1812 aus.*) Im letztern Brief gab dazu Gelegenheit ein von Frau von Chézy übersetztes Bruchstück aus Calderon.

Die Übersetzung Calderon's »Grosser Zenobia« wurde von Friedrich von Einsiedel angeregt. Goethe antwortete darauf mit folgendem Brief, dessen Abdruck der Besitzer, Freiherr von Beaulieu Marconnay, gütigst gestattet hat:

Des Herrn Geheimeraths von Einsiedel
Excellenz

Du hast mir, mein trefflicher Freund, mit der Grossen Zenobia abermals recht viel Vergnügen gemacht. Ich glaube auch, dass das Stück aufführbar werden könnte, nur müsste vor allen Dingen noch manches von rhythmischer Seite daran gethan werden; denn, wie Du selbst bemerktest, so machen die Stellen die als Octaven gedacht sind, nur in diesem Sylbenmass ihre rechte Wirkung. Riemer, mit dem ich die Sache gestern besprochen, bedauert mit mir, dass unsere nächsten dringenden Arbeiten uns von diesem angenehmen Geschäft abhalten. Aber wir sind beide zu gleicher Zeit auf den Gedanken gekommen, ob Du Dich nicht mit Gries associiren solltest. Dieser hat in

*) Die Auslassung Goethe's, welche Riemer (Mittheilungen über Goethe II. 649) unter dem 17. October 1812 anführt, ist Briefen an Knebel von diesem Tage und vom 13. Juni 1821 entnommen, obwol beide Unvereinbares zusammenbringen. Die dort eingeschaltenen Worte, unter Verwandlung des »NN.« in »Professor Schulze« sind wol die Ergänzung der Lücke im Brief an Knebel.

solchen Dingen grosse Facilität und so viel Zeit, dass sich hoffen liesse, das Werk bald vollendet zu sehen. Zuletzt will ich gern zu allem förderlich sein, was das Theater allenfalls auch verlangen möchte. Lehnst du diesen Vorschlag nicht ab, so will ich durch Knebeln präludiren lassen. Ich sollte denken, es müsste Dr. Griesen sehr angenehm sein, in so guter Gesellschaft einen Beweis seiner Talente zu geben.

Lebe recht wohl und empfiehl mich meinen hohen Gönnern und Freunden. — Nur noch eins zu sagen, so ist es ein ganz stupender Einfall, dass die in die Höhle gestürzte Halbprophetin und Trügerin zur wahren Prophetin dadurch wird, dass man sie missversteht. Vale.

Weimar den 7. December 1807.

Goethe.

Einsiedel ging auf den Vorschlag ein und von ihm empfing Goethe am 17. Januar 1813 einige Stanzen aus der »Grossen Zenobia« von Gries übersetzt*), die er in einem Tags darauf an Einsiedel geschriebenen Billet eine »sonnige Erscheinung« nannte und an die er eine in einem Brief an Knebel vom 20. desselben Monats niedergelegte Aufforderung an Gries knüpfte, das ganze Stück zu übersetzen, damit es in Weimar auf die Bühne gebracht werden könne. Goethe theilte diese Stanzen in seiner Freude auch der Frau Schopenhauer mit.**) Dieses Anpreisen von Seiten

*) K. L. v. Knebel's literarischer Nachlass etc. Hrsg. v. Varnhagen v. Ense u. Mundt. I, 250.
**) Aus d. Leben v. J. D. Gries [v. E. Campe als Handschrift herausgegeben] 1855. S. 96.

Goethe's veranlasste denn auch Gries, das ganze Stück zu übersetzen. Der Brief an Knebel vom 24. November 1813 enthält dann den Dank an Gries für diese »vortreffliche« Übersetzung und den wiederholten Hinweis auf das Vorhaben der Aufführung.

Über Griesens gleich darnach fertig gewordene Übersetzung von »Das Leben ein Traum« sprach sich Goethe im Brief an Knebel vom 22. Januar 1814 mit der Anerkennung aus, dass er damit Einsiedel's und Riemer's Vorarbeit schön übertroffen habe und er liess ihn durch Knebel besage Briefs an diesen vom 29. Januar auffordern, auch Schlegel's Übersetzungen zu überarbeiten. Während seines Aufenthaltes in Heidelberg im September 1814 unterhielt sich Goethe mit Voss über Calderon, wobei er, die Mangelhaftigkeit der Charakteristik desselben anerkennend, sein wollüstiges Farbenspiel bewundernd hervorhob und sich aufs Neue über Griesens Übersetzung entzückt äusserte.*) Die Lese- und Aufführungsproben der »Grossen Zenobia« unter Goethe's hingebender Leitung schildert Genast ergötzlich.**) Die Aufführung fand am 30. Januar 1815 statt. In einem Gespräche am folgenden Tag legte Goethe besonderes Gewicht auf den guten Humor, mit welchem das Verhältniss zwischen Zenobia und Decius durchgeführt werde und wies bezüglich des »Standhaften Prinzen« darauf hin, dass er nicht sowol für den Glauben als für Portugals Ehre leide.***) Am 26. April 1815 dankte Goethe Griesen brieflich für den ersten Band mit den beiden ihm »so werthen Stücken des Calderon« — »Das Leben ein Traum« und »Die grosse Zenobia« — und be-

*) Briefe v. H. Voss an Ch. v. Truchsess. Herausg. v. A. Voss. 1834. S. 60 f.

**) Aus d. Tageb. e. alt. Schauspielers. Von E. Genast. 2. Aufl. Th. I. S. 228 bis 234.

***) Weimarer Sonntagsblatt. III. Jahrg. 1857. S. 462.

merkte, er wolle letztere einige Zeit ruhen lassen, um zu überlegen, wie diesem Stück sein vollkommenes Recht zu verschaffen sei. Im Brief an den Grafen Brühl vom 1. Mai desselben Jahres erklärt Goethe, dass er die spanischen Schauspiele benutzt habe, um den Geschmack des Publicums daran zu gewöhnen, auf der Bühne die Befriedigung der höheren Forderungen der Einbildungskraft zu verlangen. Im Herbste ebendieses Jahres endlich führte er auch mit Sulpiz Boisserée lehrreiche Gespräche über Calderon, erkannte dabei aber an, dass derselbe nicht den alten Griechen im glücklichen Masshalten gleichzustellen sei.*) — In den »Annalen« unter 1816 berichtet Goethe, wie der zweite Band von Griesens Calderon — »Das laute Geheimniss« und »Den wunderthätigen Magus« bringend — ihn in dem Spanien des 17. Jahrhunderts immer einheimischer gemacht habe und auch im Dankbrief an Gries vom 29. Mai dieses Jahres rühmt er, dass er sich dadurch »in ein herrliches, meerumflossenes, blumen- und fruchtreiches, von klaren Gestirnen beschienenes Land« und in einen fremden Bildungszustand versetzt fühle, hinzufügend, dass seine damalige Beschäftigung mit der morgenländischen Dichtung ihm den Calderon, der seinen arabischen Ursprung nicht verleugnen könne, noch werther mache. Diesen Gedanken hat er auch in den bekannten, in das Buch der Sprüche des Divans aufgenommenen Reim niedergelegt, der daher wahrscheinlich aus jener Zeit herrührt. — Unterm 10. Februar 1817 erkundigte sich Goethe bei Boisserée nach dem Recensenten von Griesens Calderon in den »Heidelberger Jahrbüchern«, dessen Recension er als sehr schön anerkannte (es war Abeken, früher Hauslehrer von Schillers Kindern); die-

*) Sulpiz Boisserée. 1862. Bd. I, S. 282. Bd. II, S. 162.

selbe Recension erwähnt Goethe in einem Brief an Voigt vom 25. des nächsten Monats. — Über Griesens dritten Band, »Eifersucht das grösste Scheusal« und »Verwickelungen des Zufalls« liegen uns keine Aussprüche Goethe's vor. — Wie er sich aber fortwährend mit Calderon beschäftigte, bezeugt der Vergleich, den er in den »Annalen« von 1820 zwischen der Gräfin Agnes Stolberg und dem Grazioso Calderon's anstellt; in diesem Jahre lernte er auch, wie er gleichfalls in den »Annalen« berichtet, einen neuen Übersetzer Calderon's, Freiherrn von Malsburg kennen, dem er auch manche tiefere Einsicht in die spanische Literatur verdankte. Derselbe hatte bis dahin von Calderon übersetzt herausgegeben: »Es ist besser, als es war«, »Es ist schlimmer, als es war«, »Fürst, Freund, Frau», »Wohl und Weh«, »Echo und Narcissus« sowie »Der Gartenunhold«. Ferner empfing Goethe in diesem Jahre den ersten Band der von Keil in Leipzig veranstalteten und ihm gewidmeten Ausgabe der Comödien Calderon's, wofür er seinen Dank unterm 12. April überschrieb und dabei Keil als Zeugen der Liebe und Pietät, mit welcher er Calderon's Werke früher aufgenommen habe, aufrief. — Das Jahr 1821 brachte von Malsburg »Die Seherin des Morgens» und »Die Morgenröthe von Copacarana« und von Gries »Die Tochter der Luft«, für welches letztere Stück er dem Übersetzer nicht allein mit Brief vom 20. Mai unmittelbar dankte und dabei Calderon's Vorzüge treffend auseinandersetzte, sondern auch wiederholt durch Knebel unterm 13. Juni seinen Dank ausdrücken liess. Er nannte dieses Schauspiel das herrlichste von Calderon's Stücken und äussert auch in den diesjährigen »Annalen«, dass ihn dasselbe ebenso wie »Die Morgenröthe von Copacarana« ganz glücklich gemacht hätte, indem beide Stücke mit

gleichem Geist und überschwenglichem Talent behandelt seien und aus beiden die Macht des Genies in Beherrschung alles Widersprechenden aufs kräftigste hervorleuchte, obwol der Gegenstand des ersteren der vernunft- und naturgemässeste, der des anderen der absurdeste sei. Noch schrieb Goethe in diesem Jahr den grösseren Aufsatz »Calderon's Tochter der Luft«, den er im 3. Hefte des III. Bandes »Über Kunst und Alterthum« veröffentlichte. — Für den 5. Band der Gries'schen Übersetzung mit »Der Dame Kobold« und »Dem Richter von Zalameo« dankte Goethe durch Brief vom 11. Juni 1822, worin er u. A. sagt: Calderon sei ein Dichter, über den man bei jedesmaligem Erblicken erstaune wie über die Natur, so oft man aufmerksam an sie heranblicke. Gegen Ende desselben Monats war er denn auch noch so voll von Calderon, dass er in den abgerissenen Betrachtungen über den Roman »Gabriele« der Frau Schopenhauer, welche er in Marienbad aufzeichnete und im 1. Hefte des IV. Bandes »Über Kunst und Alterthum« abdrucken liess, eine Person des Romans abermals mit dem Grazioso des spanischen Bühnendichters verglich.*)

Im Sommer 1824 kam Malsburg abermals nach Weimar und überreichte Goethe'n seine neueste Schrift: »Stern, Scepter, Blume«, Übertragung dreier Schauspiele von Lope de Vega (»Der Stern von Sevilla«, »Der beste Richter ist der König« und »Das Krugmädchen«), bei welcher Gelegenheit auch wieder viel über Calderon gesprochen

*) Wie H. Döring in den von ihm herausgegebenen »Goethe's Briefe in den Jahren 1768 bis 1832« dazu kam, obigen Aufsatz als Brief zu bezeichnen und ihn vom 24. Juni zu datiren, ist nicht erfindlich und es spricht nicht für ein kritisches Verfahren bei Zusammenstellung des neuern Sammelwerks »Goethe's Briefe mit geschichtl. Einleitungen und Erläuterungen« (Berlin), dass auch hier derselbe als Brief ohne weitere Begründung Aufnahme gefunden hat.

wurde.*) Trotz aller dieser eingehenden und nachhaltigen Beschäftigungen mit Calderon behauptete Goethe dennoch in einem Gespräch mit Eckermann am 12. Mai 1825, dass Calderon, als seiner Natur nicht gemäss, gar keinen Einfluss auf ihn gehabt habe und nur Schiller'n hätte gefährlich werden können. Im Briefe an Zelter vom 6. Februar 1827 nennt aber Goethe trotzdem »Die Tochter der Luft« wieder ein grandioses Werk und bemerkt, dass man bei der damaligen Aufführung des Stücks in Berlin den blauen Duft von der Pflaume abgewischt haben würde, wenn man etwa Ninus und Semiramis von Einer Schauspielerin habe darstellen lassen. In der Unterhaltung mit Eckermann vom 28. März desselben Jahres äussert er mit Bezug auf dessen Bemerkung, dass August Wilhelm Schlegel, wie tadelsüchtig er die französischen Dramatiker bespreche, dennoch Shakespeare und Calderon gerecht behandle, beide seien freilich von der Art, dass man über sie nicht Gutes genug sagen könne. — Am 25. November 1827 hatte Goethe Mittags und Abends Gäste bei sich, wobei die Aufführung der »Tochter der Luft« und deren Aufnahme durchgesprochen wurde, und Goethe im Tagebuch anmerkt: »Das Publicum hatte nicht gewusst, was es damit machen sollte.«

Im Brief an Zelter vom 28. April 1828 spricht Goethe aus, dass höchste Cultur und Poesie sich niemals inniger zusammengefunden hätten als bei Calderon. Dass Gries in dem 1829 erschienenen 7. Bande seiner »Schauspiele von Calderon« auch »Die Locken Absalons« übersetzt hatte, billigte Goethe gegenüber denen, welche die Wahl dieses nicht ganz züchtigen Stückes tadelten. Das zweite Stück dieses Bandes ist »Der Verborgene und der Verkappte.«

*) Briefe an L. Tiek. Ausgewählt und herausg. von v. Holtei. B. II, S. 320.

In den Betrachtungen »Aus Makariens Archiv«, welche dem Ende von »Wilhelm Meisters Wanderjahren« in dem XXIII., 1829 erschienenen Bande der Ausgabe von Goethe's Werken letzter Hand angefügt sind, lässt sich Goethe darüber aus, wie Shakespeare und Calderon den Vorlesungen von Dramen in Deutschland einen glänzenden Eingang verschafft hätten, dass aber durch diese Dichter, und besonders Calderon vieles Falsche über uns gebracht und diese Lichter des poetischen Himmels für uns zu Irrlichtern geworden seien. In einem Gespräche mit Eckermann vom 15. Februar 1831 erinnerte Goethe sich noch der Noth, die er gehabt, den »Standhaften Prinzen« auf die Bühne zu bringen und in einer Stelle des Aufsatzes »Französisches Haupttheater«, die nicht in dessen erstem Abdruck im VI. Bande »Über Kunst und Alterthum« (1828), sondern erst in dem Wiederabdruck im VI. Band. der »Nachgelassenen Werke« (1833) zu finden ist, nimmt er auf die abwechselnden Silbenmasse in Guillen de Castro's »Mocedades del Cid« Bezug.

Es wäre ganz gegen Goethe's Weise, wenn die lebhafte Beschäftigung mit Calderon ihn nicht zu eigner schöpferischer Thätigkeit angeregt hätte, um sich denselben »vom Halse zu schaffen.« Wie tief Calderon auf ihn gewirkt, bezeugt nicht nur im Allgemeinen das durch mehr als sechzig Citate nachgewiesene dreissigjährige unaufhörliche Zurückkommen auf denselben und das Beleuchten seiner Eigenschaften in den verschiedensten Beziehungen, sondern noch insbesondere manche der angeführten Stellen, in denen er sich geradezu darüber erklärt. Diesen vielfachen Beweisen seiner Hingebung an Calderon gegenüber braucht man es auch nicht für einen der vielen Irrthümer in Bezug auf sich selbst, welche namentlich in den Ge-

sprächen mit Eckermann uns öfters aufstossen, zu halten, wenn er gegen diesen fallen lässt, Calderon habe gar keinen Einfluss auf ihn gehabt; vielmehr darf man diese Äusserung so verstehen, dass Calderons Eigenthümlichkeit kein bleibender Bestandtheil seiner Bildung geworden sei, wie es denn in der That kein ganzes Werk Goethe's giebt, das den Stempel des spanischen Bühnendichters trüge. Ist auch das öftere Vorkommen des Romanzenverses bei Goethe nicht zu übersehen, so ist derselbe doch keineswegs lediglich auf Calderons Vorgang zurückzuführen. In »Paläophron und Neoterpe«, welches Festspiel im Oktober 1800, also kurz nach der ersten Bekanntschaft Goethe's mit Calderon entstand und solche Verse enthält, schwebte ihm jedoch höchst wahrscheinlich die spanische Form vor, gewisser aber noch in den Reden des »Friedens« im »Vorspiel zu Eröffnung des weimarischen Theaters«, welches Festspiel in's Jahr 1807, also in die Zeit der Veranstaltung von Aufführungen Calderon'scher Stücke durch Goethe fällt. Auch der in der »Helena« einigemal vorkommende Romanzenvers mag eine Erinnerung an die spanische Bühnendichtung sein, deren Formen, als vorzugsweise romantische, hier neben den altclassischen mit besonderem Bedacht zur Erscheinung kommen.

Wichtiger aber ist, dass Goethe versuchte ein Stück in der Weise Calderon's zu schreiben und zwar das zuerst in der 2. Abtheilung des I. Bandes der Quartausgabe der Werke Goethe's (1836) unter der Überschrift »Fragmente einer Tragödie« in den vorhandenen Bruchstücken bekannt gemachte »Trauerspiel in der Christenheit.« Als ich 1857 zuerst die Beziehungen dieser Fragmente zu Calderon nachwies, musste ich noch für möglich halten, dass jemand an der Stichhaltigkeit meines Beweises zweifeln

könne; allein nicht nur die seitdem wol allseitig erfolgten Anerkennungen der Richtigkeit, sondern auch nachher veröffentlichte neue Beweisstellen haben sowol meine Aufstellung im Allgemeinen, wie zugleich die von mir angenommene Enstehungszeit bestätigt. Es ist demungeachtet noch jetzt von Werth im Einzelnen darzuthun, wie sich das Trauerspiel in Hinsicht auf Inhalt und Form an Calderon anschloss und noch weiter anschliessen sollte.

Betrachten wir zunächst den Inhalt des entworfenen Trauerspiels, wie solcher aus den einzelnen ausgeführten Stellen durch Vergleichung unter sich und mit der daraus hervorblickenden Absicht des Ganzen herauszulesen ist.

Ein heidnischer Dynast wird von einem Kaiser — anscheinend römischer, fränkischer oder deutscher Nation — bedrängt und in seiner Stadt oder Burg belagert. Nicht geringere Bedrängniss erwächst ihm daraus, dass seine Kinder, ein Sohn und eine Tochter, sich dem Christenthum zuneigen, die letztere auch ein Liebesverhältniss mit einem Christen im Gefolge des Kaisers (auf diese Stellung deutet sein, jedenfalls auf Kaiser Karls des Grossen Geheimschreiber anspielender Name Eginhard) eingegangen ist. Das Stück beginnt in einem unterirdischen Gewölbe, in welchem die Tochter gefangen sitzt und die Härte beklagt, mit welcher sie der sonst so gute Vater behandelt. Während sie mit Schrecken gewahrt, dass ihr die gewöhnliche Nahrung nicht verabreicht wird und sie sich für zum Hungertod verurtheilt halten mag, kommt Eginhard, von Fackelträgern begleitet, herbei. Sie, nichts andres vermuthend, als dass ihr Vater endlich nachgegeben habe und dadurch dem Geliebten die Möglichkeit geboten worden sei, zu ihr zu gelangen, ergiesst sich in Freude über die verwandelte Gesinnung ihres Vaters und bevor Eginhard, durch diese

Deutung in Verlegenheit gesetzt, die Geliebte aufzuklären vermag, naht wieder ein Zug, an dessen Spitze ihr Bruder schreitet. Auch diesen überhäuft sie mit Ausbrüchen der Freude, immer noch im Wahn einer Wandlung des väterlichen Willens, und ehe der Bruder dagegen zu Worte kommen kann, findet sich die Tochter unvorbereitet und plötzlich vor der hereingetragenen Leiche ihres Vaters, vor der sie in tiefstem Schmerz zusammenbricht. Ein gleichfalls vor der Leiche niedergesunkener Knabe (Edelknabe?) wird gewaltsam hinweggestossen; wir haben vorauszusetzen, dass er zu den nunmehr haupt- und schutzlosen heidnischen Anhängern des Dynasten gehört.

Nachdem Sohn, Tochter und Eginhard sich sammt den Leichenträgern entfernt haben, bleiben nur noch der ohne Besinnung am Boden liegende Knabe und ein andrer Anhänger des Dynasten und des Heidenthums, genannt »der Treue«, bei der Leiche zurück. Nachdem ersterer sich erholt und gegen die Leiche das Verzweiflungsvolle seiner Lage ausgesprochen hat, deutet der Treue ihm an, wie es möglich sei, den Todten — den wir hiernach für noch nicht gestorben annehmen müssen — sowie sich selbst zu retten und zwar auf demselben Weg, auf welchem sie sich mit dem lebenden Dynasten zu retten beabsichtigt hätten. Um hierzu Vorbereitungen zu treffen, entfernt sich der Treue, den Knaben bei der Leiche zurücklassend. Derselbe entschlummert; indessen erwacht der Dynast vom Tode und weckt den Knaben auf, der ihm auseinandersetzt, wo sie sich befinden und wie sie hierher gelangten. Der Treue kommt mit Anderen hinzu, die Leiche zu holen, als sie aber ihren Gebieter am Leben finden, verbinden sie sich mit ihm und verabreden das Nöthige zur Rettung.

Der dritte Aufzug führt die Taufe des Sohnes und der Tochter des Dynasten durch einen Bischof vor; geistliche und weltliche Zeugen sind zugegen. In der Taufrede schildert der Bischof eindringlich die Gefahren, die für die Neubekehrten aus dem Bekenntniss des Christenthums entspringen und fordert von ihnen, wenn es die Umstände erheischen sollten, das Märtyrerthum. Nach vollendeter Taufhandlung tritt Eginhard auf, um die Tochter werbend, erlangt die Einwilligung des Bruders, dann auch die Zustimmung des Bischofs und wird nun von diesem getraut. Kaum ist die Trauung vollzogen, so erscheint zunächst der Treue und veranlasst durch eine vorgegebene Nachricht den Sohn, sich von den übrigen zu trennen; hierauf tritt der alte Dynast auf, trennt seinerseits die Tochter von Eginhard und den Andern, so dass der Bischof, Eginhard und die Taufzeugen abgesondert stehen, die sodann sogleich entlassen werden.

Noch ist für den Dynasten die Möglichkeit vorhanden, sich der drohenden Übermacht des Kaisers zu entziehen: er will flüchten und die Kinder sollen ihm folgen. Er versucht deshalb zunächst den Sohn und dann die Tochter dem Christenthum abwendig zu machen, allein der Zwiespalt zwischen der alten zusammenbrechenden und der neuen aufsteigenden Bildung, dem Sohne gegenüber in kriegerischer und politischer, der Tochter gegenüber in religiöser und herzlicher Weise zum Durchbruch kommend, ist zu entschieden, als dass Einigung zu erzielen wäre. Als hierauf der Treue Nachrichten überbringt, aus denen die inzwischen eingetretene Schwierigkeit des Entkommens hervorgeht, wird der Entschluss gefasst, eher den Tod als Unterwerfung unter den Kaiser zu

wählen und zu diesem Ende selbst gegen die Kinder Gewalt anzuwenden.*)

Im letzten Aufzug ist die Flucht abgeschnitten; der Dynast hat sich mit dem Knaben in einen Thurm eingeschlossen, in dem auch Sohn und Tochter sich gefesselt befinden. Die Schlüssel des Thurms werden hinuntergeworfen: es soll offenbar den Eingeschlossnen nur die Wahl bleiben zwischen Hungertod oder Selbstmord, weshalb auch Dolche herbeigeschafft werden. Der alte Dynast und der Knabe erstechen sich — die Neubekehrten aber werden durch den sich Eingang erzwingenden Eginhard gerettet.

Ehe wir diesen Inhalt sowol, als auch die in den Bruchstücken erkennbaren Formen mit Calderon's Schauspielen näher vergleichen, wollen wir uns vergegenwärtigen, welche derselben Goethe zur Zeit der Entstehung des Entwurfs kannte, weshalb aber zunächst diese Zeit zu ermitteln und festzustellen ist.

Auch ohne Kenntniss bestimmter Angaben hierüber könnte man denselben nur zwischen 1807 und 1810 setzen. Vor dem Januar 1804 kann eine dichterische Durchdringung Calderons nicht stattgefunden haben: die Wärme, mit welcher Goethe Schillern den Genuss schildert, den er vom »Standhaften Prinzen« hatte, zeugt für die Frische des Eindrucks, den ihm die noch neuartige Erscheinung hervorrief. Von da ab war aber Goethe bis in den August mit der Bühnenbearbeitung des »Götz von Berlichingen« beschäftigt, und den übrigen Theil des Jahres 1804 bis in's

*) In Goethe's Entwurf steht allerdings im IV. Aufzug, 1. Scene: »will die Kinder mit ihrem Willen mitnehmen«; allein wenn es in der 2. und 4. Scene nach dem Gespräch des Vaters mit den Kindern heisst: »sie werden nicht einig«, und in der 1. Scene des V. Aufzugs »Sohn und Tochter werden heraufgebracht und gefesselt«, so ist unzweifelhaft »mit ihrem Willen« nur ein Hörfehler beim Dictiren für »wider Willen«.

nächste hinein nahm ihn die Übersetzung von »Rameau's Neffen« in Anspruch. Nach Schiller's Tod ging er längere Zeit damit um, den »Demetrius« zu vollenden und schildert sich selbst nach Aufgeben dieses Vorhabens als ganz unfähig und unthätig; die Schrift »Winckelmann und sein Jahrhundert«, die Umgestaltung der »Stella« zu einem Rührspiel behufs ihrer Darstellung, die nachmalige Wiedervornahme des Epos »Tell«, der Abschluss des ersten Theils des »Faust«, der erste Theil der »Pandora« füllen neben kleineren Schöpfungen die Zeit bis in's Jahr 1807, und es findet sich bis dahin keine Lücke, in welche sich mit Wahrscheinlichkeit die Musse zur Beschäftigung mit einem neuen Trauerspiele einschieben liesse. Auf dieses Jahr lenkt aber die Aufmerksamkeit die Äusserung in den »Tag- und Jahresheften«: »Eine höhere Bedeutung für die Zukunft gab sodann »»Der standhafte Prinz««, der, wie er einmal zur Sprache gekommen, im Stillen unaufhaltsam fortwirkte.« Berücksichtigt man, dass dem Zusammenhange nach diese gehaltvollen Worte auf Goethe selbst zu beziehen sind, so lässt sich nicht verkennen, dass sie sehr nachdrücklich auf die Vorbereitung eines grösseren Werks, das im »Standhaften Prinzen« seine Quelle hatte, hinweisen. Die Bearbeitung desselben für die Aufführung kann damit nicht gemeint sein; denn da diese Goethe 1810 viele Unruhe machte und doch erst zum Schlusse des Jahres zu Stande kam, so kann sie ihn nicht schon 1807 so durch und durch eingenommen haben, um jene gewichtigen Worte zu rechtfertigen. Bemerkenswerth ist auch, dass nach der 1807 beendigten »Pandora« eine Lücke in Goethe's sonstigen Bühnenschöpfungen wahrzunehmen ist, wie ausserdem im ganzen Leben bis 1811 nicht.

Ein späteres Jahr, als 1810 könnte jedoch als das der Entstehung der Fragmente nicht in Frage kommen, da

Goethe nach der Vorstellung des »Standhaften Prinzen« sich nicht mehr mit solcher Begeisterung, sondern nur als Bühnenleiter oder als kühlerer Beurtheiler über das spanische Drama ausspricht. Die Gränze dieses Jahres stellt auch Goethe in dem Aufsatz »Epochen deutscher Literatur« dadurch selbst fest, dass er für die »spanische Cultur« die Zeit von 1790 bis 1810 bezeichnet. Diese Epochen hat er unverkennbar wesentlich nach seinem eignen Bildungsgange entworfen, was im vorliegenden Falle schon daraus hervorgeht, dass im Allgemeinen für Deutschland die spanische Epoche noch keineswegs vorüber war, ja die eigentliche Wirkung derselben durch vielfache Nachahmungen hauptsächlich erst nach 1810 sich geltend machte.

Auf eine um einige Jahre vor 1810 zurückliegende Entstehung des Trauerspielbruchstückes führt aber auch Riemer, welcher von der, von ihm »Eginhard« benannten Tragödie erzählt, Goethe habe zu derselben, die er schon früher concipirt und ihm dictirt gehabt, 1810 noch besondere Studien gemacht und deshalb namentlich Eginhards Leben Karls des Grossen und Turpins Chronik fleissig gelesen; *) zufolge Strehlke's Mittheilung weist Goethe's Tagebuch dies für den 16., 18., 19. und 20. April dieses Jahres nach. **)

Hatte ich aus diesen Gründen früher schon die Zeit der Entstehung der Fragmente in's Jahr 1807 gesetzt, so ist seitdem noch eine bestimmte Angabe von Goethe selbst bekannt geworden und zwar aus seinem Tagebuch, in dem er unterm 20. August 1807 den »Einfall und Vorsatz an einem dramatischen Stück zu arbeiten« und unterm

*) Mittheilungen über Goethe. Von Riemer. II. Bd. S. 622.

**) Goethe's Werke. Berlin. Hempel. X, 559.

8. des nächsten Monats das Schema zum »Trauerspiel in der Christenheit« erwähnt hat.*) Dass unter dieser Bezeichnung nur der hier in Rede stehende Entwurf gemeint sein kann, ist theils nach der vorstehenden Entwicklung, theils um desswillen ausser Zweifel, weil schlechterdings kein anderes Bühnenstück Goethe's bekannt ist, das vorzugsweise »christlich« genannt werden könnte.

Es sollten also hier die Stücke Calderons überblickt werden, die Goethe zur Zeit der Entstehung des »Trauerspiels in der Christenheit« kannte. Ganz unzweifelhaft ist es zunächst — abgesehen von den heiteren Comödien »Die Schärpe und die Blume«, sowie »Über allen Zauber Liebe« — von ernsteren Stücken »Die Andacht zum Kreuze« und »Der standhafte Prinz«, welche bis 1807 wiederholt von Goethe berührt werden; im hohen Grade wahrscheinlich ist es aber auch, das er damals schon die, allerdings erst 1809 in Schlegels Übersetzung veröffentlichte »Brücke von Mantible« kannte, wie ihm Schlegel ja schon anfangs 1804 oder gar schon 1803 die ebenfalls 1809 erschienene Übersetzung des »Standhaften Prinzen« mitgetheilt hatte. Gewiss war ihm aber auch damals schon »Das Leben ist Traum«, wenigstens in den ältern deutschen Bearbeitungen bekannt.

Was nun Goethe in dem Aufsatz über »Calderon's Tochter der Luft« als Inhalt aller Stücke dieses Dichters hervorhebt: »Widerstreit der Pflichten, Leidenschaften, Bedingnisse, aus dem Gegensatze der Charaktere, aus den jedesmaligen Verhältnissen abgeleitet«, das finden wir in den ebengenannten Dramen, so auch in dem Entwurfe, in welchem die Anhänglichkeit an überkommene Zustände,

*) Weimarer Sonntagsblatt. III. Jahrg. Nr. 36. S. 362f.

an's anerzogene Heidenthum, ja an das Leben selbst mit dem Eifer und dem Gelübde für das Christenthum in Zusammenstoss geräth.

Der christliche Inhalt des Trauerspielentwurfs ist es besonders, der diesen mit den beiden Calderon'schen Stücken, die Goethe damals am meisten ergriffen hatten, mit der »Andacht zum Kreuze« und dem »Standhaften Prinzen« in Verbindung bringt. Namentlich den letzteren durchdrang er mit Wärme, brachte ihn zur Aufführung und hatte gleich nachdem er ihn kennen gelernt an Schiller geschrieben: »Man wird, wie bei den vorigen Stücken, aus mancherlei Ursachen im Genuss des Einzelnen, besonders beim ersten Lesen gestört; wenn man aber durch ist und die Idee sich wie ein Phönix aus den Flammen vor den Augen des Geistes emporhebt, so glaubt man nichts Vortrefflicheres gelesen zu haben. Es verdient gewiss neben der »»Andacht zum Kreuze«« zu stehen, ja man ordnet es höher, vielleicht weil man es zuletzt gelesen hat und weil der Gegenstand sowie die Behandlung im höchsten Grade liebenswürdig ist. Ja ich möchte sagen: wenn die Poesie ganz von der Welt verloren ginge, so könnte man sie aus diesem Stück wiederherstellen.« Auch in der Äusserung, die Riemer, wol aus einem Brief an Knebel, unterm 17. October 1812 aufführt, erkannte Goethe Calderon's Stärke im Christlichen seiner Stoffe. Aber ausser durch diesen christlichen Inhalt erinnert das Trauerspiel auch noch dadurch auffallend an den »Standhaften Prinzen«, dass darin wie in diesem neben den religiösen Beweggründen auch politische wirken. In Calderon's Schauspiel ist die Herausgabe Ceuta's der Lösepreis für Don Fernando, den dieser selbst verwirft, um Portugal nicht dadurch zu schädigen, und in dem Umriss des zweiten Auftritts im

vierten Aufzug des »Trauerspiels in der Christenheit« tritt auch zwischen Vater und Sohn dasselbe Motiv zugleich mit Beziehung auf das Vaterland an den Tag.

Das Märtyrerthum bildet aber sowol im »Standhaften Prinzen« wie in Goethe's Trauerspielentwurf den Kern der Handlung; im letztern kommt es zwar nicht zum Vollzug — wenigstens nicht auf christlicher Seite — allein es beginnt doch mit der Einkerkerung der Tochter und steht noch im Hintergrund bei der Ausdauer der beiden gefesselten Kinder, sowie endlich die unbedingte Forderung der Hingabe an's Christenthum bis zur Blutzeugenschaft durch die Verse hervorgehoben ist:

> Und wenn das grimme Feuer um uns lodert,
> Das Märtyrthum, es wird von uns gefodert.

Da diese Verse nebst dem unter den Bruchstücken zuletzt stehenden Vers die einzigen, einem spätern Aufzug angehörigen sind — alle übrigen fallen in den ersten Aufzug — also von Goethe als besonders wichtig ziemlich allein und ohne Zusammenhang vorgreifend niedergeschrieben worden sind, so werden wir schon durch diesen Umstand darauf geführt, in ihnen etwas Entscheidendes, die Grundlage des Drama's zu suchen.

Es versteht sich von selbst, dass Goethe das Christenthum nicht in Calderon's Weise als eine düstere Macht, der man sich blindlings überliefern müsse, auffassen konnte: er lässt das gegenüberstehende Alte und das treue Festhalten an demselben gleichfalls gelten, nur dass es endlich vor dem Überwältigenden der neuen Bildung weichen muss. Goethe hat in dem Trauerspiel offenbar das Christenthum in seinen bedeutendsten Eigenthümlichkeiten zur Darstellung bringen wollen, daher zuvörderst der Gegen-

satz heidnischer Zustände und der kräftigen wie pietätsvollen Anhänglichkeit an denselben, besonders in der vierten und fünften Scene des ersten Aufzugs, im zweiten Aufzug sowie in der zweiten und der vierten Scene des vierten Aufzugs; daher die symbolische Handlung der Taufe, die Aufnahme in die Christengemeinschaft, wobei sich die schicklichste Gelegenheit bot, auf die geheimnissvolle Kraft der Offenbarung und die Bedeutung der neuen Lehre hinzuweisen; daher ferner die Trauung, durch welche das Christenthum segensreich in's Familienleben eingreift; daher die drohender Gefahr gegenüber bethätigte Ausdauer der Neubekehrten bis zum Entschluss zur Blutzeugenschaft; daher das gläubige Vertrauen auf die nur durch ein Wunder möglich scheinende Rettung, indess die Heiden sich verzweifelnd den Tod geben. So sollten die verschiednen Kundgebungen des Christenthums vorgeführt werden.

Vergleichen wir den Inhalt des Entwurfs mit dem »Standhaften Prinzen« und der »Andacht zum Kreuze« weiter, so erinnert auch der Scheintodte dort an die — hier freilich zu christlichen Zwecken — zum Scheinleben wunderbar Erweckten, Prinz Ferdinand und Eusebio, sodass nicht zu bezweifeln ist: Goethe wollte durch den Scheintodten und durch die Rettung zum Schluss ähnliches, nur natürlich darstellen, was als Wunder bei Calderon erschien, der, wie es im Aufsatz über die »Tochter der Luft« heisst, genöthigt war Absurdes zu vergöttern.

Ferner klingt noch ein Motiv an Calderon an, und zwar die Aussicht auf den Hungertod im Thurme und das Eindringen der Retter, was ganz unerwartet erfolgt, nachdem durch das Beseitigen der Schlüssel und die sonst unmittelbar vorausgegangenen Begebnisse die im Thurm eingeschlossenen Personen auf Lebenszeit von der Welt

geschieden zu sein scheinen. Das Gleiche ereignet sich in der »Brücke von Mantible«, und deshalb mag Goethe auch für seinen fünften Aufzug eine ebenso künstlich zusammengesetzte und — nach seiner eignen Bemerkung — nicht durch Worte, sondern nur durch Zeichnung begreiflich zu machende Decoration im Sinn gehabt haben, wie sie der Schluss des genannten Calderon'schen Stückes voraussetzt.

Und da einmal einer Decoration Erwähnung geschehen ist, mag noch darauf hingedeutet werden, dass die im ersten und zweiten Aufzug des Trauerspielfragments mit ihrem Gemisch von felsigen Höhlen und künstlich hergerichteten Aufenthaltsräumen an die Scenerie des ersten und dritten Tagwerks von »Das Leben ist Traum« erinnert. Goethe wollte mit den ungewöhnlichen Decorationen jedenfalls insoweit das »Theatralische« berücksichtigen, das er im oftgedachten Aufsatz dem Calderon vorzugsweise zuschreibt und auf das Calderon bedacht sein musste, um den Forderungen der prunkliebenden Bühne Philipps IV. zu genügen.

Wie der Inhalt Calderon'scher Dramen überhaupt auf Gegensätzen beruht, so auch die Ausführung der Entwicklung. Goethe sagt im Aufsatz über »Die Tochter der Luft«: der Plan liege klar vor dem Verstande und deute auf die Technik der komischen Opern hin. Zum Theil offenbart sich hierin, was Goethe in demselben Aufsatz »bretterhaft« an Calderons Dramen nennt. So ist im »Standhaften Prinzen« der Held des Stücks, Fernando, erst Überwinder des Feldherrn des Königs von Fez, dann Gefangner dieses Königs; hierauf sehen wir ihn vom König, der als Lösegeld für ihn Ceuta zu erhalten hofft, unerwartet geehrt, später aber, als Fernando selbst diesen Löse-

preis zurückweist, auf's schmählichste misshandelt; endlich führt er als Todter seine Landsleute und Glaubensgenossen zum Siege und wird als Leiche noch an Werth der Prinzessin von Fez gleichgehalten. Ebenso wechselnd erscheint das Liebesverhältniss zwischen der fezanischen Prinzessin Phönix und dem Feldherrn Muley: Eifersucht, gegenseitige Beglückung, Schmerz wegen der Nöthigung zur Heirath mit dem König von Marokko, endlich aber Aussicht auf Vereinigung mit dem Geliebten auf Fürbitte des feindlichen Königs von Portugal. Solche in opernmäsigen Gegensätzen sich bewegende Schauspielanlage steht der sich in stetiger Steigerung entwickelnden Anlage eines Schauspiels von höherem Kunststyl ebenso gegenüber, wie die Parallelismen einer unausgebildeten Dichtkunst dem fortlaufenden Erguss einer höheren.

In derartigen Gegensätzen bewegt sich denn auch das »Trauerspiel in der Christenheit«: erst die eingekerkerte, vom Hungertod bedrohte Tochter, dann das Eindringen des Geliebten, der sie befreit; hierauf das durch das Zwischenreden des Bruders nicht zu hemmende Entzücken über die vermeintliche Versöhnung des Vaters, gleich darnach das Herzubringen seiner Leiche; weiter die engste Vereinigung durch die Trauung von Seiten des Bischofs und unmittelbar folgend die Trennung durch den alten Dynasten; endlich Sohn und Tochter abermals gefesselt und angesichts des Hungertodes, dann aber wieder zum Schluss plötzliche Befreiung.

Diese Parallelismen durch Gleichnisse und Gegensätze, die Goethe im Brief an Gries vom 20. Mai 1821 theils als poetische Gleichnissfülle bewundert, theils als übermässig rhetorisch tadelt, kommen bei Calderon auch in der Ausführung im Ausdruck mannigfach und gehäuft zur Er-

scheinung, und ebenso hat sie Goethe in den Bruchstücken des Trauerspiels angewandt. Es ist nicht Goethe's natürliche, sondern Calderon's berechnete Weise, wenn in den Bruchstücken seitens der Tochter die starren Felsen dem harten Vater, das freundliche Walten Gottes dem Glücke des Tags, das Wesen des Vaters dem Rinnen des Bachs und dem Brausen des Bergstroms verglichen, sowie der die Tochter umgebenden Nacht das blinkende Auge des Bruders, dem klangberaubten Schweigen seine Trost- und Liebesworte entgegengesetzt werden.

Ebensowenig sind ächt Goethe'sch Geberden- und Versparallelismen wie folgende:

> Ja, ich bin's *(knieend)* zu Deinen Füssen!
> Ja, ich bin's *(sich nähernd)* in Deinen Armen!
> Bin der Redliche, der Treue,
> Der, und wenn du staunend zauderst,
> Der und wenn Du fürchtend zweifelst,
> Immer wiederholt und schwöret:
> Ewig ist er Dein und bleibt es!

oder:

> Glänzend wie der Sommer Sonnen,
> Tief wie klare Sternennächte.

Ebenso fremdartig muthet an:

> Du bringst nun, Bruder, mich mit Einem Male
> Dem Licht des Tags, dem Vater, dem Geliebten!

Man halte daneben beispielsweise aus dem »Standhaften Prinzen« die Vergleichung der Prinzessin Phönix erst durch ihre Dienerin mit der Morgenröthe und nachher durch Muley mit der Sonne; oder die vielen Gleichnisse, die Fernando gegen Ausgang des ersten Tagwerks auf ein rasches Pferd

vorbringt; oder die Gegensätze, die Alfons gegen Ende hin in Bezug auf die Auswechslung der Prinzessin gegen die Leiche des Prinzen zusammenstellt; ferner Verse, wie die Fernando's im dritten Tagwerk:

> Ob ich noch mehr Qualen dulde,
> Ob ich noch mehr Härte sehe,
> Ob ich noch mehr klag' im Drucke,
> Ob ich noch mehr Noth erlebe,
> Ob ich fühle noch mehr Busse,
> Ob ich noch mehr Hunger leide etc.

oder endlich den Schluss der längern Rede der Prinzessin, worin sie die vorher angestellte Vergleichung zwischen dem blühenden Garten und dem wellenkräuselnden Meer sowie die Schilderung des Einflusses derselben auf ihre Gemüthsstimmung in den Worten sammelt:

> Gross gewisslich ist mein Schmerz,
> Da nicht lindern die Beschwerde
> Flur und Himmel, Meer und Erde!

Ähnliche Stellen bieten alle Bühnenspiele Calderon's in Menge zur Vergleichung.

Diese Formen sind alle dermassen auf den Verstand berechnet, dass durch sie schon der Antheil des Gemüths an der Dichtung fast ausgeschlossen wird, und gerade hebt Goethe ganz ausdrücklich im oft gedachten Aufsatz über »Die Tochter der Luft« die Gemüthlosigkeit Calderon's hervor. Im »Trauerspiel in der Christenheit« scheint er solche dadurch anzudeuten beabsichtigt zu haben, dass er nach dem Erwachen des alten Dynasten ganz besonders vorschreibt, es solle zwischen ihm und dem ihn eben noch als todt beweinenden Knaben sein »als wenn

er gewöhnlich aufwacht«; und dann, als der Treue hinzugekommen und das weitere verabredet ist, sie sollen sich vertheilen »froh, als ob nichts gewesen wäre«. Es sollte also jede Rührung beim Wiedererstehen vom Tod entfernt bleiben.

Vergleichen wir nunmehr noch die aus den Bruchstücken ersichtlichen Sprachformen mit denen Calderon's, so fällt uns zuerst der vierfüssige trochäische Vers auf, welcher eine so entschiedene Eigenthümlichkeit der classischen Bühnendichtung Spaniens ist, dass ihr Vorfinden in den Bruchstücken des Trauerspiels schon ein untrüglicher Führer zu der Quelle desselben sein müsste. Nun erscheint dieser Vers in den spanischen Comödien entweder als Redondilla mit Reim oder als Romanzenvers mit Assonanz, und Goethe hat in den wenigen Bruchstücken, die er zu Papier gebracht, gleich Beispiele beider Arten dieses Verses ausgeführt, — allerdings in seiner Weise nicht streng nach den Regeln spanischer Verskunst, sondern nur anähnelnd. Während in der Redondilla immer zwei sich reimende Verse zwei andre mit gebundnem Reim einschliessen, lässt Goethe — aber auch nicht durchgängig — Zeile auf Zeile reimen, ja sogar, was bei Calderon gar nicht vorkommt, drei solche Verse hintereinander. An Stelle der assonirenden hat er — ebenfalls ganz unspanisch — völlig reimfreie gesetzt, wol absichtlich, da unser an Assonanzen nicht gewöhntes Ohr dieselben überhört und ein assonirender Vers wie ein reimloser klingt, weshalb auch Herder es bei seiner Übertragung der Cidromanzen für einen unfruchtbaren Zwang ansah, sich die Fessel fremdartiger Assonanzenreihen aufzulegen. Demungeachtet scheint es, als habe Goethe den Versuch nicht umgangen, da in dem Bruchstück des Gesprächs zwischen der Tochter und

Eginhard die Versendungen »bin es« — »versichern« und »Füssen«, mehr aber noch die gleich darauf folgenden »Treue« — »zweifelst« — »bleibt es« — »schweigest« — »meine« — Assonanzen z. Th. sind, z. Th. doch wol sein sollen.

Calderon bleibt aber bei diesem Grundvers der Comödien nicht stehn, sondern geht oft in Liras, Verse von ungleichen Längen, sowie in gereimte Hendecasyllaben über, und auch hiervon finden sich, wenn auch sehr frei behandelte Beispiele in Goethe's wenigen Bruchstücken, so dass er sofort bei den ersten Aufzeichnungen seinem Vorbild in allen Formen des Verses ebenso zu folgen unternahm, wie es hinsichtlich des Ausdrucks der Fall war. Er hat auch ein Bruchstück mit reimlosen Jamben, die zwar Calderon's Vorgänger hatten — auch neuere Bühnendichter wieder angenommen haben — nicht aber Calderon selbst; dass indess Goethe jene Vorgänger wenigstens später kannte, ist aus dem in den »Nachgelassnen Werken«, also nach 1828 hinzugekommnen Schluss des Aufsatzes »Französisches Haupttheater« ersichtlich, worin auf das wechselnde Sylbenmass Guillen de Castro's Bezug genommen ist.

Eine vorzugsweise in die Augen springende Eigenheit Calderon's, die auch Goethe wiederholt berührt, scheint er aber im »Trauerspiel in der Christenheit« ganz beiseitgelassen zu haben: den Gracioso. Es fällt dies um so mehr auf, als Goethe seiner immer mit Behagen gedenkt; allein es lässt sich wol denken, dass er nicht wagte diese nicht nur einem reinen Kunststyl, sondern auch unserm geläuterten Geschmack widerstrebende Einmischung des Lächerlichen, oft Platten in das Ernste und Hohe der heutigen Bühne zuzumuthen. Er konnte den Gracioso an

sich reizend finden, ohne sein Auftreten in bestimmten Schauspielen zu billigen. Goethe warnte ja auch selbst z. B. in »Deutsches Theater — Einzelnes« und im Brief an Zelter vom 28. Februar 1811 nachdrücklich vor allzutreuer Nachahmung Calderon's, weil er dem guten Geschmack gefährlich werden könnte! Nichtsdestoweniger bleibe dahingestellt, ob er nicht wenigstens einige Züge des Gracioso, namentlich seine auf Linderung starker Eindrücke berechnete Richtung in dem »Treuen« anbringen wollte; denn dessen Erwähnung in der Inhaltsangabe des Stücks, wonach er fast gar keinen Einfluss auf die Handlung zu haben scheint, wird nur durch eine charakteristische Bedeutung dieser Person erklärt werden können; darauf aber, dass deren Charakter kein tiefer, sondern ein leichter, heitrer sein sollte, bezieht sich vielleicht die schon angeführte, auf den ersten Anblick befremdende Andeutung in der Inhaltsangabe des zweiten Aufzugs, dass der Treue und sein Begleiter das Wiederaufleben ihres Herrn gleichgültig nehmen, als ob nichts Besondres vorgefallen wäre. Selbst die Bezeichnung »Der Treue« mag einer Eigenschaft des Gracioso entnommen sein.

Goethe ist aber bei der versuchten Nachbildung Calderon'scher Dichtungsweise nicht bloss vorstehendem zufolge absichtlich in einzelnen Beziehungen von seinem Muster abgewichen, sondern ist ihm seiner Natur gemäss im Grunde völlig fern geblieben. Goethe erkannte so klar, wie diese Dichtung uns und insbesondre auch ihm innerlich fremd sei, und er selbst war in einem höhern Sinn ein so ganz und vollgültig ausgeprägter Dichter, dass er auf den Versuch hätte verzichten sollen, die Eigenthümlichkeiten eines andern, die er in ihrer Ausbildung bewundern mochte, die aber theils eben als Eigenthüm-

lichkeiten unnachahmbar, theils doch nur glänzende Fehler waren, in einem selbständigen Dichterwerke wiederzugeben. Aus dem blossen Entwurf ist schon herauszufühlen, dass dem Trauerspiel Goethe's die Leichtigkeit des Gusses, welche er nach Riemer am 17. November 1809 dem Calderon nachrühmte, gefehlt haben würde; das Rednerische, das bei Calderon wie ein Sprudel aus dem Boden herausschiesst, erscheint in Goethe's Bruchstücken wie der Abfluss eines Pumpwerks.

Die Gleichnisse sind zwar in Goethe's Bruchstücken viel natürlicher als grossentheils bei Calderon, allein diesem war es eben um die Bewunderung des Geschicks in Herbeiziehung unerwarteter Gleichnisse zu thun, und daran ist bei Goethe nichts wahrzunehmen; die Verwickelung ist ferner von diesem nicht so künstlich verschlungen angelegt, dass man wie in Calderon's Stücken bei jeder Situation mit höchster Spannung der Lösung entgegenharrt; was bei Calderon Überraschung oder Wunder des Glaubens ist, erscheint nach den Bruchstücken wie Verblüffung. Dieses Zurückstehn Goethe's gegen Calderon mag zum Theil Folge richtigerer Erkenntnisse der Kunstforderungen sein, aber zum Theil konnte er doch eben nicht gegen seine Natur und der absichtsvolle Nachahmer wird nie an den frei Schaffenden reichen. Und endlich, wenn Goethe auch Treffliches in jener Art leistete, konnte er einen der Mühe werthen Gewinn erhoffen? Und doch hatte er, indem er Calderon's religiöse Stücke (»comedias divinas«) nachzubilden trachtete, mit sicherem Tacte noch die uns zugänglichste Dramengattung ausgewählt, da die Modernisirung der mythischen, die Abenteuerlichkeit der geschichtlichen und die Spitzfindigkeit der Mantel- und Degenstücke Calderon's uns noch ungeniessbarer sind.

Goethe sah denn auch zeitig genug ein, dass er mit ungleichen Waffen neben Calderon focht und gab den Wettkampf auf. Dagegen ging er nunmehr daran des Spaniers eigne Werke, die sich also gleich als etwas Fremdartiges ankündigten und denen daher der Zuschauer mit andern Erwartungen gegenübertrat, der deutschen Bühne zuzuführen. Er veranlasste daher Bearbeitungen Calderon'scher Schauspiele durch Einsiedel, Riemer und Wolff, aber auch nur mit dem Erfolg des Ungewöhnlichen auf wenige Jahre.

Haben wir nun als erwiesen anzusehen, dass das »Trauerspiel in der Christenheit« dasjenige durch Goethe's Wesen als nothwendig bedingte Erzeugniss seines Dichtergeistes war, durch welches er sich von dem gewaltigen Eindruck, den Calderon auf ihn gemacht hatte, zu befreien trachtete, indem er in demselben Inhalt und Form der spanischen Bühnendichtungen nachzuschaffen gedachte, so erübrigt nur noch auf den Stoff des Bruchstücks näher einzugehn und zu ermitteln, woher ihn Goethe nahm.

Riemer deutet in seinen Mittheilungen (II, 622) darauf hin, dass er der Chronik Turpin's oder dem Leben Karl's des Grossen von Eginhard entlehnt sei. Wenn schon Goethe jene Schriften möglicherweise zu dem allgemeinen Zwecke las, daraus Ansichten, Stimmungen und Zustände der Zeit, in welche er das »Trauerspiel in der Christenheit« verlegen wollte, kennen zu lernen, so durfte man doch von vornherein für wahrscheinlich halten, dass er die Begebenheiten desselben ebenfalls daraus geschöpft habe. Und da lesen wir denn in der That Folgendes in Turpin's Chronik aus der Geschichte vom heiligen Eutrop, die offenbar das Gerüst des Trauerspiels in sich birgt.

»Der heilige Petrus, welcher damals in Antiochien weilte, trug ihm [dem h. Eutrop] auf, nach Elleposella zu gehn, dort zu predigen und öffentlich den Namen unsers Herrn zu verkündigen, auch dabei seine drei Gefährten mit sich zu nehmen; der heilige Dionys aber wurde durch besagten heiligen Petrus nach Paris in Frankreich gewiesen. Als der ruhmwürdige heilige Eutrop nach Elleposella gekommen war, predigte er den Namen unsers Herrn, konnte aber niemand bekehren ausser Eutella, die Tochter des Königs Huwant; diese war von Gott erfüllt und glaubte an die Worte des gebenedeiten Märtyrers. Die Ungläubigen, welche damals Frankreich bewohnten, schlugen, misshandelten, höhnten und schmähten den heiligen Eutrop, wenn er von unserm Herrn sprach, aber jene gebenedeite Jungfrau Eutella heilte ihn von seinen Schlägen und Wunden. [Folgt die Erzählung seiner Reise nach Rom.] Hierauf empfahl ihm der heilige Clemens nach besagten Ort [Elleposella] zurückzugehen, von neuem den Namen Jesu Christi laut und öffentlich zu predigen und überdies die Wunder zu verkünden, welche in Rom durch den heiligen Petrus vollbracht worden seien. Er gehorchte dem Papst Clemens, wandte sich in jenes Land zurück und bekehrte vieles Volk, das ihm zuhörte. Aber die Ungläubigen der Stadt gingen zum König Huwant, schrieen und sagten ihm, sein ganzes Volk sei verloren; denn alle glaubten dem heiligen Eutrop. Der König Huwant schickte einige seiner Leute ab um den guten Heiligen zu tödten, aber als er sie kommen sah, bekehrte er sie, indem er das Zeichen des Kreuzes machte; sie glaubten an Gott und er taufte sie deshalb. Der König Huwant liess ihnen aus Wuth und Ärger den Kopf abschneiden, weil sie dem Gesetz, an welchem er hielt, untreu gewor-

den waren. Besagter Huwant schickte ihm hierauf ebensoviel andre von seinen Leuten zu, nämlich zwanzig seiner Jäger; sie wurden aber ebenso bekehrt, weshalb er sie tödten liess wie die ersten. Nachher schickte Huwant seinen Sohn und zwanzig seiner Kämmerlinge zu ihm und jener bekehrte sie gleichfalls. Der König Huwant war sehr erzürnt und wüthend über seinen Sohn und die Leute, die er hatte tödten lassen, dermassen dass er laut befahl, Eutrop zum Tod zu führen. Als besagter Eutrop die Leute des Königs Huwant kommen sah, betrübte er sich sehr über die, welche um ihres Glaubens willen getödtet worden waren und hob sein Angesicht auf gen Himmel, faltete die Hände und sandte ein Gebet zu unserm Herrn Jesus Christus, sprechend: Herr Gott, Jesus Christus! Erbarme Dich ihrer, die um Deinetwillen gemartert worden sind und grosse Qual erlitten haben, damit sie nicht verdammt werden, sondern ewiglich mit Dir herrschen. Nachdem der gute heilige Eutrop sein Gebet geendigt hatte, gaben die, welche abgeschickt waren ihn zu tödten, ihm den Tod«.

In dieser Erzählung Turpin's giebt es also Bekehrung des Sohns und der Tochter eines dem Christenthum feindseligen heidnischen Fürsten, wie im Trauerspielentwurf, und zwar im Westen Europa's, wohin auch die Örtlichkeit des Entwurfs mit seinem fränkischen »Eginhard« zu verlegen ist. Sind diese Vorgänge auch nur in den allgemeinsten Umrissen im Entwurf wiederzufinden und würde man daher auch nicht ohne sonstige Gründe die Abhängigkeit des letztern von ersteren annehmen dürfen, so ist doch eben Riemer's Hinweis auf Turpin ausreichender Grund dazu.

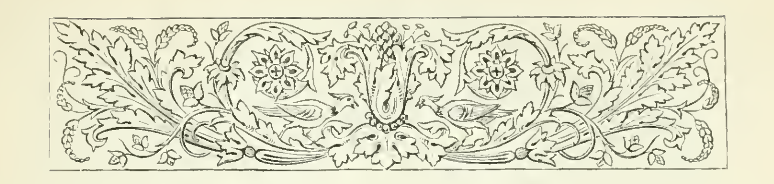
Riemer benennt den Entwurf »Eginhard«; die mit

diesem Namen bezeichnete Persönlichkeit hat eine viel zu bescheidne Stellung, als dass Riemer's Vorschlag irgendwelche Berücksichtigung verdiente. Wahrscheinlich wollte er seiner Gattin dadurch eine Aufmerksamkeit erzeigen, da Goethe dieselbe, als sie bei ihm Secretärdienste versah, seinen »Eginhard« zu nennen pflegte. Ebenso begreift man nicht, wie Riemer zu dem Beisatz »altdeutsches Drama« kommt, da Goethe vielmehr bei Beschreibung der Decoration zum dritten Aufzug das Altdeutsche ausdrücklich abweist. Jedenfalls genügt für das Fragment in beiden Beziehungen die Bezeichnung, die Goethe dem Stück in seinem Tagebuch beilegte: »Trauerspiel in der Christenheit«.



IV. Goethe mit Zeitgenossen.





1. GOETHE UND NICOLAI.

Wenn man von einem in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bis in den Anfang des jetzigen hinein wirkenden Schriftsteller vernimmt, dass er neben sonstigen bedeutenden Männern Moses Mendelssohn und Lessing zu seinen Freunden zählte, während zahlreiche andere, darunter keine geringeren als A. W. Schlegel, Tieck, Lavater, Kant, Fichte, Schelling, Schiller und Goethe, ihm in Satiren und ganzen wider ihn gerichteten Schriften schroff entgegentraten, so wird man fast zu der Annahme gezwungen, dass man eine literarische Grösse vor sich habe, und doch war dies Friedrich Nicolai — von ihm ist die Rede — nicht im geringsten. Als verdienst- und kenntnissreich, aber geistig sehr beschränkt, bezeichnet ihn Goethe und es bleibt nur zu erklären, wie ein solcher Mann beinahe ein halbes Jahrhundert lang so vielen Staub aufrühren, so vielen Lärm hervorrufen konnte. Des Räthsels Lösung liegt darin, dass Nicolai als Buchhändler ein tüchtiger Geschäftsmann und dass sein Geist zu beweglich war, als dass er sich ohne frischen, fröhlichen Krakel

wohl gefühlt hätte. Die von ihm unternommenen Zeitschriften: »Briefe, die neueste Literatur betreffend«, »Bibliothek der schönen Wissenschaften«, noch mehr aber »Allgemeine deutsche Bibliothek«, waren für die deutsche Literatur wichtige, immerhin aber zunächst kaufmännische Unternehmungen, die er mit nicht zu verkennendem Verständniss leitete, indem er insbesondre z. Th. vorzügliche Mitarbeiter zu gewinnen wusste. Hierdurch machte er eine grosse Anzahl von Gelehrten und Schriftstellern von sich abhängig, während Aussenstehende es mit ihm aus Rücksicht auf den Einfluss seines kritischen Blattes nicht verderben mochten, so dass es unter den Zeitgenossen nicht an Männern fehlte, die seinen Werth über die Gebühr erhoben, indess andre ihn wenigstens stillschweigend gelten liessen.

Nicolai war selbst Mitarbeiter an seinen Literaturblättern und dadurch umsomehr im Stand, denselben eine bestimmte Richtung zu bewahren. Die Beschränktheit seines Geistes machte ihn aber feindselig gegen alles Hervorragende; er ging auf allgemeines Gleichmachen im Sinne der Mittelmässigkeit aus. In welchem Geistesgebiet auch, sei es Religion, Philosophie, Dichtung oder gesellschaftliche Zustände etwas über die Fläche emporstrebte, Nicolai konnte nicht anders, er musste darüber herfallen, wenn schon er gewöhnlich die Erfahrung machte, dass er dabei schlecht wegkam, weil er aus seinem Flachland nicht zu den Höhen hinaufgelangen konnte und immer von oben aus niedergeworfen wurde. Nicht in Widerspruch damit stand es, dass er mit seiner »Allgemeinen deutschen Bibliothek« ein Mittelpunkt der sogenannten Aufklärung war; denn im Sinne Nicolai's und seiner Gesinnungsgenossen war sie auch nur eine Verflachung der geistigen Bewegung jener Zeit und wesentlich eine

kaufmännische Benutzung der Conjunctur, dass man in Berlin — wie Lessing schrieb — die Freiheit genoss, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen als man wolle, welcher Freiheit sich zu bedienen, der rechtliche Mann sich bald schämen müsse.

So war denn auch Goethe's Hinausschreiten über das nüchterne Schema Nicolai offenbar schon vom Erscheinen des »Götz von Berlichingen« an widerwärtig; das bezeugen Nicolai's kleinliche Weise merkwürdig kennzeichnende zwei Buchstaben, die er in einen Brief Merck's hineinschrieb. Dieser — mit Nicolai ebenso wie mit Goethe befreundet — meldete dem Berliner unterm 28. Juni 1774: »Goethe arbeitet . . . an vielerlei dramatischem Wesen«, und Nicolai liess hier aufs kindischste seinen Verdruss dadurch aus, dass er dem »Wesen« die Sylbe »Un« vorsetzte. Um diese Zeit frug Merck auch bei Nicolai an, ob er einige Possenspiele, die Goethe geschrieben habe, drucken wolle; allein jener lehnte mit der schon durch seinen »Sebaldus Nothanker« und sonst als Lüge sich darstellenden Bemerkung ab, dass er mit persönlichen Satiren nichts zu thun haben wolle; zugleich benutzte er diese Gelegenheit, für Goethe den guten Rath einfliessen zu lassen: er werde künftig, wenn er einmal eine literarische Ehre aufs Spiel zu setzen haben werde, vielleicht bereuen, einen so zügellosen Ton angegeben zu haben. Diese Verurtheilung mochte sich auf »Götter, Helden und Wieland« und den »Prolog zu den neuesten Offenbarungen des D. Bahrdt« beziehen, während das ihm zum Verlag angebotene Stück wahrscheinlich das »Neu eröffnete moralische politische Puppenspiel« war. Alle drei Stücke nahm Nicolai dann in einer Recension der »Allgemeinen deutschen Bibliothek« scharf mit.

Jetzt erschienen »Die Leiden des jungen Werther«. Der Eindruck, den die ganze Welt von dieser Dichtung empfand, war zu gewaltig, als dass Nicolai nicht das Bedürfniss gefühlt haben sollte, dieselbe zu seiner Bodengleiche herabzuziehn, und überdies schöpfte sie zu sehr aus den Tiefen des Seelenlebens, als dass Nicolai sie hätte begreiflich finden können. Zwar hütete er sich, dieses sein Unvermögen zu gestehen, und pries z. B. in einem Brief an Johannes v. Müller vom 16. October 1775 dieses »herrliche Werk des Geistes«; allein es ist ganz undenkbar, dass ein Mensch für Werther's Leiden Verständniss gehabt haben sollte, der so damit umging, wie Nicolai that. Freilich hatte dieser bei seinem Vorgehen Lessing hinter sich, der ja auch wünschte, Goethe möchte dem Roman noch ein paar cynische Capitel anfügen. Nicolai aber hielt sich für verpflichtet vor der Gefährlichkeit des Goethe'schen Romans zu warnen durch seine Schrift: »Freuden des jungen Werther's. Leiden und Freuden Werther's des Mannes. Voran und zuletzt ein Gespräch. Berlin, bei Friedrich Nicolai 1775.« Der Inhalt ist in Kürze folgender.

In einem Gespräch zwischen »Hans, ein Jüngling« und »Martin, ein Mann« schwärmt ersterer für den jungen Werther, während der andre diese Begeisterung tadelt und sich erbietet, durch eine kleine Änderung in den »Leiden des jungen Werther's« der ganzen Geschichte desselben eine Wendung zu geben, wodurch sie sehr nüchtern verlaufen müsse. Zu diesem Zweck folgt nun zunächst »Freuden des jungen Werther's«, worin an diejenige Stelle der Leiden, in welcher Werther um Albert's Pistolen bittet, anknüpfend, der fernere Verlauf so dargestellt wird, dass Albert die Pistolen mit Hühnerblut

ladet und der Schuss aus denselben daher ohne tödtliche Folge bleibt, worauf Albert, der noch unverheirathet angenommen ist, seine Braut an Werther abtritt, der sie dann heirathet. — Die »Leiden Werther's des Mannes« schildern hierauf Lottens Liebelei mit einem jungen Mann, wodurch Werther veranlasst wird, sich von seiner Frau zu trennen. In den »Freuden Werther's des Mannes« endlich vereinigen sie sich wieder und ein, nur anfänglich durch die Nachbarschaft eines Genie's gestörtes idyllisches Landleben unter vielen Kindern schliesst diese Parodien. Hinter denselben folgt noch ein kurzes Gespräch, in dem sich Hans mit Martin einverstanden erklärt.

Im ersten Augenblick nahm Goethe Nicolai's Spottschrift ohne alle Empfindlichkeit auf; an dem Abend des Tags, an dem er sie erhalten hatte, dichtete er das Lied in »Erwin und Elmire«:

> Ein Schauspiel für Götter
> Zwei Liebende zu sehn!

auch gegen von Bretschneider begnügte er sich — wie dieser am 10. März 1775 an Nicolai schrieb — zu sagen: man habe ihn nicht verstanden, und er konnte harmlos darüber schreiben:

> Stossgebet.
>
> Vor Werther's Leiden,
> Mehr noch vor seinen Freuden,
> Bewahr uns lieber Herre Gott.

Allein der viele Summs, den man um das Nicolai'sche Geschreibsel machte, wurde Goethe'n endlich doch verdriesslich. Am 7. März 1775 schrieb er an Gräfin Auguste

zu Stolberg: »Ich bin das Ausgraben und Seciren meines armen Werther's so satt. Wo ich in eine Stube trete, find ich das Berliner p. p. Hundezeug, . . . ob ich gleich finde, dass es viel raisonnabler sei Hühnerblut zu vergiessen, als sein eignes«. Wie er daher bald von dem, bald von jenem darüber angeredet wurde, mochte er je nach der Verschiedenheit der Ansprache Anlass genommen haben, sich auch poetisch verschieden darüber zu äussern und so entstanden die drei dichterischen Erzeugnisse, deren Goethe selbst im XIII. Buch von »Dichtung und Wahrheit« gedenkt und von denen er das eine dort mittheilt, das andre als nicht mittheilbar bezeichnet, das dritte aber für verloren hielt und nur seinen Inhalt kurz angiebt. Das mitgetheilte, einem Vers aus Eike von Repgow's Vorrede zum »Sachsenspiegel« nachgebildet, lautet:

Mag jener dünkelhafte Mann
Mich als gefährlich preisen!
Der Plumpe, der nicht schwimmen kann,
Er will's dem Wasser verweisen.
Was schiert mich der Berliner Bann,
Geschmäcklerpfaffenwesen!
Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen.

Das andere, das Goethe 1813 nicht wieder mittheilen wollte, hatte er dennoch selbst 1775 drucken lassen und Freunden zugestellt; in diesem Druck hat es folgende, von späteren Abschriften etwas abweichende Fassung:

Ein junger Mann — ich weiss nicht wie —
Starb einst an der Hypochondrie
Und ward auch so begraben.

Da kam ein starker Geist herbei,
Der hatte seinen Stänkrig frei,
Wie ihn so Leute haben.
Er setzt gemächlich sich aufs Grab
Und legt sein reinlich Häuflein ab,
Beschauet freundlich seinen Dreck,
Geht wohler athmend wieder weg
Und spricht zu sich bedächtiglich:
»Der gute Mann, wie hat sich der verdorben!
Hätt' er geschissen so wie ich,
Er wäre nicht gestorben!«

Das dritte jener poetischen Stücke wider Nicolai, der Dialog, scheint wie Goethe, so auch sonst Jedermann für verschollen gegolten zu haben, bis es durch den verstorbenen Dichter Adolf Böttger aus Oeser's Nachlass in meine Hände kam; ich liess es zum 28. August 1862 in, glaub' ich, 30 Exemplaren drucken. Meine Handschrift ist eine von Goethe selbst herrührende, d. h. zwar von Philipp Seidel geschrieben, aber von Goethe mit Zwischenschriften versehen. In Friedrich Jacobi's Nachlass fand man später noch eine Abschrift, die Zöppritz veröffentlichte. Mein Original folgt:

ANEKDOTE
zu den Freuden des jungen Werther's.

Lotte im Negligée, Werther im Hausfrack sitzend; sie verbindt ihm die Augen.

Lotte.

Nein, Werther, das verzeih' ich Alberten mein' Tage nicht: ich hab' ihn lieb und werth und bin ihm alles schuldig; aber mich dünkt doch, wenn

Einer einen klugen Streich machen will, soll er ihn nicht halb thun, soll nicht durch einen grillenhaften, läppischen Einfall alles verderben, was er etwa noch gut machen könnte. Wo ist da nur Menschenverstand, Gefühl, Delicatesse in seiner Aufführung? Der verfluchte Schuss! Es war ein Hanswursten-Einfall. Er sollte Dich von Deiner Verzweiflung curiren und bringt Dich fast um Deine Augen. Deine lieben Augen, Werther! Du hast seit der Zeit noch nicht hell daraus gesehn.

Werther.

Sie brennen mich heut wieder sehr. Es wird besser werden. Albert hat's gut gemeint. Was kann man dafür, dass es die Leute gut meinen.

Lotte.

Ich begreife nicht, wie Du nicht gar ein Auge drüber verloren hast. Und Deine Augenbraunen sind hin! *(Sie küsst ihm die Stirne.)*

Werther.

Liebe Lotte!

Lotte.

So schön gezeichnet, wie sie waren, werden sie nimmer wieder. Meint er doch Wunder, was er gethan hätte! Wenn er zu uns kommt, sieht er immer sehr freundlich drein, als wenn er uns glücklich gemacht hätte.

W e r t h e r.

Hat er's nicht? Hat er mich nicht Dir gegeben? Dich mir? Bist Du nicht mein, Lotte?

L o t t e.

Wenn er Gelassenheit, Gleichgültigkeit genug hatte, das zu thun, konnt' er's mit weit wenigern Aufwand. Wäre er statt seiner Pistolen selbst zu Dir gegangen, hätte gesagt: Werther, halt ein Bischen! Lotte ist Dein! Du kannst nicht leben ohne sie, ich wol! Also seh' ich als ein rechtschaffener Mann — Du lächelst, Werther!

W e r t h e r.

Setze Dich zu mir, Lotte, und gieb mir Deine Hand. Ein blinder Mann, ein armer Mann! *(Er küsst ihre Hand.)* Ja, es ist Deine Hand, Lotte, die ich seit der ersten Berührung immer mit verbundenen Augen aus Hunderten mit meinen Lippen hätte herausfinden wollen. Du bist wohl?

L o t t e.

Ganz wohl! Freilich geht's ein Bischen drunter und drüber mit uns. Aber weil's uns immer wunderlich ging —

W e r t h e r.

und die Leute, die unsere Sachen zurechtlegen wollten, ihr Handwerk nicht verstunden —

Lotte.

Es mag gut sein; nur sollten sie mit ihrer hochweisen Nase nicht so oben drein sehn. Das gesteh' ich Dir gern: ich kannte Alberten immer als einen edlen, ruhigen und doch warmen Mann, aber seit, pag. 23, der ganz fatalen Scene, wo er mir mit der unleidlichsten Kälte aufkündigt, mir die niedrigsten Vorwürfe macht, die ich dann in der Beklemmung meines Herzens so musste hingehen lassen, ist er mir ganz unerträglich. Ich liebte ihn wahrlich, ich hoffte ihn glücklich zu machen, ich wünschte Dich fern von mir — und so, Werther! Ich weiss noch nicht, ob ich Dich habe.

Werther.

Ich dachte, Du wüsstest's! Und behalten musst Du mich nun einmal.

Lotte *(scherzend)*.

Nun, Du bist mir so gut als ein anderer!

Werther.

Aber der andere hat Dich noch nicht, Weibchen!

Lotte.

Nimm mir's nicht übel: wenn, ich weiss nicht welcher Teufel ihm auf dem Ritt, pag. 23, den Kopf verrückt hätte, ich wäre nicht hier.

Werther.

Und ich?

Lotte.

Wo — Du könntest.

Werther.

Lotte!

Lotte.

Du lebst, und ich bin zufrieden.

Werther.

Das ist doch nun Albertens Werk. Hab' ihm Dank!

Lotte.

Nicht gar! Kann Einer nicht etwas für uns thun ohne Dank zu verdienen? Hättest Du die Relation gelesen, die er davon an Madame Mendelssohn schrieb, Du wärst rasend geworden, pag. 23—36 incl.

Werther.

Wie so? Was, meine Liebe?

Lotte.

Erst musst' ich lachen, dass er von der ganzen Sache gar nichts begriffen, nicht die mindeste Ahndung von dem gehabt hatte, was in Deinem und meinem Herzen vorging. Hernach verdross mich's, was er sich den Bauch streicht und thut, als wenn er im März vorausgesehen hätte, dass es Sommer

werden würde. Und was Du für eine Figur drinne spielst mit dem Sauschuss vor'm Kopf! Du meinst immer, Du wärst todt, pag. 23, und sprichst immer so vernünftig, ibidem. — Was machen Deine Augen, mein Bester?

Werther.

Sie sehn Dich nicht!

Lotte.

Sieh doch, wie artig!

Werther.

Freilich nicht wie, pag. 42, ehemals.

Lotte.

Nein, von der Relation zu reden! Sieh, wie er die besten wärmsten Stellen Deiner Briefe parodirt und sie, wie ein Zahnarzt die ausgerissenen Zähne, um seinen stattlichen Hals hängt, mit viel Gründlichkeit zeigt, wie man Unrecht gehabt habe, mit solchen Maschinen von Jugend auf zu kauen. Ich wär' ihm Feind geworden, wenn ich das könnte. Es ist so garstig!

Werther.

Was geht das mich an!

Lotte.

Ich sagte Dir immer, Du solltest mit Deinen Papieren vorsichtiger umgehen. Wie wenig Menschen fühlen solche Verhältnisse, und von den kalten Kerls

nimmt jeder draus, nicht was ihn freut, sondern was ihn ärgert, und macht seine Sauce dazu. Videtur totum opus.

W e r t h e r.

Du bist doch immer die liebe Lotte! Findest da alles sehr dumm und bist im Grund doch nicht bös. Küss mich, Weibchen, und mach, dass wir zu Nacht essen. Ich möchte zu Bette, ob ich gleich spüre, dass mich meine Augen wenig ruhen lassen.

L o t t e.

Die verfluchte Cur!

* *
*

Die von Goethe selbst in Seidel's Niederschrift eingeschriebenen Worte sind: in Lottens achter Rede »verrückt« und in ihrer zwölften »und thut.« Durchstrichen sind: in Lottens sechster Rede zwischen »doch« und »warnen« das Wort »gelassenen«; in ihrer achten zwischen »nicht« und »übel« das Wort »einmal«, sowie in ihrer vierzehnten zwischen »so« und »garstig« ein zweites »garstig«; endlich stand in Werther's dritter Rede erst »Bist Du nicht meine Lotte?« und ist nun das Schluss-e in »meine« ebenfalls durchstrichen. In Lottens achter Rede hatte mein erster Druck fehlerhaft »pag. 33« doch ist wol nicht »pag. 23« gemeint, sondern Seite 33 und 34, indem dort Albert von seinem auf der Reise gefassten Entschluss erzählt, Lotte und Werther zu vereinigen. »Videtur« gegen Ende steht wol für »videatur.«

Zur Erläuterung ist nur noch hinzuzufügen, dass auf Seite 23 bis 36 der Nicolai'schen Schrift, worauf im Dialog

Bezug genommen ist, sich die »Freuden des jungen Werther's« befinden; sie beginnen mit einer pedantischen Mahnung Albert's an Lotte darüber, wie sie Werther'n bei seinen überwallenden Ausbrüchen hätte begegnen sollen. Nachdem Werther sich dann mit der blind geladenen Pistole geschossen hat, wird er wie der todte auf ein Bett gelegt und mit dem herbeigeeilten Albert bespricht er sich dann, als ob er tödtlich verwundet sei und jeden Augenblick sein Ende zu erwarten habe; von Albert's Kunstgriff und Absichten in Kenntniss gesetzt, springt er aber sofort ganz vergnügt auf und vergisst, dass er sich für dem Tod verfallen hielt. Die ferner von Goethe erwähnte Stelle Seite 42 in den »Leiden Werther's des Mannes« handelt von Lottens Verdruss, weil ihr Gatte ihr nicht mehr so den Hof macht wie als Liebhaber und von ihrer daraus folgenden Hinnahme der Huldigungen eines andern jungen Mannes. Aus der Nennung der Madame Mendelssohn endlich scheint hervorzugehen, dass Goethe erfahren hatte, Nicolai habe die »Freuden des jungen Werther's« im Hause des befreundeten Mendelssohn vorgelesen und dort Beifall gefunden.

Nicolai dürfte keins der gegen ihn gerichteten Gedichte Goethe's kennen gelernt haben, wol aber war ihm hinterbracht worden, dass Goethe schlecht auf ihn zu sprechen sei und »Pasquille« selbst oder durch seine Freunde gegen ihn schmiede. Er wunderte sich über Goethe's Empfindlichkeit, drohte aber, wenn derselbe mit ihm zu spielen gedenke, vor dem Publikum mit ihm fertig werden zu wollen. Er schrieb solche Äusserungen an Merck nach Darmstadt und Höpfner nach Giessen, von denen er voraussetzte, sie würden Goethe davon unterrichten. Auffällig ist, dass letztrer seine Pfeile gegen Ni-

colai im Köcher behielt, während er andere Leute nicht schonte, ja bei diesen andern sogar selbst der Angreifende war. Er mochte indessen wol seine eigenen Angriffe für harmlos, die Erwiederung fremder Angriffe aber für Aufnahme eines Gezänks halten, das ihm verhasst war. Deshalb antwortete er auch z. B. nicht auf die antixenischen Schriften. Nicolai mäkelte zwar auch später noch an Goethe'schen Dichtungen gegen Merck, wie an dem »Lied eines physiognomischen Zeichners«, und an »Stella«, aber öffentlich verhielt er sich Goethe'n gegenüber still. Vielleicht hat er sogar noch ein Gedicht über Werther's Leiden der Öffentlichkeit vorenthalten, wenigstens glaubte Adolf Böttger Nicolai's Handschrift bei folgendem Gedicht zu erkennen, das in einem Exemplar von Goethe's Roman stand:

Auf Werther's Grabmal.

Halt Wandrer! eile nicht so hin!
Lies erst, wer ich gewesen bin!
Ich war ein Geck wie andre Gecken:
Klug, weis', mocht' gern die Weibsen lecken,
Hatt' dabei sondre Grillen im Hirn
Und einen Wurm recht hinter der Stirn.
Dem macht' ich Luft, ich armer Tropf,
Durch einen Kugelschuss in'n Kopf.
Nun lieg' ich hier, bin Asch' und Graus,
Und Kluge und Narren lachen mich aus.
Hast auch Wurm? Hör', ich bitt':
Heg ihn, pfleg ihn und schiess Dich nit.

Wahrscheinlich war es dem Zureden Merck's nach beiden Seiten hin zu danken, dass Goethe und Nicolai

ihre Fehde vergassen und letztrer es wagen konnte, jenen 1781 in Weimar zu besuchen und ihn um eine Stammbucheinzeichnung zu bitten. Goethe schrieb sich am 5. October mit »Utile dulci« ein.

Es kann sein, dass Nicolai für Goethe abgethan gewesen wäre, wenn nicht später Schiller Ursache gehabt hätte, sich über des Berliners Seichtigkeit und Anmasslichkeit zu erbosen. In seiner »Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781«, die von 1783 bis 1796 in 12 Bänden herauskam, hatte sich Nicolai ohne irgend welches Verständniss über die neuere Philosophie, sowie über Schiller's »Horen« wegwerfend ausgelassen, und dass daher im mündlichen Verkehr Goethe und Schiller schon 1795 häufig über Nicolai herzuziehen Anlass fanden, darf man aus Schiller's Brief an Goethe vom 29. December dieses Jahres entnehmen, worin er denselben »unser geschworner Feind« nennt. Als dann 1796 die Xenien gedichtet wurden, war es denn auch Schiller, der gegen drei Dutzend diesem Feinde widmete, darunter aber auch eins, das auf Nicolai's »Freuden des jungen Werther's« Bezug nahm:

Der junge Werther.

»Worauf lauerst Du hier?« — Ich erwarte den dummen Gesellen,
Der sich so abgeschmackt über mein Leiden gefreut.

Von Goethe sind nur folgende drei Epigramme, deren erstes auf Nicolai's Roman »Geschichte eines dicken Mannes« (1794), das zweite auf dessen unausbleibliches Anfeinden jeder auftauchenden geistigen Regung sich bezieht.

Gewisse Romanhelden.

Ohne das Mindeste nur dem Pedanten zu nehmen, erschufst Du,
Dichter, wie keiner mehr ist! einen vollendeten Geck!

Die Waidtasche.

Reget sich was, gleich schiesst der Jäger; ihm scheinet die Schöpfung,
Wie lebendig sie ist, nur für den Schnappssack gemacht.

Die Xenien.

Was uns ärgert: Du giebst mit langen entsetzlichen Noten
Uns auch wieder heraus unter der Reiserubrik.

Dieses letzte Xenion hatte richtig geweissagt; denn Nicolai trat mit einem 217 Seiten zählenden »Anhang zu Friedrich Schiller's Musenalmanach für das Jahr 1797« hervor, in welchem er dem weimarer Dichterpaar auf jene Schmähungen erwiderte, aber freilich in seiner geist- und geschmacklosen Weise nur zur Langweile des Lesers. Einer Antwort würdigten ihn die Dichter des Musenalmanachs nicht und Goethe meinte nur gegen Schiller am 11. Februar 1797: »Dem verwünschten Nicolai konnte nichts angenehmer sein, als dass er nun wieder einmal angegriffen wurde; bei ihm ist immer bonus odor ex re qualibet, und das Geld, das ihm der Band einbringt, ist ihm gar nicht zuwider.«

Im folgenden Jahr erhob sich Kant gegen Nicolai durch das Schriftchen »Über Buchmacherei«; als Schiller es Goethe'n mitgetheilt hatte, entgegnete dieser am 28. Juli 1798 dass ihm diese Zurechtweisung des alten Salbaders erfreulich sei.

Nicolai gab indessen bald wieder Gelegenheit sich über ihn lustig zu machen. So wie er auf einmal Angst vor Übergriffen des Katholizismus bekam und überall schleichende Jesuiten witterte, so glaubte er weiter aus gleicher Don-Quijoterie gegen Gespensterglauben sich ereifern zu müssen und hielt namentlich 1799 in der Berliner Akademie der Wissenschaften einen Vortrag, — »Beispiel einer Erscheinung mehrerer Phantasmen« — worin er nicht nur verschiedne Gespenstergeschichten, unter andern eine 1797 in Tegel vorgekommene, sondern auch selbst gehabte Erscheinungen erzählte, welche letztere er durch am Hintern angesetzte Blutegel vertrieben habe. Diese neueren Kundgebungen Nicolai's verwob Goethe in die Walpurgisnachtscene auf dem Brocken im »Faust« und in den darin eingeschaltnen »Walpurgisnachtstraum oder Oberon's und Titania's goldne Hochzeit.« An ersterer Stelle geschah dies so:

Proktophantasmist.*)

Verfluchtes Volk! Was untersteht Ihr Euch?
Hat man Euch lange nicht bewiesen:
Ein Geist steht nie auf ordentlichen Füssen?
Nun tanzt Ihr gar uns andern Menschen gleich!

Schöne *(tanzend)*.

Was will denn der auf unserm Ball?

---

*) D. i. Steissgeisterseher.

Faust *(tanzend).*

Ei, der ist eben überall!
Was andre tanzen, muss er schätzen;
Kann er nicht jeden Schritt beschwätzen,
So ist der Schritt so gut als nicht geschehn.
Am meisten ärgert ihn, sobald wir vorwärts gehn.
Wenn Ihr Euch so im Kreise drehen wolltet,
Wie er's in seiner alten Mühle thut,
Das hiess' er allenfalls noch gut,
Besonders wenn Ihr ihn darum begrüssen solltet.

Proktophantasmist.

Ihr seid noch immer da! Nein, das ist unerhört!
Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel:
Wir sind so stolz, und dennoch spukt's in Tegel.
Wie lange hab' ich nicht am Wahn hinausgekehrt,
Und nie wird's rein — das ist doch unerhört!

Schöne.

So hört doch auf, uns hier zu ennuiren!

Proktophantasmist.

Ich sag's Euch Geistern in's Gesicht:
Den Geistesdespotismus leid' ich nicht;
Mein Geist kann ihn nicht exerciren.

(Es wird fortgetanzt.)

Heut, seh' ich, will mir's nicht gelingen;
Doch eine Reise nehm' ich immer mit,
Und hoffe noch vor meinem letzten Schritt
Die Teufel und die Dichter zu bezwingen.

Mephistopheles.

Er wird sich gleich in eine Pfütze setzen:
Das ist die Art, wie er sich soulagirt,
Und wenn Blutegel sich an seinem Steiss ergetzen,
Ist er von Geistern und von Geist curirt.

Im »Walpurgisnachtstraum« tritt Nicolai auf als

Neugieriger Reisender.

Ist das nicht Maskeradenspott?
Soll ich den Augen trauen?
Oberon, den schönen Gott,
Auch heute hier zu schauen.

Orthodox.

Keine Klauen, keinen Schwanz!
Doch bleibt es ausser Zweifel:
So wie die Götter Griechenlands,
So ist auch er ein Teufel.

Dann weiterhin wieder mit Anspielung auf Nicolai's Verdächtigung Lavater's (»Kranich«) als Jesuitenfreundes:

Neugieriger Reisender.

Sagt, wie heisst der steife Mann?
Er geht mit stolzen Schritten.
Er schnopert, was er schnopern kann:
Er spürt nach Jesuiten.

Kranich.

In dem Klaren mag ich gern
Und auch im Trüben fischen,
Darum seht Ihr den frommen Herrn
Sich auch mit Teufeln mischen.

Da diese Walpurgisnachtserscheinungen mit der ersten vollständigen Ausgabe von »Faust. Erster Theil«, also 1808 in Druck erschienen, so kann und wird Nicolai, der erst 1810 starb, sie noch gelesen haben und konnte sich rühmen — wie Niemand sonst — fast ein Vierteljahrhundert hindurch Gegenstand von satirischen Dichtungen Goethe's gewesen zu sein.[1]

Noch einmal kam Goethe, jetzt mit einem Kraftwort, auf die »Freuden des jungen Werther's« zurück, zugleich auf Pfranger's sechsten Act der »Stella« und dessen gegen »Nathan den Weisen« gerichteten »Mönch von Libanon«, und zwar als Pustkuchen die Fortsetzung von »Wilhelm Meister's Wanderjahren« geschrieben hatte, also wol 1821, in der zahmen Xenie:

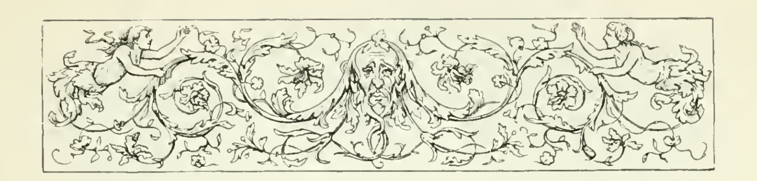
> Der freudige Werther, Stella dann
> In Criminalverhören,
> Vom Libanon der heilige Mann,
> Sind göttlich zu verehren.
> So ist von Quedlinburg auch der
> Falschmünzer hoch zu preisen:
> Gemünder Silber präget er,
> Uns Korn und Schrot zu weisen.
> Der Weihrauch, der Euch Göttern glüht,
> Muss Priestern lieblich duften;
> Sie schufen Euch, wie Jeder sieht,
> Nach ihrem Bild zu Schuften.

Im VII. und im XIII. Buch von »Dichtung und Wahrheit« (1812 und 1813) hat Goethe sich nur geschichtlich und kritisch über Nicolai ausgesprochen; gegen Nicolovius bemerkt er am 11. Juli 1819, dass dessen gemeiner Menschen-

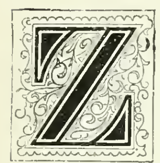
verstand überall gemäkelt und gemarktet habe und am 2. Juni 1830 erzählte er Felix Mendelssohn aus seinem Leben von 1775 und dabei: wie der Aristokratism der berliner Herren, namentlich Nicolai's, der damals viel gegolten habe, von Goethe und den ihm nahe stehenden jungen Leuten, die voll Lust und Thätigkeit, dann auch wol sehr ungeschickt gewesen seien, habe zurückgedrängt werden müssen.

Aber wie viel Nicolai auch Goethe hatte von sich reden machen, irgend welchen Einfluss auf ihn hat er schwerlich gehabt. Mit seinen satirischen Versen schüttelte Goethe ihn eben nur von sich ab.





2. Goethe und die von Fritsch.



Zu den begüterten und angesehnen Adelsgeschlechtern, die aus der reichen Handelswelt Leipzigs hervorgegangen sind, gehört auch das der Freiherren und Grafen von Fritsch; sein nächster Vorfahre, Thomas Fritsch, starb dort am 22. November 1726 als angesehner Buchhändler. Sein Sohn, ebenfalls Thomas mit Namen, brachte den Adel in die Familie. Er war am 26. September 1700 in Leipzig geboren, hatte sich der Rechtswissenschaft gewidmet, bekleidete verschiedne Stellen im kursächsischen Staatsdienst und stieg hier, nachdem er inzwischen mit den Reichswürden eines Hofraths und eines Pfennigmeisters betraut worden war, zum Conferenzminister auf, als welcher er den Hubertusburger Frieden mit verhandelte und unterzeichnete. Er war noch Regierungsrath und Münzdirector, als er unterm 30. März 1730 in des römischen Reichs Adelstand, und Geheimer Kriegsrath als er unterm 3. Juni 1742 in den Freiherrnstand erhoben wurde. Vermählt war er seit dem 25. Mai 1728 mit Johanna Sophie Winkler (geb. 11. März 1710, gest. 28. Februar 1777), der Tochter ebenfalls eines leipziger Patriciergeschlechts, das schon früher

geadelt war, davon aber in Leipzig keinen Gebrauch machte und erst später wieder den Adel annahm. Thomas Freiherr von Fritsch starb am 1. December 1775 in Folge einer Verletzung, die er sich beim Sprung aus einem Wagen, dessen Anhalten er nicht abwartete, zugezogen hatte.

Er hinterliess sieben Kinder:

1) Johanna Charlotte (geb. 16. März 1729, gest. 9. Februar 1804 zu Weimar, woselbst sie in den letzten Lebensjahren den Winter zuzubringen pflegte), vermählte sich am 24. April 1766 mit dem kursächsischen Kreishauptmann Johann Daniel Karl von Lohse auf Gross- und Klein-Goddula (gest. 15. Januar 1779);

2) Margarethe Henriette (geb. 9. März 1730, gest. 2. Juli 1792), vermählt 1748 mit dem nachmaligen kursächsischen Geheimen Rath und Polizeidirector Ferdinand Ludwig von Saul auf Scherau (geb. 17. September 1711, gest. 2. Juni 1766);

3) Jakob Friedrich (geb. 22. März 1731, gest. 13. Januar 1814 zu Weimar), vermählt am 1. Februar 1767 mit Johanna Sophie von Häseler (geb. 29. September 1748, gest. 14. October 1836 zu Weimar);

4) Heinrich Leopold (geb. 17. April 1732, gest. 12. Januar 1813 in Zschochau);

5) Karl Abraham (geb. 2. Februar 1734, gest. 24. Mai 1812 auf einer Geschäftsreise in Petersburg), vermählt am 14. April 1768 mit Philippine Charlotte Freiin von Gartenberg-Sadagorska (gest. 10. März 1828 zu Dresden), wurde 1790 während des Reichsvicariats von Pfalz-Bayern in den Grafenstand erhoben, der aber in Sachsen erst 1813 für seine Kinder anerkannt wurde;

6) Adolf Wilhelm (geb. im Mai 1736, gest. 14. Juni 1817 in Dresden), vermählt am 18. Juni 1778 mit Constantine

Amalie Louise Freiin von Lyncker (geb. 22. Juli 1756), welche Ehe 1803 wieder getrennt wurde;

7) Erdmuthe Caroline (geb. 17. August 1738, gest. 6. September 1803), vermählt am 3. Juli 1775 mit dem kursächsischen Major und Kreiscommissar Alexander Christoph von Schönberg auf Dühlen, Reinsberg und Bornitz (gest. 10. April 1801).

Thomas Freiherr von Fritsch stiftete ein Familienfideicommiss, kraft dessen die Rittergüter Seerhausen, Zschochau und Mautitz durch drei Generationen im Besitz eines seiner Nachkommen in männlicher Linie verbleiben sollten. Seerhausen erhielt zunächst Jakob Friedrich, unter dessen Söhnen es bis jetzt immer auf den ältesten forterbte; Zschochau erhielt Heinrich Leopold, nach dessen Tod es an Wilhelm Adolf, nach dessen Ableben aber an Karl Abraham, dem zuerst Mautitz zugetheilt worden war, überging. Nachdem Zschochau des letztgenannten Söhne, die Grafen Karl und August von Fritsch, besessen hatten, gelangte es an Jakob Friedrich's Enkel Albert Bernhard, Mautitz aber fiel an die Brüder Karl Wilhelm und Friedrich August, die es verkauften, indem ersterer dafür die Rittergüter Gross- und Klein-Goddula substituirte, welche an seinen Sohn Georg August übergingen.

Jakob Friedrich Freiherr von Fritsch hatte folgende Kinder:

A) Friedrich August (geb. 20. April 1768, verunglückte bei einer Wagenfahrt in Stadtilm am 23. November 1845);

B) Karl Wilhelm (geb. 16. Juli 1769, gest. 26. October 1851), vermählt den 17. Mai 1803 mit Henriette Albertine Antonie Freiin Wolffskeel von Reichenberg (geb. 1. Mai 1776, gest. 18. August 1859);

C) Sophie Caroline (geb. 16. August 1770, verunglückte tödtlich bei einer Wagenfahrt am 1. Juli 1837), vermählt

7. October 1787 mit dem kursächsischen Rittmeister Christian Adolf von Hopffgarten auf Mölbis und Laucha (geb. 11. Juni 1751, gest. 20. Juni 1815);

D) Ludwig Heinrich Gottlieb (geb. 2. April 1772, gest. 28. October 1808 in Gumbinnen);

E) Henriette Louise (geb. 14. April 1774, gest. im August 1775);

F) Louise Friederike (geb. 18. December 1775, gest. 27. November 1843), vermählt den 18. Juli 1792 mit dem Landkammerrath Heinrich Ludwig Wilhelm Freiherrn von Niebeckr auf Beucha.

Die Kinder des unter B aufgeführten Karl Wilhelm waren:

a) Karl Friedrich Wilhelm Christian (geb. 7. Mai 1804), vermählt am 12. September 1831 mit Caroline Marie Freiin von Ziegesar (geb. 17. Juli 1808, gest. 28. Februar 1842);

b) Bernhard Friedrich Ludwig (geb. den 28. April 1805, gest. am 26. Juli 1806);

c) Julius Albert (geb. 24. März 1806, gest. 4. Mai 1807);

d) Georg August (geb. 3. März 1807, gest. 26. September 1866), zuerst vermählt den 13. September 1836 mit Nancy von Rosenbach (geb. 4. Juli 1807, gest. 25. November 1838), später mit Sophia Freiin von Herda zur Brandenburg (geb. 3. November 1823);

e) Albert Bernhard (geb. 25. Mai 1808), vermählt zuerst den 25. December 1833 mit Elmonde von Tettau (geb. 30. April 1811, gest. 11. Januar 1835), sodann den 25. October 1838 mit Lucy geb. Barton verw. Leicester (geb. 24. Juli 1811).

Alle übrigen Freiherren und Freiinnen von Fritsch sind nach Goethe's Tod geboren, fallen also nicht ins Bereich

dieser Schrift; zu nennen sind aber noch die Nachkommen des späteren Grafen Karl Abraham von Fritsch.

Seine Kinder waren:

A) Karl (geb. 24. Juni 1769, gest. 30. September 1820);

B) Charlotte (geb. 15. Januar 1773, gest. 23. December 1803), vermählt zuerst mit Ferdinand Alexander Freiherrn von Taube, sodann am 21. April 1801 mit Georg Albrecht von Hugo (geb. 13. Septmber 1771, gest. 25. November 1815);

C) August (geb. 1. Juli 1775, gest. 24. Februar 1821), vermählt 1816 mit Constantia Ernestine von Kiesenwetter (geb. 23. Juli 1794, in zweiter Ehe mit Karl Heinrich von Klösterlein, gest. 1. December 1867);

D) Ludwig (geb. 26. März 1776, gest. 8. April 1791);

E) Heinrich (geb. 29. Juli 1777, jung gestorben);

F) Philippine (geb. 25. October 1778, starb auch als Kind);

G) Amalie (geb. 6. Juli 1780, gleichfalls als Kind verstorben);

H) Constantia (geb. 30. November 1786, gest. 30. Juli 1858).

Von den Söhnen Karl Abraham's hinterliess nur Graf August Kinder und zwar:

a) Adelaide (geb. 31. Mai 1816, gest. 7. September 1824);

b) Gustav (geb. 18. August 1817, gest. 11. Februar 1822);

c) Thekla (geb. 8. Februar 1819), der einzige noch lebende Sprössling der gräflichen Linie von Fritsch;

d) Heinrich (geb. 5. Februar 1820, gest. 30. April 1820).

Durch drei Geschlechtsalter waren die von Fritsch Weimars Dalberge; ein Fritsch wurde aufgerufen, wenn es einen wichtigen Posten des Staates zu besetzen galt. Wie daher dieses Haus für die Staatsgeschichte von Bedeutung ist, so auch für Goethe's Leben, da dieser durch seine eigne Stellung in Weimar auf den Verkehr mit Gliedern dieses Hauses hingewiesen war, dabei aber auch mit mehreren derselben in freundschaftliche Verbindung trat. Im Folgenden sollen der Lebensgang derjenigen Abkömmlinge des Freiherrn Thomas von Fritsch, welche zu Goethe in Beziehungen gestanden haben, kurz, diese Beziehungen selbst aber so genau als sie festzustellen waren, vorgeführt werden. Mit dem Ahnherrn selbst ist Goethe schwerlich persönlich zusammengekommen, doch wird derselbe in den von letzterem herausgegebenen Briefen Winkelmann's an Berrendis sehr oft genannt, sodass Goethe allerdings Anlass gehabt hat, sich näher mit ihm zu beschäftigen.

Jakob Friedrich Freiherr von Fritsch war durch Graf Heinrich von Bünau, den Freund seines Vaters und seit 1751 obervormundschaftlicher Statthalter der Fürstenthümer Weimar und Eisenach, dann Minister, nach Weimar gekommen; hier wurde er 1754 zuerst als Legationsrath und Assessor bei der Landesregierung zu Eisenach angestellt, begleitete 1756 als Hofrath und Geheimer Referendar den Herzog Ernst August Konstantin zur Vermählung mit Anna Amalia nach Braunschweig, gelangte 1762 als Geheimer Legationsrath in's geheime Conseil, wurde 1766 zum Geheimen Rath darin ernannt und erhielt 1772 den Vorsitz in diesem höchsten Landescollegium, woneben er noch verschiedene Directorialämter bekleidete. Fast erblindet nahm er Ende März 1800 seinen Abschied,

erlangte aber 1804 durch Operation sein Gesicht wieder und genoss ein glückliches Alter.

Das ganze hochachtbare Wesen des Minister von Fritsch wird uns recht lebendig durch das vortreffliche Buch des Freiherrn von Beaulieu Marcaunay, »Anna Amalia, Carl August und der Minister von Fritsch« (Weimar, Böhlau, 1874) vor Augen geführt. Aus vielen Zuschriften desselben an die Herzogin-Regentin wie an den jungen Herzog geht die Umsicht, die Pflichttreue, der Freimuth, aber auch der Eigensinn dieses Staatsmannes hervor. Goethe rühmte 1823 gegen Kanzler von Müller, dass Fritsch viel Verstand und Willenskraft besessen und sich gegen ihn stets redlich erwiesen, auch sein, Goethe's, Streben, Uneigennützigkeit und Leistungen trotz der Abneigung gegen sein Treiben und Wesen anerkannt habe; aber das Aussere des Ministers sei schroff und ohne Feinheit gewesen. Fritsch kannte sich selbst in dieser Hinsicht genügend und sagte namentlich in einem Brief an den Herzog vom 9. December 1775: »ich, der ich zu viel Rauhes in meinen Sitten, zu viel öfters an das Mürrische gränzende Ernsthaftigkeit, zu viel Unbiegsamkeit und zu wenig Nachsicht gegen das was herrschender Geschmack ist, an mir habe.«

Bei diesen Eigenschaften war es kein Wunder, dass Fritsch vor der ihm Mitte Februar 1776 mitgetheilten Absicht des Herzogs Karl August, den sechsundzwanzigjährigen übermüthigen Goethe in das Geheime Conseil zu berufen, sich entsetzte. Er erhob ernstliche Vorstellungen dagegen, dass eine so wichtige Stelle einem in den Regierungsgeschäften fremden, mit den Landesverhältnissen unbekannten, zu Verdrängung älterer rechtschaffner Diener des Herzogs nicht berechtigten unreifen Menschen über-

tragen werden solle. Als aber der Herzog unter Hinweis auf die vorzüglichen Geistes- und Herzenseigenschaften Goethe's bei seinem Willen blieb, erklärte Fritsch mit solcher Bestimmtheit sein Amt niederlegen zu wollen, da er nicht mit Goethe im Collegium zu sitzen vermöge, dass es ausser den dringendsten Zureden des Herzogs auch noch der schmeichelhaftesten Vermittlung der verwittweten Herzogin bedurfte, um ihn zum Bleiben zu bewegen.

Es zeugt von Goethe's Muth und Selbstvertrauen, in die ihm fremden Geschäftsverhältnisse einzutreten, obgleich er wusste, dass sein künftiger Chef ihm abhold war und mit Misstrauen entgegentrat, aber es beweist auch seine weise Mäsigung, dass er des Herzogs freundschaftliche Hingabe und das sich entwickelnde Zerwürfniss desselben mit seinem Minister, sowie des letztern Feindseligkeit gegen sich nicht benutzte, um denselben zu verdrängen und dessen Platz als Bedingung seines eignen Verbleibens in Weimar hinzustellen, eine Forderung, der Karl August in seinem unbedingten Zutrauen zu dem genialen Freund wahrscheinlich nachgegeben haben würde.

Nachdem Fritsch sich dem fürstlichen Willen einmal gefügt hatte, sah er ein, dass er sich dem aufgedrungnen Mitarbeiter freundlich bezeigen müsse; am 20. Mai 1776 hatte er der Herzogin Amalia seinen Entschluss neben Goethe im Amte zu bleiben kund gegeben und schon am 23. desselben Monats verzeichnete Goethe in seinem Tagebuch: »Gut Anlassen von Fritsch.« Es fand also eine Verständigung statt. Am 5. Juni steht dann in Goethe's Tagebuch: »Mittags den Brief von Fritsch«, woraus zu schliessen, dass dieser sich schriftlich eingehender mit Goethe auseinandersetzte. Am 11. desselben Monats wurde dessen Ernennung zum Geheimen Legationsrath mit Sitz

und Stimme im Geheimen Conseil ausgefertigt und am 25. erfolgte die Verpflichtung und Einführung.

Auffällig ist, dass in Goethe's Briefen an Frau von Stein, worin so zahlreiche unverhohlene Äusserungen über sehr viele Personen und selbst über die Glieder des Fürstenhauses vorkommen, sich keine über Fritsch findet, wie dieser überhaupt bis im December 1780 in diesen Briefen gar nicht genannt wird. Dagegen stehen in Goethe's Tagebuch — in dessen gedruckten Bruchstücken bis 1782 er etwa zweiundzwanzigmal erwähnt wird — einige bemerkenswerthe Auslassungen und zwar folgende:

15. December 1778: »Garstiges Licht auf Fritsch geworfen durch viele seiner Handlungen, die ich dem Herzog immer zeither durchpassiren lassen.« (?)

1. Februar 1779: »Conseil. Dumme Luft darin. Fataler Humor von Fritsch.«

29. Juli 1779: »Unterredung mit Herzog über Fritsch.»

Eine weitere Stelle vom 30. Juli 1779 ist zu unsicher, als dass Gewicht auf sie gelegt werden möchte.

Zwar sind auch die andern Andeutungen zu allgemein, um Zuverlässiges daraus entnehmen zu können, soviel geht aber doch daraus hervor, dass mit Fritsch auch weiterhin nicht alles glatt abging, wie gleichfalls ein noch mitzutheilender Brief Goethe's an denselben darthut. Sonst aber hat Goethe im Tagebuch und in den Briefen an Frau von Stein aus den achtziger Jahren achtzehnmal ein Beisammensein mit Fritsch hervorgehoben; fünfmal davon hat er bei demselben zu Mittag gegessen.

Aus dem Briefwechsel zwischen beiden sind nur sechs Briefe Goethe's bis jetzt bekannt. Im Tagebuch bemerkt dieser, dass er am 5. August 1776 aus Ilmenau an Fritsch

geschrieben habe; dieser Brief fehlt. Einen Brief vom 13. Februar 1780 verwahrt die Loge Amalia in Weimar; abgedruckt war derselbe zuerst in dem »Allgemeinen Handbuch der Freimaurerei.« Vier Briefe veröffentlichte Freiherr von Beaulieu Marconnay aus dem Hausarchiv zu Goddula in seiner schon oben angeführten, für die Götheliteratur nicht minder als für die Staats- und Hofverhältnisse in der Mitte des vorigen Jahrhunderts überhaupt wichtigen und dabei höchst unterhaltenden Schrift. Den letzten Brief machte Dr. Uhde in den »Hamburger Nachrichten« 1877 bekannt. Als die untrüglichsten Denkmale des Verhältnisses jener beiden Männer, deren Einer dem Andern anfänglich so entschieden abstossend entgegentrat, folgen hier diese sechs erhaltenen Briefe.

1. *Brief Goethe's an J. F. von Fritsch.*

Howohlgeborner
Insonders hochgeehrtester
Herr Geheimderath.

Erlauben Ew. Excellenz, dass ich im Begriff mich Weimar wieder zu nähern, bei Ihnen mein Andenken erneure.

Wie glücklich bisher unsre Reise gewesen, wie wohl und vergnügt sich únser gnädigster Herr befunden, werden Sie aus dessen eigenhändigen Briefen von Zeit zu Zeit ersehen haben.

Sogar jetzo, da Anstalten zur Abreise von hier gemacht werden, heitert sich das bisher sehr trübe und wilde Wetter auf und lässt uns Hoffnung zu einem fröhlichen Rückzug.

Die anhaltenden guten Nachrichten von Weimar haben Serenissimi Zufriedenheit bei Ihrer Tour vollkommen gemacht und uns andre an unserm Theil nicht weniger erfreut.

Auch was mich betrifft kann ich diese Zeit unter die glücklichste meines Lebens rechnen und wenn ich bei meiner Rückkunft die alten freundschaftlichen Gesinnungen und die Gewogenheit von Ew. Exc. noch unverändert antreffe, so bleibt mir nichts für den Augenblick zu wünschen übrig.

Der Frau Geheimderäthin empfehle ich mich auf das beste und unterzeichne mich mit der vollkommensten Achtung

Ew. Excellenz
ganz gehorsamer Diener
Goethe.

Zürich, den 30. Nov. 1779.

Auf des Freiherrn v. Fritsch Würde des Meisters vom Stuhl in der Loge Amalia bezieht sich der nach Goethe's Rückkehr von der mit dem Herzog unternommenen Schweizerreise geschriebene

2. *Brief Goethe's an J. H. v. Fritsch.*

Ew. Excellenz

nehme mir die Freiheit mit einer Bitte zu behelligen.

Schon lange hatte ich einige Veranlassung zu wünschen, dass ich mit zur Gesellschaft der Frei-

maurer gehören möchte; dieses Verlangen ist auf unsrer letzten Reise viel lebhafter geworden. Es hat mir nur dieser Titel gefehlt, um mit Personen, die ich schätzen lernte, in nähere Verbindung zu treten — und dieses gesellige Gefühl ist es allein, was mich um die Aufnahme nachsuchen lässt. Wem könnte ich dieses Anliegen besser empfehlen als Ew. Excellenz? Ich erwarte, was sie der Sache für eine gefällige Leitung zu geben geruhen werden, erwarte darüber gütige Winke und unterzeichne mich ehrfurchtsvoll

Ew. Excellenz
gehorsamster Diener
Goethe.

Den 13. Febr. 1780.

Goethe's Aufnahme in den Maurerbund erfolgte am 23. Juni 1780 und an demselben Tage des folgenden Jahres seine Beförderung zum Gesellen auf Grund vom

3. Brief Goethe's an J. H. v. Fritsch.

Darf ich Ew. Excellenz bei der nahen Aussicht auf die Zusammenkunft einer Loge auch meine eigenen kleinen Angelegenheiten empfehlen? So sehr ich mich allen mir unbekannten Regeln des Ordens unterwerfe, so wünschte ich doch auch, wenn es den Gesetzen nicht zuwider wäre, weitere Schritte zu thun, um mich dem Wesentlichen mehr zu nähern. Ich wünsche es sowol um mein selbst, als um der Brüder willen,

die manchmal in Verlegenheit kommen, mich als einen Fremden tractiren zu müssen. Sollte es möglich sein mich gelegentlich bis zum Meistergrade hinauf zu führen, so würde ich's dankbarlichst erkennen. Die Bemühungen, die ich mir bisher in nützlichen Ordenskenntnissen gegeben, haben mich vielleicht nicht ganz eines solchen Grades unwürdig gelassen.

Der ich jedoch alles Ew. Exc. gefälligster Einleitung und besseren Einsicht lediglich überlasse und mich mit unwandelbarer Hochachtung unterzeichne

Ew. Excellenz
ganz gehorsamster
Goethe.

Den 31. März 1781.

Die Beförderung Goethe's zum Meister fand am 2. März 1782 statt. Gelegentlich sei bemerkt, dass man muthmasslich später denselben zum Meister vom Stuhl wählen wollte; wenigstens scheint dies aus folgendem eigenhändigen Billet Goethe's ohne Adresse und Datum hervorzugehn, welches sich in Bertuch'schem Besitz befunden hat und an den Legationsrath Bertuch gerichtet worden sein dürfte, als derselbe 1810 damit umging den Hammer abzugeben, den dann am 24. Juni 1810 Ridel übernahm:

Den verehrten Meister vom Stuhle würde brüderlich dringend ersuchen, seine Amtsführung ferner fortzusetzen!

Ein Brief, den Goethe wahrscheinlich Anfang Juli 1782 an Fritsch, der damals auf seinem Rittergut Seerhausen bei Riesa eine Brunnentrinkcur gebrauchte, schrieb, ist verloren; desselben geschieht Erwähnung im

4. *Brief Goethe's an J. H. v. Fritsch.*

Ew. Excellenz

haben meinen ersten Brief so gütig aufgenommen, dass ich für den zweiten wol ein gleiches Glück hoffen darf. Möge die Nachcur, welche Dieselben angefangen haben, allen Ihren und unsern Wünschen entsprechen und Sie zur guten Stunde recht wohl und vergnügt zurückkehren.

Rath Lucius hat wirklich wunderbare Sachen erzählt und ich freue mich von Ew. Exc. mehreres und näheres zu hören.

Der Tod Herzogs Karl von Meiningen*) wird Dieselben wie jedermann wol auch frappirt haben; seine Constitution versprach ihm kein langes Leben auch nur äusserlich anzusehen und da nun gar die Section den Schleier aufgehoben hat, so wird dieses noch gewisser. Demohngeachtet hätte er sich länger erhalten können: er beschleunigte die tödtlichen Wirkungen seiner Übel durch falsche Behandlung seines Körpers und liess sich von den Seinigen nicht einreden. Leider geht es solchen Naturen wie Leuten,

*) † 21. Juli 1782.

die einen bösen Magen haben: je schlimmer er wird, je grösser wird die Lust ihn noch mehr zu verderben.

Unsre gnädigsten Herrschaften sind allerseits wohl und vergnügt.

Serenissimus haben seit ihrer Zurückkunft *) ziemlich bei uns ausgehalten. Der Fürst von Dessau war auf seinem Wege nach Hause auf einige Stunden hier**) und Durchlaucht der Herzog fuhren mit ihm bis Naumburg. Seit einigen Tagen wird ein grosser Stein im Rathsbruche in Bewegung gesetzt, der irgendwo zur Verzierung eines Platzes aufgestellt werden soll; die mechanischen Operationen bei dieser Arbeit unterhalten einen Geist, dem es an sinnlicher Beschäftigung nicht fehlen darf, wenn er nicht Unmuth und Langeweile empfinden soll.

Serenissimo dagegen richten ihre Spaziergänge ganz in der Stille, sind dabei munter und scheinen zufrieden.

Zu Tiefurt haben die dramatischen Musen eine Erscheinung gemacht;***) vielleicht unterhält diese Kleinigkeit die Frau Geheimde Räthin, der ich mich bestens empfehle; ich lege deswegen ein Exemplar des Stückchens bei.

---

*) Wol Anfang Juli.

**) Am 29. Juli. Auf der Hinreise verliess der Fürst Weimar am 14. Juni.

***) »Die Fischerin« wurde am 22. Juli aufgeführt.

Prinz Konstantin hat befohlen seine Pferde zu verkaufen und seine Leute abzudanken; es scheint als wenn er seinen Aufenthalt in fremden Landen verlängern wolle.*)

Unser Prinzesschen endlich**) wird täglich artiger und zeigt einen sehr lebhaften Geist.

Da ich nun die fürstliche Familie der Ordnung nach durchgegangen bin, so glaube ich die Vermehrung nicht übergehen zu dürfen, welche der Familie unsers guten Herrn Collegen bevorsteht. Das Beispiel der Kinder hat die Eltern auf's neue belebt, und ich bereite mich schon zu der bevorstehenden Gevatterschaft.***)

Die Angelegenheiten unsres kleinen Staates gehen so sachte vor sich hin. Ich unterhalte Ew. Exc. nicht davon, sondern werde mir nach Dero Wiederkunft über Verschiedenes ein kurzes Gehör erbitten.

In allem wird die von Ew. Exc. mir zugesicherte Gunst eine der ersten Triebfedern sein, mich selbst täglich zu bearbeiten und, indem ich mich verbessere, mich nützlicher zu machen. Möge Ihr Wohlsein, Zufriedenheit und die gute Meinung von meinem besten Willen und den aufrichtigsten Gesinnungen sich immer gleich erhalten und ich zu meiner Aufmunterung manchmal davon versichert werden.

---

*) Der Prinz reiste damals in Frankreich und England.

**) Louise Auguste Amalie † 24. März 1784.

***) Am 24. August stand Goethe Gevatter bei dem jüngsten Sohn des Geheimen Rath Schnauss.

Die mir aufgetragenen und ausgerichteten Empfehlungen werden bestens erwiedert. Der Raum nöthigt mich abzubrechen und mich zu unterzeichnen

Ew. Excellenz
ganz gehorsamster Diener
Goethe.

Weimar, d. 5. Aug. 1782.

Eine Verstimmung bekundet der

5. Brief Goethe's an J. H. v. Fritsch.

Da ich im Begriff stehe zur Besorgung einiger Wasser- und Wegebaugeschäfte mir von Serenissimo Urlaub bis Ende dieser Woche zu erbitten, da für heute die Session abgesagt ist und ich das Glück nicht haben kann, Ew. Excellenz persönlich aufzuwarten, so nehme ich mir die Freiheit es schriftlich zu thun.

Zuvörderst sende den mir mitgetheilten Plan mit schuldigem Danke zurück. Es liegen einige wenige Bemerkungen dabei, deren gefälligen Gebrauch ich Ew. Exc. lediglich überlasse.

Bei dem Unwillen, den Ew. Exc. über des Herrn Grafen Marschall*) Bieten und Wiederbieten und über das Resultat der bisherigen Kaufs- und Verkaufs-

*) Graf Marschall handelte damals um das dem Herzog gehörige Gut Ossmannstedt, das er nachher auch kaufte.

handlungen bezeigen, war ich nicht im Stande Serenissimo davon einen unterthänigen Vortrag zu thun.

Der Herr Graf ist heute früh abgereist und bittet mit nächster Post um Resolution, damit er in Leipzig wegen der Gelder die nöthigen Einrichtungen machen könne. Ich habe heute früh das ganze Geschäfte fürstlicher Kammer übergeben; sie wird darüber einen Bericht erstatten und Serenissimi höchste Intention dem Herrn Grafen bekannt machen. Lassen Sich Ew. Exc. diese Sache zu geneigter Beförderung empfohlen sein.

Ich kann nicht schliessen ohne Ew. Exc. zu entdecken, wie empfindlich und schmerzlich, und auch wie unerklärlich mir die Art und Weise gewesen, mit welcher mir Ew. Exc. in dem gestrigen Voto ein unschuldiges Wort unterstrichen haben zurückgeben wollen. Ew. Exc. ist am besten bekannt, wie ich die Erinnerungen und Winke eines erfahrenen, verständigen und hochachtungswerthen Mannes in Scherz und Ernst aufzunehmen gewohnt bin; Sie wissen, dass ein gutes Verhältniss, in dem ich mit Ihnen zu stehen das Glück habe, eine meiner grössten Beruhigungen, Ermunterungen und Belohnungen ist, um so unerwarteter war es mir, von Ew. Exc. Unwillen über einen zaudernden Käufer zugleich mit getroffen zu werden.

Man bedient sich des Wortes m e i n, um ein Verhältniss zu Personen und Sachen anzuzeigen, mit

denen man aus Neigung oder Pflicht verbunden ist, ohne sich darüber eine Herrschaft oder Eigenthum anzumassen. Ein Cassierer sagt meine Casse, man sagt unsre Finanzen u. s. w.; obgleich alles des Fürsten oder des Landes ist. Meine Herrn Cameralen konnte also wol nichts weiter heissen, als: die Herrn von der fürstlichen Kammer, die durch Serenissimi Willen in gewissen Sachen an mich gewiesen sind, mit denen ich öfters zu thun habe, mit denen ich als geschickten, verständigen, arbeitsamen Leuten gern zu thun habe.

Verzeihen Ew. Exc., wenn ich diese Sache vielleicht zu ängstlich und ernstlich nehme, allein so lange Sie die Güte haben mich mit Vertrauen wie bisher zu beehren, so kann ich nichts auf dem Herzen behalten, was mich drückt.

Sehen Sie es als einen Beweis an, wie bedeutend mir alles ist was von Ihnen kommt, und wie sehr es in Ihrer Gewalt steht mich in jedem Geschäfte, dessen ich mich nach Kräften gern unterziehe, mit Einem guten Worte aufzumuntern.

Erhalten Sie mir Ihre unschätzbare Gewogenheit. Der ich mich mit der vollkommensten Hochachtung unterzeichne

Ew. Excellenz

gehorsamster Diener

Goethe.

Weimar, den 6. Mai 83.

Die im vorstehenden Briefe von Goethe gerügte Nörgelei des Minister von Fritsch erscheint trotz des siebenjährigen freundlichen Zusammenwirkens doch immerhin wie ein Nachklingen des Grolls, den in ihm Goethe's Berufung ins Geheime Conseil erregt hatte; es ist dies ein Gegenstück zu dem »fatalen Humor«, den Goethe am 1. Februar 1779 bei Fritsch übel vermerkte und diese kleine Reibereien machen es nicht minder als jene ersten Feindseligkeiten zur Gewissheit, dass Freiherr von Beaulieu Marconnay Recht hat, wenn er den Minister von Fritsch als Urbild des Antonio im »Tasso« bezeichnet.

Am 2. September 1786, also kurz vor Antritt der italienischen Reise, schrieb Goethe aus Karlsbad an seinen Kammerdiener Philipp Seidel, er solle den Kriegskanzlist Seeger ersuchen, ihn dem Geheimen Rath von Fritsch — der damals wol noch in Seerhausen weilte — zu empfehlen. *)

Nach mehrjährigem Zwischenraum findet sich wieder erhalten der

6. Brief Goethe's an J. H. v. Fritsch.

Ew. Excellenz

erlauben, dass ich Dieselben auf einen Mann aufmerksam mache, der sich seit einiger Zeit hier aufhält und der mir täglich verdächtiger vorkommt. Es ist der sogenannte Obr. Pearce in Amerikanischen Diensten.

*) Dass in dem Abdruck obigen Briefs an Seidel in der Wochenschrift »Im neuen Reich« die Abkürzung »Grf. K. v. Fritsch« verlesen ist für »Geh. R. v. Fritsch« steht wol ausser Zweifel.

Er sucht unter ansehnlichen Versprechungen junge Leute an sich zu locken. Der junge Wette, der sich mit zu den Künstlern zählt, hat von mir zum Entzweck einer Aufnahme ein Attestat seiner Talente und seines Verhaltens begehrt und dieses veranlasst mich zu Gegenwärtigem.

Sollte es etwa gefällig sein, den Peter im Baumgarten,*) mit welchem gedachter Pearce hierher auf dem Postwagen gereist und bei welchem er wohnt, durch irgend einen Subalternen vernehmen zu lassen, so würden, wie ich vermuthe, dadurch einige Verhältnisse sogleich ins Licht gesetzt werden.

Ich empfehle mich Ew. Excellenz gnädigem Wolwollen und unterzeichne mich verehrend

Ew. Excellenz
gehorsamster Diener
Goethe.

W. 12. März 1793,
Abends 5 Uhr.

Ob die Gemahlin des Minister von Fritsch, Johanne Sophie geb. von Häseler, sich mit Goethe befreundete und namentlich den von ihm geleiteten Aufführungen von Festspielen und Maskenzügen sich betheiligte, lässt sich mit Zuverlässigkeit zwar nicht feststellen, doch geschah es wahrscheinlich einigemal; wo der Herzog selbst als Theilnehmer auftrat, konnten die ersten Damen des Hofs

*) Goethe's von Meyer von Lindau als Pflegling ubernommener junger Schweizer.

nicht zurückbleiben. Schon dass Frau von Fritsch bei solchen Gelegenheiten — wenn auch nicht aus ganz sichern Quellen — mit genannt wird, lässt vermuthen, dass sie den Festlichkeiten nahe stand.

Ein häufiger Verkehr Goethe's ist hiernächst mit den Söhnen des Minister Jakob Friedrich Freiherr von Fritsch bezeugt; der mittlere derselben, Karl Wilhelm, war genau um soviel jünger als Goethe, als der Vater älter war.

Der älteste, Friedrich August, nahm in herzoglichen, nachmals grossherzoglichen Diensten mannigfache Stellungen ein, indem er theils dem Hofstaat, theils dem Kammercollegium, theils der Forstverwaltung angehörte. Er wurde 1778 Hof- und Jagdjunker, 1792 Kammerassessor, 1793 Kammerjunker, 1794 Oberforstmeister, der Reihe nach in den Forstbezirken Allstädt, Hardisleben, Apolda, Ilmenau und Weimar, 1801 Kammerherr, 1817 Geheimer Kammerrath, 1823 Kammerdirector, 1828 Oberjägermeister, 1835 Wirklicher Geheimer Rath.

Goethe kam bei seinen Dienstreisen, so lange Fritsch in Provinzialstädten angestellt war, öfters mit diesem zusammen. In Weimar erscheint Fritsch als Goethe's Gast am 1. Mai 1798 bei einem zu Ehren Iffland's gegebenen Frühstück und Ende 1802 oder Anfang 1803 bei einem vertraulichen Mittagsessen, an welchem auch Christiane Vulpius. damals nur noch Hausgenossin Goethe's, theilnahm. Im Jahr 1817 veranstaltete Friedrich August von Fritsch in Gemeinschaft mit August von Goethe ein Mittagsessen zum Geburtstag Goethe's in Paulinzelle, in welcher Klosterruine letzterer bis dahin noch nicht gewesen war; als Goethe sich 1831 nach Ilmenau begeben hatte, um dort in der Stille seinen Geburtstag zu begehn, reiste auch Fritsch dahin und feierte das Fest mit. Goethe bat dabei

ihm eine Abschrift des 1783 an eine Wand des Jägerhauses auf dem Gickelhahn geschriebenen Gedichts »Über allen Wipfeln ist Ruh etc.« zu verschaffen; er mochte es genau so, wie er es damals gedichtet hatte, wiederlesen wollen, da der Druck in den Werken Veränderungen erfahren hatte.

Bei dem grossen Maskenzug vom 18. December 1818 betheiligte Fritsch sich als November, dargestellt durch das Sternbild des Schützen.

Wiederholte Berührungen Goethe's mit Friedrich August von Fritsch ergaben sich hinsichtlich der Pflanzenkunde. So erzählt Goethe, dass Fritsch im Herbst 1821 ihm den Abschnitt eines Baums, der durch theilweise Heilung einer schweren Verletzung merkwürdig war, ferner zu Anfang 1825 einen Lindenast, der in der Fäulniss des Stammes Wurzel geschlagen hatte und darin fortgediehen war, endlich im Sommer 1831 seine Wahrnehmungen über schraubenförmiges Wachsen der Kiefern mitgetheilt habe.

Unter den Bildnissen, welche Goethe durch den Hofmaler Schmeller von befreundeten und bedeutenden Personen abnehmen liess, befindet sich auch das von Friedrich August von Fritsch.

Der zweite Sohn Jakob Friedrichs Freiherrn von Fritsch, Karl Wilhelm, trat, nachdem er in Jena und Leipzig studirt hatte, schon 1789 als Hofjunker und Regierungsassessor in die Dienste des Herzogs von S.-Weimar, wurde 1793 zum Regierungsrath, 1805 zum Polizeipräsidenten, 1810 zum Mitglied des Geheimen Conseils und 1815 zum Wirklichen Geheimen Rath und Staatsminister befördert und erhielt noch eine Anzahl Nebenaufträge von Belang. Seit 1818 war er Meister vom Stuhl in der Weimarer Loge und machte sich dort bei den meisten gebotenen

Gelegenheiten als gewandter Redner bemerkbar. Über seinen Umgang mit Goethe geben ausser einzelnen Nachrichten auch mehrere Briefe Zeugniss. Das älteste ist die Aufführung dieses von Fritsch unter den Gästen des schon erwähnten Frühstücks vom 1. Mai 1798; dann ist es wol derselbe Fritsch, dem Goethe im Juni 1799 die Erlaubniss Schiller's verschaffte, sich eine Stelle aus dem damals noch ungedruckten »Wallenstein« auszuschreiben. Am 24. October 1800 hatte K. W. von Fritsch in dem zur Feier des Geburtstags der Herzogin-Mutter Amalie aufgeführten Goethe'schen Festspiel »Paläophron und Neoterpe« die Rolle des Griesgram übernommen. Eine häusliche Angelegenheit gab Anlass zu dem

1. Brief Goethe's an K. W. von Fritsch.

Fürstliche Generalpolizeidirection erwirbt sich um sämmtliche hiesige Haushaltungen durch die neuen Einrichtungen, das Gesinde betreffend, ein unschätzbares Verdienst, wobei sie, besonders anfänglich, manche ausserordentliche Bemühungen gefällig übernimmt, welche zu vermehren ich soeben genöthigt bin. Ew. Hochwolgeboren erlauben folgenden Vortrag.

Johanna Höpfnerin voń Eisenach hat als Hausmagd ein halbes Jahr, sodann als Köchin ein Jahr bei mir gedient, und man konnte mit ihrer Treue und Thätigkeit zufrieden sein, nur ward ihr übriges gutes Betragen durch leidenschaftliche Ausfälle unterbrochen, dergleichen vor kurzem sich einer zeigte, wesshalb sie aus dem Dienste entlassen werden musste.

Sie fühlt nun wol gegenwärtig, welche gute Stelle sie verscherzt hat, und wünscht wieder aufgenommen zu werden, wozu ich auch nicht abgeneigt wäre, wenn es unter den Auspicien fürstlicher Generalpolizeidirection geschehen könnte, und zwar dergestalt, dass ich gedachte Köchin abermals bis Ostern miethete, mir jedoch ausdrücklich vorbehielte, sie, wenn sich wieder ein solcher Ausbruch von Heftigkeit und Unsinn ereignete, sogleich aus dem Dienste zu entlassen und ihr an Lohn nicht mehr, als so viel sie bis zu einem solchen Augenblicke verdiente, zu verabreichen.

Genehmigt fürstliche Generalpolizeidirection diesen Antrag, so bin ich bereit, mehrgedachte Person sogleich wieder aufzunehmen, und verfehle nicht, meinen Dank für die übernommenen Bemühungen fürstlicher Generalpolizeidirection für meine Person auf das Lebhafteste abzustatten.

Der ich mit vorzüglichster Hochachtung unterzeichne

Ew. Hochwolgeboren
ganz gehorsamster Diener
J. W. v. Goethe.

Weimar, den 10. September 1805.

Als nach der Schlacht von Jena K. W. von Fritsch die Leitung der Kriegsverpflegungsanstalten übertragen erhalten hatte, erkannte Goethe an, dass derselbe ein

tüchtiger Mann sei, fürchtete aber gleichwol, dass es ihm nicht gelingen werde, die betreffenden Angelegenheiten in Ordnung zu halten.

Auf das Zusammensuchen derjenigen Festgedichte, mit denen Goethe namentlich die Maskenbälle seiner frühsten Jahre in Weimar verherrlichte und deren er zuerst im 9. Bande der von 1806 bis 1810 erscheinenden Ausgabe seiner Werke sammelte, scheint sich zu beziehen der

2. *Brief Goethe's an K. W. von Fritsch.*

Ew. Hochwolgeboren

bin ich vielen Dank für das Übersendete schuldig. Durch die Aufmerksamkeit und Güte meiner Freunde kommen doch nach und nach disjecti membra poetae wieder zusammen. Zwei Blättchen von den übersendeten habe ich bisher vergebens aufgesucht. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter vielmals. Ich werde ehestens selbst kommen, mich zu bedanken und zugleich bei Ihrem Herrn Vater wegen der Anlage zu entschuldigen, welche ich ihm zu überreichen bitte.

Von Herrn von Hendrich erhalte ich oft Briefe, und so kam auch dieser zu mir, den ich, blos das Siegel betrachtend, aufriss. Da nahm mich's denn schon nicht wenig Wunder, dass W u n d e r etwas von mir erzählt haben sollte. Als ich aber gar von einem Aufenthalte in Dresden las, sah ich nach der Adresse, ward meinen Irrthum gewahr und schob

das Blatt wieder ein. Nochmals also Vergebung. Ihrer Frau Gemahlin mich bestens empfehlend

Goethe.

Weimar, den 23. December 1807.

Zu erläutern ist hierbei, dass v. Hendrich Major und Commandant von Jena war.

Die folgenden vier eigenhändigen Briefe beziehen sich auf die von Goethe für den 30. Januar und den 16. Februar 1810, den Geburtstagen der Herzogin und der Erbgrossherzogin, Grossfürstin Maria Paulowna, angegebenen und mit Dichtung ausgerüsteten Maskenaufzüge der romantischen Poesie und russischer Nationen, bei welchem ersteren, der jedoch erst am 2. Februar zur Aufführung kam, K. W. von Fritsch und Goethe's Sohn die Sprecher waren. Das in einem Brief an die Hofmarschallin von Egloffstein erwähnte Billet an Präsident von Fritsch, welches einer Abendsitzung über den Maskenzug voranging, fehlt. Ihm folgte der

3. Brief Goethe's an K. W. von Fritsch.

Ew. Hochwohlgeboren

ersehen aus nachstehendem Schema, wie unser Aufzug sich zuletzt gestaltet hat. Ich wünsche dem Arrangement Ihren Beifall. Die Nummern, wozu die Verse August zu sprechen hat, sieht*) mit Roth unterstrichen**), die andern, welche Ihnen empfohlen

*) So für »sind«.

**) Hier gesperrt gedruckt.

werden, ohne Bezeichnung. Hiernach werden Sie übersehen können, wenn Sie beikommende Strophen damit vergleichen, welcher Theil Ihrer Rolle noch zurücksteht, welches leider der grösste ist. Ich habe alles auf einzelne Blätter schreiben lassen, damit das Einzuschaltende eingeschalt werden kann; eine schliessliche Abschrift wird die sämmtlichen Strophen mit ihren Stichwörtern in der Folge darstellen und aller Verwechslung vorbeugen.

Morgen früh um 12 Uhr, ja eher, werde ich mich im Stadthause einfinden. Die Herren werden gebeten sämmtlich, und von den Frauenzimmern, wer Lust und Musse hat, zu erscheinen. Auch wollte ich bitten, dass man alles, was noch etwa an Requisiten abgeht, in diesem Termin erinnerte und entweder mündlich zum Protokoll gäbe oder schriftlich zu Acten einsendete. Ew. Hochwolgeboren haben ja wol die Güte, diesen Wunsch an die Interessenten gelangen zu lassen.

Goethe.

Weimar, den 31. Januar 1810.

Auf dem zweiten Blatt dieses Briefes steht gleichfalls von Goethe's Hand:

Maskenzug zum 30. Januar 1810.

Personen.

1.	3.	2.
Minnesinger.	Herold.	Heldendichter.

4. Lenz.

5. Sommer.

6. 7. Conversirende.

8. 9. Tanzende.

10. 11. Jagdlustige.

12. Herbst.

13. Winter.

14. Spielende.

---

15. Zwerge.

16. Brunehild.

17. Siegfried.

18. Herlinde.

19. Rother.

20. Asprian.

21. Recht.

22. Ehre.

23. Liebe.

24. Treue.

25. Otnit.

26. Weltliches Regiment.

27. Geistliches Regiment.

28. Kanzler.

29. Clericus.

30. Räthsel.

4. Brief Goethe's an K. W. von Fritsch.

Ew. Hochwohlgeboren

danke nochmals für alles gestern erzeigte Freundliche und Gute. Ich habe noch eine Anzahl Exemplare aus dem gestrigen Getümmel gerettet und sende daher 50, weil sie doch als Novität immer mehr werth sind. Der Satz ist in der Druckerei stehen geblieben, und die Gesellschaft kann nachschiessen lassen, so viel sie will. Der Aufwand ist gering. Das Exemplar kommt nicht 18 Pfennige. Da wir Beifall gefunden haben, so würde ich einen anständigen Titel vordrucken lassen und noch einiges hinzufügen und ändern. Hierüber liesse sich am besten mündlich verhandeln. Wollten Sie daher wol morgen früh mit Ihrer lieben Frau Gemahlin, der ich für die schöne Stickerei selbst zu danken wünschte, zu unserer Singstunde früh um 11 Uhr sich einfinden? Bis dahin empfehle ich mich zum allerschönsten.

Goethe.

Weimar, den 3. Februar 1810.

Als Singstunde bezeichnet Goethe hier die damals allsonntäglich Vormittags bei ihm stattfindenden Gesangvorträge der von ihm sogenannten freiwilligen Hauskapelle, welche der Musikdirector Eberwein leitete.

5. Brief Goethe's an K. W. von Fritsch.

Ew. Hochwohlgeboren

erhalten hierbei 200 Exemplare zu gefälliger Austheilung an die Gesellschaft und sonstige Freunde. Das dritte Hundert ist bei mir schon ziemlich auf die Hälfte zusammengeschmolzen. Es scheint, als ob keine Schriften besser abgingen, als die man gratis austheilt. Mit meinem Rest will ich noch die Nachfragenden zu befriedigen suchen.

Wie befindet sich denn unsere liebe kleine Frau? Kann sie den Zug heute anführen? Das Heizen der obern Zimmer ist besorgt. Genast wird sich mit den Stangenmännern zur rechten Zeit einfinden und weitere Anordnung erwarten. Eberwein der Ältere wird die russischen Melodien mit Instrumentalmusik vortragen, wodurch wieder etwas Neues und Fremdes entsteht. Ich wünsche, dass alles wohl passen und gelingen möge. Ich werde diesmal schwerlich selbst aufwarten können.

Goethe.

Weimar, den 18. Februar 1810.

Noch Eins!

Ist es möglich, so wünschten wir die sämmtlichen ausgetheilten Zeichnungen wieder zurückzuerhalten, in welchem Zustande sie auch sein mögen. Wir würden sie nebst denen vom ersten Aufzuge in

ein Buch zusammenbringen und zu künftigen*) Gebrauch aufheben. Einzeln nutzen sie niemanden, gesammelt aber können sie künftigen Maskenlustigen zu neuer Anleitung dienen. Der ich wohl zu leben wünsche und mich bestens empfehle.

6. Brief Goethe's an K. W. von Fritsch.

Ew. Hochwohlgeboren

gefällige Anfrage beantworte sogleich.

Das Chor bestand aus 26 Sängern. Jeder würde nach unserer Theatertaxe für seine Bemühungen 8 Groschen erhalten haben. Zahlen sie jedem 12 Groschen, so wird es mit Dank angenommen werden und zur Ermunterung in ähnlichen Fällen dienen. Das Ausschreiben der Stimmen betrug 1 Thaler 8 Groschen.

Mögen Sie mir diese kleine Summe zukommen lassen, so werde ich gern für die Entrichtung und Vertheilung sorgen.

Möchte doch alles, was unternommen und aufgewendet wird, von so guter Wirkung sein. Ich erfreue mich dessen, indem ich mich Ihnen und Ihrer lieben Dame meinen Dank und meine Anhänglichkeit auf das beste zu versichern die Freude habe.

Goethe.

Weimar, den 21. Februar 1810.

*) So!

Wie der gegen äussere Einwirkungen peinlich empfängliche Dichter 1801 in Göttingen von der Polizei vor dem Schalle des Nachtwächterhorns geschützt wurde, während er vergeblich nächtliches Hundegeheul durch die nach den Urhebern geworfenen Ammonshörner zu unterdrücken bemüht war, so nahm er wegen eines ähnlichen Gelärms die Hilfe der weimarischen Generalpolizeidirection in Anspruch in dem auch wieder eigenhändigen

7. Brief Goethe's an K. W. von Fritsch.

Ew. Hochwohlgeboren

haben mich vor einem Jahr von der grossen Unbequemlichkeit gefälligst befreit, welche mir die Kegelbahn in der Nachbarschaft gegeben, und ich habe meinen aufrichtigsten Dank nicht besser ausdrücken können, als dass ich dieses Jahr früher zurückgekommen bin, um sub umbra alarum tuarum mich meines stillen und heimlichen Gartens zu erfreuen. Aber unglücklicherweise habe ich schon wieder eine Kegelei zu denunciren, welche an derselben Stelle errichtet worden. Es scheint zwar nur ein Schub zu sein, wie man solche auf Tischen veranstaltet, aber der Lärm ist, wo nicht so stark, doch ebenso widrig, und dann hat diese Art noch das Übel, dass, wenn keine Gäste da sind, sich wahrscheinlich die Kinder und Knaben aus der Nachbarschaft damit ergötzen; denn es ist den ganzen Tag über wenig Ruhe.

Ich bin ohnehin hier aussen in der Vorstadt zwischen manche Handwerker eingeklemmt, zwischen Grob- und Nagelschmiede, Tischler und Zimmerleute, und sodann ist mir ein Leinweber der unangenehmste Wandnachbar. Doch macht man sich über solche nothwendige Dinge noch Raison, indem man zugeben muss, dass ein Gewerbe nicht geräuschlos sein könne. Wenn aber an Feierabenden und an Sonn- und Festtagen der Müssiggang mehr Getöse macht, als die sämmtlichen thätigen Leute zusammen in ihren Arbeitsstunden, so wird man um so ungeduldiger, als den Liebhabern solcher nutzlosen Übungen ausser der Stadt die herrlichsten Bahnen reichlich eröffnet sind.

Doch dieses alles darf ich nicht erst erwähnen; denn es sind ja eben dieselben Betrachtungen, welche Ew. Hochwohlgeboren veranlassten jene früheren für den Ruheliebenden so erwünschten Verfügungen zu treffen.

Mit Sehnsucht habe ich auf Ew. Hochwohlgeboren Rückkehr gewartet, weil ich gern dasjenige, was ich Ihnen schon einmal schuldig geworden, auch diesmal verdanken möchte. Ich wollte nicht in den ersten Tagen zudringlich sein; nun aber lege ich zuversichtlich diese kleine, mir jedoch wichtige Angelegenheit in Ihre Oberrichter- und Freundeshände.

Ew. Hochwohlgeboren
ganz gehorsamster Diener
J. W. v. Goethe.

Weimar, den 27. August 1811.

Im Juni 1816 gab Goethe dem Staatsminister K. W. Freiherrn v. Fritsch und seiner Gattin einen Brief an Sulpiz Boisserée nach Stuttgart mit, worin er diesen ersuchte, seine berühmte Sammlung altdeutscher Gemälde »diesen wohl- und zartgesinnten Freunden« zu ungestörter Betrachtung zu öffnen.

Ebenfalls auf Kunstwerke gerichtet, aber sonst mir unbekannt ist der Bezug des

8. Briefs von Goethe an K. W. von Fritsch.

Ew. Excellenz

ausgezeichnet schätzbare Gabe wäre uns jederzeit höchst willkommen gewesen, zur gegenwärtigen aber wird sie es doppelt, da wir vor kurzem das Bibliotheks-Museum geordnet, katalogirt und dadurch das Vorhandene sowol, als jedes Zuwachsende erfreulicher und geniessbarer gemacht. Unser bereitwilliger Hofrath Meyer wird diesen Gemälden sogleich ihren gebührenden Glanz ertheilen, und wir werden uns die Freude erbitten, dass Ew. Excellenz sie gelegentlich, Ihrem Wunsche gemäss zu Ehren des Gebers aufgestellt, freundlichst betrachten mögen. Nehmen Sie indessen unseren verbindlichsten Dank und erhalten den wissenschaftlichen sowol als Kunst-Anstalten eine geneigte Gesinnung. Gehorsamst

J. W. v. Goethe.

Weimar, den 12. October 1818.

An dem grossen Festzuge vom 18. December 1818, welcher bei Anwesenheit der Mutter der Erbgrossherzogin, der Kaiserin Maria Feodorowna, geistige Erzeugnisse der Weimarer Glanzzeit nebst verschiedenen allegorischen Gestalten vorführte, nahm K. W. Freiherr v. Fritsch nebst Frau und seinen drei Söhnen Karl, Albert und Georg Theil. Die beiden letzteren stellten Elfen vor, und Albert hatte die Verse zu sprechen: »Das kleine Volk, das hier vereint u. s. w.« Allein es wollte mit dem Auswendiglernen nicht recht gehen, was Oberbaudirector Coudray, der den Aufzug einübte, Goethe'n klagte. »Nun«, erwiderte dieser, »wo Licht ist, muss auch Schatten sein.« Frau v. Fritsch theilte dem Sohne diese Äusserung Goethe's mit, was diesen so anspornte, dass er sofort daran ging, seine Aufgabe sich sorgfältig einzuprägen, was ihm auch so gelang, dass er die Reimzeilen noch heute im frischen Gedächtniss hat. Frau v. Fritsch sprach als Tag den Epilog, der älteste Sohn Karl stellte Brighella und der Oberforstmeister Fr. A. Frhr. v. Fritsch den November vor.

Auf die von K. W. von Fritsch nach dem Tod des Minister von Voigt übernommenen Universitätsangelegenheiten, und zwar auf das Verbot der vom Professor Oken zu Jena herausgegebenen wühlerischen Zeitschrift »Isis« bezieht sich der vom weimarischen Archivdirector Burkhardt in den »Grenzboten« 1878 veröffentlichte

9. Brief Goethe's an K. W. von Fritsch.

Ew. Excellenz

erlauben, dass ich nach meiner Rückkunft von Jena, wohin ich auf einige Tage mich begebe, persönlich für geneigte Mittheilung beikommender wichtigen

Acten meinen verbindlichsten Dank abstatte, wobei ich zugleich den erwünschten Erfolg eines so nothwendigen Schrittes zu vernehmen hoffe.

Verehrungsvoll
gehorsamst
J. W. v. Goethe.

Weimar d. 26. Juni 1819.

Einer Bereicherung der Goethe'schen Handschriftensammlung und des bevorstehenden Erscheinens von »Wilhelm Meisters Wanderjahren« gedenkt der eigenhändige

10. Brief Goethe's an K. W. von Fritsch.

Ew. Excellenz

haben mir durch die so bedeutende Sendung das grösste Vergnügen gewährt. Vorerst war sie mir im Allgemeinen ein unschätzbares Zeugniss gewogenen Andenkens, sodann bei näherer Ansicht gab sie einen charakteristischen Einblick sowol in die Zustände des wackern Francke, als in die akademischen jener Zeit.

Solche Documente sind höchst belehrend, indem sie uns die Vergangenheit in die nächste Gegenwart heranziehen, wovon meine Sammlung die schönsten Zeugnisse gibt, deren Vermehrung Hochdenenselben nunmehr verdankend, sie zu weiterer geneigter Beachtung bestens empfehle.

Möge die gute Jahreszeit, die Erleichterung von Geschäften das neulich genossene Glück mir bald aber-

mals verschaffen! Einem nächstens anklopfenden Wanderer günstige Aufnahme erbittend treulichst angeeignet

J. W. Goethe.

Weimar, 29. Mai 1821.

Von den folgenden sieben Briefen betreffen sechs, einige wenigstens zum Theil, das von Goethe durch Vermittelung des deutschen Bundestags erworbene Privilegium gegen den Nachdruck der Ausgabe letzter Hand seiner sämmtlichen Werke, worüber ihm von auswärtigen Staaten die Mittheilungen nach und nach zugingen, wie durch den bayerischen Gesandten in Weimar, Grafen von Luxburg, durch den weimarischen Agenten in Wien von Piquot u. a. Aus den Briefen erfährt man, dass einzelne Staaten sich die Verleihung bezahlen liessen; das Königreich Sachsen ertheilte das Privilegium gebührenfrei. Nur die beiden nächsten Briefe sind eigenhändig.

11. Brief Goethe's an K. W. von Fritsch.

Ew. Excellenz

genehmigen meinen verbindlichsten Dank für die Übersendung des königl. bayerischen Privilegiums und entrichten solchen gefällig an des Herrn Grafen Luxburg Excellenz.

Die schuldigen 49 fl. werden sogleich nach München unmittelbar ausgezahlt.

Verehrend, vertrauend

Ew. Excellenz

gehorsamst

J. W. v. Goethe.

Weimar, 29. Januar 1825.

12. Brief Goethe's an K. W. von Fritsch.

Ew. Excellenz

verpflichten mich auf's Neue durch die so schleunig mitgetheilte günstige Nachricht. Der Entwurf des Beschlusses weicht zwar einigermaassen von meinem Petitum ab, doch muss man den wohlwollenden Männern vertrauen, die am besten wissen, auf welche Weise die Sache zu fördern ist.

Der ich das vorliegende Geschäft auf's Andringlichste zu empfehlen mir die Freiheit nehme und mir für die Folge fernere geneigte Mittheilung, einsichtigen Rath und wirksamen Antheil zuversichtlich erbitte.

Verehrend

Ew. Excellenz
ganz gehorsamer Diener
J. W. v. Goethe.

Weimar, den 21. März 1825.

13. Brief Goethe's an K. W. von Fritsch.

Ew. Excellenz

verfehle nicht beiliegender schuldiger Erwiederung meinen verbindlichsten Dank hinzuzufügen für die dem Jenaischen sowol als Weimarischen Bibliotheksverwandten gegönnte Aufmunterung; es wird beiden Anstalten zu wahrem Vortheil gereichen, indem so-

wol die begünstigten Personen hieraus neuen Muth schöpfen, als auch der Vorgesetzte ein doppeltes Recht erhält, nach seiner Überzeugung das Möglichste von ihnen zu fordern.

Unserm gnädigsten Herrn habe meinen gefühltesten Dank sogleich abgetragen, welchen jedoch gelegentlich zu wiederhol'en Ew. Excellenz die Gefälligkeit haben mögen.

Ew. Excellenz
ganz gehorsamster Diener
J. W. Goethe.

Weimar, den 4. Septbr. 1825.

Den Dank in vorstehendem Brief spricht Goethe in seiner Stellung als Vorstand der Oberaufsicht über die weimarischen Anstalten für Kunst und Wissenschaft aus und bezieht sich derselbe auf die Verleihung von Civilverdienstmedaillen an Professor und Bibliothekar Güldenapfel sowie an Bibliothekssecretär Kräuter; das Danksagungsschreiben des ersteren war die Beilage. Die im folgenden Brief erwähnte Ordensverleihung war die Anerkennung des Verdienstes, das Graf Vargas Bedemar sich durch reiche Geschenke von Stufen um die mineralogische Societät zu Jena — deren Vicepräsident er nach dem Tod des Oberberghauptmann von Trebra geworden war — erworben hatte.

14. Brief Goethe's an K. W. von Fritsch.

Ew. Excellenz

vergönnen, dass ich manches in kurzem Raum zusammenfasse. Zuvörderst danke noch auf das Ver-

bindlichste für das dem Herrn Grafen Vargas Bedemar verliehene Comthurkreuz.

Sodann spreche meine Freude aus über das mit allgemeinem Beifall durchgeführte Maurerfest und lege schliesslich eine Abschrift bei eines unerwartet günstigen Schreibens Ihro des Fürsten Metternich Durchlaucht, wodurch ich die für mich so wichtige Angelegenheit in der Hauptsache als völlig abgeschlossen gar wol ansehen darf.

Ew. Excellenz freundschaftlichen Antheils hierin wie im Übrigen völlig versichert, erbitte mir wohlwollende Fortsetzung

treu anhänglich
J. W. v. Goethe.

Weimar, den 15. September 1825.

15. Brief Goethe's an K. W. von Fritsch.

Ew. Excellenz

nehme mir die Freiheit, den von kaiserl. königl. österreichischer Hofkanzlei an mich ergangenen Erlass im Originale vorzulegen und, indem ich mir dessen gefällige Rücksendung erbitte, zugleich anzufragen: ob Hochdieselben geneigt seien, demnächst eine an Herrn von Piquot desshalb abzusendende Depesche an denselben gelangen zu lassen? ihm auch aufzutragen, dass er die wenig bedeutenden Kanzleigebühren bei der kaiserlichen Hofkanzlei erlegen und

dagegen das Privilegium empfangen möge, um welche Bemühung ich ihn selbst zu ersuchen, auch den Betrag allhier zu erstatten nicht ermangeln würde.

Hochdieselben verpflichten hierdurch auf's Neue denjenigen, der die Ehre hat sich zu unterzeichnen

gehorsamst treu angehörig

J. W. v. Goethe.

Weimar, den 21. September 1825.

16. Brief Goethe's an K. W. von Fritsch.

Ew. Excellenz

übersende den, wie mich dünkt glücklich gerathenen Versuch, Serenissimi Bildniss in Goldblech auszuprägen. Das Schreiben des Regierungsrath Schmidt benachrichtigt uns, dass die Kosten gering sind, denn der noch nicht ausgesprochene Betrag des Prägens kann von keiner Bedeutung sein. Es hängt nur vom höchsten Befehle ab, wie viel Exemplare bestellt werden sollen.

Zugleich erbitte mir das gefällig verfasste Schreiben an Herrn von Piquot, welches ich gestern aus einer irrigen Ansicht in Ew. Excellenz Händen liess.

Dankbar vertrauend gehorsamst

J. W. v. Goethe.

Weimar, den 23. September 1825.

Regierungsrath Christian Friedrich Schmidt, welcher das beim Regierungsjubiläum des Grossherzogs Karl August

zu prägende Bildniss desselben besorgen sollte, weilte 1825 in Gränzregulirungsangelegenheiten in Berlin.

17. Brief Goethe's an K. W. von Fritsch.

Ew. Excellenz

das gefällig mitgetheilte Schreiben des Herrn Grafen von Luxburg dankbarlichst zurücksendend, verfehle nicht anzuzeigen, dass das kaiserl. Privilegium in aller Form auf Pergament mit Allerhöchsteigner Unterschrift und grossem Siegel, datirt vom 23. August dieses Jahres, durch die Geneigtheit des Herrn von Piquot glücklich angelangt ist, wesshalb ich mir denn eines freundschaftlichen Antheils wol schmeicheln darf.

Vertrauensvoll, treulich ergeben, gehorsamst

J. W. v. Goethe.

Weimar, den 22. October 1825.

Wie schon oben im 12. Brief der am 13. Sept. 1825 in der Loge Amalia zu Ehren der Feier der fünfzigjährigen Regierung des Grossherzogs Karl August begangenen Festlichkeit gedacht ist, so bezieht sich auf sie auch der

18. Brief Goethe's an K. W. von Fritsch.

Ew. Excellenz

erstatte dankbarlichst den höchst gelungenen Aufsatz, welcher immer besser zu werden scheint, je mehr man sich mit ihm bekannt macht; nur wenig einzelne Bemerkungen fügt' ich bleistiftlich zur Seite.

Die Hauptstelle glaubt' ich in dem Sinne verfassen zu müssen, wie sie etwa in funfzig Jahren ein freidenkender Geschichtsschreiber aufführen würde.

Wenn das Einzelne durch die Zeit ausgelöscht wird, so geht das Allgemeine rein hervor; die Handlungen verschwinden, man hört auf, nach den Mitteln zu fragen, die erreichten Zwecke treten vor die Seele des Betrachters.

Billigen Ew. Excellenz diese Gedanken, so werden Sie beurtheilen, ob ich in der Ausführung glücklich gewesen. Das niedergeschriebene Wort, insofern der Sinn einigermaassen annehmlich erscheint, einsichtiger Wahl überlassend.

Verehrend, vertrauend angehörig

J. W. v. Goethe.

Weimar, den 7. Januar 1826.

Verzeihung der fremden Hand!
Die meine fördert nicht mehr.

Beilage zum 18. Brief.

Leider ward jedoch in jenen bewegten Zeiten manches Missverständniss fühlbar; das aufgeregte Gemüth deutscher Jünglinge und Männer, vertrauend auf vaterländische Gesinnungen und gelungene That, schien das Neubefestigte abermals zu bedrohen. Dieses gab den edelsten zu Staatsverwesern berufenen Geistern sorgliche Bedenklichkeiten, und hier mussten

zweierlei Ansichten hervortreten: die eine, das in der Zeit Bewegte, augenblicklich Aufbrausende sei unmittelbar zu dämpfen; die andere, dem Gang dieser Epoche solle man bedächtig zusehen und, auf dessen Verlauf achtsam bleibend, zu rechter Zeit dienliche Heilmittel anwenden.

Jene hielten sich durch manche tadelnswerthe, ja erschreckende Unregelmässigkeiten berechtigt, auf ihren Grundsätzen zu beharren und desshalb die nöthig erachteten Vorschritte gemessen zu thun; diese jedoch, überzeugt, dass nach vorübergegangener Krise eine frische Gesundheit sich offenbaren werde, suchten in stiller Milde das verlorene Gleichgewicht wiederherzustellen.

Freilich gehörten Jahre dazu, um diese Verfahrungsart zu rechtfertigen, und wir dürfen uns glücklich preisen, dass nach manchem Schwanken sich endlich bewahrheitet: nur ein allgemeines Vergeben und Vergessen könne ganz allein das verlorene Gleichgewicht sowol, als das gestörte wechselseitige Vertrauen nach und nach wiederherstellen.

Wie erfreulich muss es daher sein, in Ihrer Gegenwart, verbundene Brüder, getrost auszusprechen, wie wir in so treuen als mässigen Gesinnungen unverwandt ausdauernd und wirkend uns von diesen erwünschten Folgen auch einen Theil ohne Anmassung zuschreiben dürfen.

Diese Beilage ist wörtlich eine Stelle, welche sich jetzt in der von K. W. Freiherrn v. Fritsch an gedachtem Maurerfest über Karl August's Leben und Wirken gehaltenen Rede findet, und zwar in den »Freimaurer-Analecten III. Heft. Weimar 1825« Seite 30. Diese Stelle ist somit von Goethe.

Ueber eine andere Rede des K. W. Frhrn. v. Fritsch, wahrscheinlich ebenfalls auf Karl August bei dessen Beisetzung gehalten, äusserte Goethe: »Die vortreffliche Rede des Herrn Ministers v. Fritsch erfüllt auch eine von meinen Weissagungen: dass, sobald Geschäftsmänner öffentlich sprechen, wir auch Muster der Redekunst werden aufweisen können.«

Die beiden letzten Briefe betreffen verschiedene Gegenstände, über welche ich, soweit sie nicht ohne Weiteres verständlich sind, keine Erläuterung zu geben und nur zu erinnern vermag, dass Küstner grossherzogl. sächsischer Generalconsul in Leipzig war. Der 20. Brief ist wieder eigenhändig.

19. Brief Goethe's an K. W. Fritsch.

Ew. Excellenz

werden geneigtest in beiliegendem Blättchen die Entschuldigung finden, wenn ich mit ein Paar sehr unerfreulichen Heftchen aufwarte. Ohne des Herrn Generalconsuls Küstner ausdrücklichen Auftrag würde dieses kaum gewagt haben. Ein alter, sich immer erneuernder Streit zwischen Glauben und Forschung bringt jederzeit im Augenblick die unangenehmsten Verhältnisse hervor. Indessen haben freilich die Re-

gierungen davon Kenntniss zu nehmen, um heftige Schwankungen möglichst zu verhüten.

Zugleich nehme mir die Freiheit, ein Blättchen zu widmen, worauf unser atmosphärisches Reich aus fünf Mittelpunkten — Allstedt, Jena, Wartburg, Ilmenau und Frankenhain — durch rothe Strichlein bezeichnet ist. Diese Anmassung möchte sehr verzeihlich sein, da sie auf die irdischen Zustände auch nicht den mindesten Einfluss hat.

Schliesslich versäume diese mir dargebotene Gelegenheit nicht, meinen verpflichteten Dank für die neuerlich erwiesene geneigte Theilname an einem für das Ganze nicht unwichtigen, mir aber persönlich bedeutenden und einige Zeit her Sorge erregenden Geschäft auszusprechen.

Indem ich nun solches sowol als mich selbst fernerem Wolwollen empfehle, rechne mir's zur Ehre und Freude, mich verehrend unterzeichnen zu können

Ew. Excellenz
ganz gehorsamsten Diener
J. W. v. Goethe.

Weimar, den 29. April 1830.

Bei der gegen Ende 1830 stattgehabten Verloosung des Sächsischen Kunstvereins zu Dresden hatte K. W. von Fritsch eine landschaftliche Zeichnung von Christian Gille

gewonnen, wegen deren Veräusserung Goethe durch des ersteren ältesten Sohn Karl von Fritsch, der damals von einem längeren Aufenthalt in Südfrankreich und Italien heimgekehrt war, anfragen liess. K. W. von Fritsch ging auf den Verkauf ein.

20. *Brief Goethe's an K. W. von Fritsch.*

Ew. Excellenz

bin, wie von jeher so auch heute wiederholt aufs Lebhafteste verpflichtet, da durch Dero geneigte Vermittelung die Hindernisse so bald entfernt worden, die sich einem gnädigsten Wolwollen diesmal entgegenstellten.

Wenn auch eine so gewünschte Zierde einen jeden nach aussen erhöht, so ist doch hier der Fall, dass das Innerste eines würdigen Mannes dadurch gerettet und sein vieljähriger Zustand aufs Neue befestigt worden.

Die Ungewissheit, inwiefern er genöthigt sein möchte, in hohen Jahren sich zu einer ungewohnten und lästigen Lebensweise zu bequemen, war ihm und seinen theilnehmenden Freunden höchst peinlich. Desto grösser erscheint die erwiesene Gnade.

Meinen unterthänigsten Dank bitte vorläufig auf das Lebhafteste abzustatten, dessen mündliche Wiederholung, sowie an Hochdieselben nächstens zur angenehmsten Pflicht mache.

Mich und das Meinige zu fernerer Gunst und Geneigtheit angelegentlichst empfehlend

verehrend und vertrauend

Ew. Excellenz

ganz gehorsamster Diener

J. W. v. Goethe.

Weimar, den 11. Mai 1831.

Die Gattin des Freiherrn Karl Wilhelm von Fritsch, Henriette, war die Tochter des herzoglich württembergischen Obersten v. Wolfskeel-Reichenberg, der zur Zeit ihrer Geburt in Stuttgart stand. Dort erhielt auch die Tochter ihre vortreffliche Erziehung und blieb daselbst, bis sie siebzehnjährig 1793 nach Weimar kam, um die Stelle einer Hofdame bei der Herzogin-Mutter Amalie anzutreten. Heiter, mild, zierlich, anmuthig, von klangvoller Stimme beim Gesang und Meisterin im Harfenspiel, verschönte Henriette v. Wolfskeel den Kreis, welcher sich namentlich an den Abenden um die geistvolle Fürstin versammelte, in dessen bekannter bildlicher Darstellung von Karl Gore daher auch sie zu finden ist. Zwar war damals die Zeit schon vorüber, in welcher Goethe mit sprühendem Dichterfeuer die Gesellschaft Weimars durch Darstellungen mannichfachster Art in steter Erregung zu erhalten wusste, aber noch immer las er nicht nur bei Hofe seine Dichtungen, sondern führte auch von Zeit zu Zeit eine neue Schöpfung vor, oder man wiederholte seine älteren. So trat denn Henriette v. W. 1796 als Erwin in »Erwin und Elmire«, am 26. Jan. 1798 als »Friede« in dem von Goethe eingerichteten Maskenzuge, wobei sie

die dazu gedichteten Stanzen zu sprechen hatte, und am 24. Oct. 1800, dem Geburtstage der Herzogin Amalie, als Neoterpe in dem für diesen Tag gedichteten Festspiel »Paläophron und Neoterpe«, welche Rolle für sie geschrieben war, am 18. März 1803 bei Frau v. Stein als Pylades in der »Iphigenie«, endlich, wie schon gedacht, als »Tag« im Maskenzug des 18. Dec. 1818 auf.

Dass das liebenswürdige Wesen Henrietten's von Wolfskeel den empfänglichen Goethe fesselte, war naturgemäss.

Von ihrer ersten weimarer Zeit sagte Goethe später, 1830, mit Bezug auf seine eigne ungesellige Weise im Gegensatz zu Schiller's bedeutenden und anziehenden Gesprächen: »Ja, bei der Herzogin-Mutter freilich konnte ich zuweilen eine Stunde amüsiren; wenn das artige Wesen, die »Kehle«, umhertrippelte und »Närrischer Geheimer Rath« sagte, da improvisirte ich oft eine Erzählung, die sich hören liess.« Eine schelmische Erwähnung erfuhr Henriette von Wolfskeel in Schiller's 1796 erschienenem »Musenalmanach auf das Jahr 1796« und zwar in Goethe's H. W. überschriebenem Epigramm unter der Abtheilung »Vielen«:

> Schön erhebt sich der Aglei und senkt das Köpfchen herunter:
> Ist es Gefühl? Oder ist's Muthwill? Wir wissen es nicht.

Dass Henriette an Goethe's Gesellschaften theilnahm, in denen die Herzogin Amalie zugegen war, bedingte ihre Stellung als Hofdame; wenn es aber Goethe so einrichtete, dass sie während Iffland's Anwesenheit 1798 gerade am 1. Mai sich mit unter seinen Gästen befand,

so mag er dies doch aus zarter Aufmerksamkeit für ihren Geburtstag gethan haben. An der Gesellschaft, welche, aus sieben Paaren bestehend, sich im Winter von 1801 auf 1802 regelmässig bei Goethe versammelte und die er »cour d'amour« benannte, war Henriette gleichfalls betheiligt.

Von der Rolle der »Neoterpe« sagte Goethe 1823 in einem Brief an Staatsrath Schultz: sie sei für das allergefälligste Wesen geschrieben gewesen, das er je gekannt habe. Dieser ihrer Eigenschaft gedenkt er auch in einem Brief an Sylvie von Ziegesar vom 5. August 1808, indem er von Fräulein von Knabenau, Hofdame der Herzogin Dorothea von Kurland schreibt: »Es ist ein wundersames Wesen. Sie besitzt eine Art von allgemeiner Liebenswürdigkeit, so dass man sich betrüben könnte, wenn sie nur Einem angehörte, und wenn man der Eine selbst wäre. Zunächst hat sie mich an unsere Wolfskeel, jetzige Fritsch erinnert.«

Henriettens Verlobung scheint Goethe'n überraschend gekommen zu sein; darauf deutet das Gedicht, mit dem er ihr zu ihrem Geburtstag 1803 den Dank für eine Weste, die sie selbst ihm gestickt hatte, abtrug:

Magisches Netz.

Zum 1. Mai 1803.

Sind es Kämpfe, die ich sehe?
Sind es Spiele? Sind es Wunder?
Fünf der allerliebsten Knaben
Gegen fünf Geschwister streitend
Regelmässig tactbeständig
Einer Zaub'rin zu Gebote.

Blanke Spiesse führen jene,
Diese flechten schnelle Fäden,
Dass man glaubt, in ihre Schlingen
Werde sich das Eisen fangen.
Bald gefangen sind die Spiesse;
Doch im leichten Kriegestanze
Stiehlt sich einer nach dem andern
Aus der zarten Schleifenreihe,
Die sogleich den Freien haschet,
Wenn sie den Gebundnen löset.

So mit Ringen, Streiten, Siegen,
Wechselflucht und Wiederkehren
Wird ein künstlich Netz geflochten,
Himmelsflocken gleich an Weisse,
Die vom Lichten in das Dichte
Musterhafte Streifen ziehen,
Wie es Farben kaum vermöchten.

Wer empfängt nun der Gewänder
Allerwünschtes? Wen begünstigt
Unsre vielgeliebte Herrin
Als den anerkannten Diener?
Mich beglückt des holden Looses
Treu und still ersehntes Zeichen!
Und ich fühle mich umschlungen,
Ihrer Dienerschaft gewidmet.

Doch indem ich so behaglich
Aufgeschmückt stolzirend wandle,
Sieh! da knüpfen jene Losen
Ohne Streit geheim geschäftig

Andre Netze, fein und feiner,
Dämmrungsfäden, Mondenblicke,
Nachtviolenduft verwebend.

Eh' wir nur das Netz bemerken,
Ist ein Glücklicher gefangen,
Den wir andern, den wir alle
Segnend und beneidend grüssen.

Als Henriette im Maskenzug von 1818 im Epilog aufgetreten war, schrieb Goethe an den Grafen Brühl in Berlin mit Anspielung auf ihr früheres Auftreten als »Neoterpe«: »Bei diesem Anlass darf ich nicht verschweigen, dass unsere liebe Neoterpe in diesen Tagen glücklicherweise eine Aristeia (das heisst verdollmetscht: eine vollkommen darstellende Erscheinung ihrer innewohnenden Kräfte und Tugenden) gehabt habe. Bei dem grossen Redouten-Aufzug vor I. M. der Kaiserin-Mutter nämlich habe die Freundin verführt den Epilog zu sprechen. Wenn er Ihnen nächstens gedruckt zu Handen kommt, hoffe ich, dass Sie billigen werden, wenn sie sich hat verführen lassen; auch ist es so vollkommen geglückt, dass sie als der liebenswürdigste Stern unter Sternen und Sonnen zuletzt aufleuchtete.« Und noch über zwei Jahr später äusserte er ebenfalls gegen Graf Brühl: »Wie freute es mich nicht, bei Gelegenheit des Maskenzugs zu Ehren der Kaiserin-Mutter unser himmlisches Kehlchen wieder hervorzulocken und den Schluss einer reichen Darstellung durch ihre gemüthliche Anmuth aufs neue zu beleben.«

»Kehlchen« war das Kosewort, mit dem Goethe Henriette auch in Briefen, zu denen ihr Amt als Hofdame

manchmal Anlass gab, anzureden pflegte; »Kamerädle« nannte er sie, als Wüttembergerin, auch zuweilen. Von den Briefen liegt keiner vor; nur verzeichnet Diezel einen in des Kanzler von Müller Archiv befindlichen vom Tage des grossen Maskenzugs von 1818 beginnend: »Die Gestalten ziehen vorüber.«

Die frühe Verehrung für Henriette blieb Goethe'n bis ins Alter. Als er 1823 dem Kanzler von Müller schilderte, wie eine Geselligkeit beschaffen sein müsste, bei welcher er sich wol fühlen sollte, schloss er: »Es kommt nur darauf an, dass eine unsrer angesehnsten Frauen gleichsam als Patronin dieses geselligen Vereins aufträte, und niemand würde sich besser dazu eignen, als Frau von Fritsch.«

Henriette von Fritsch war, um dies noch hinzuzufügen, ebenso wie eine treffliche Gattin und Mutter, auch eine vorzügliche Hausfrau, die mit Aufopferung dazu beitrug, dass ihr Gatte im Stande war, das durch die Prunkliebe seines Vaters zerrüttete Vermögen wiederherzustellen. Dabei unterliess sie aber nicht, ihrem Wolthätigkeitssinne nachzuleben, wozu ihr später ihr Amt als Vorsteherin des Frauenvereins eifrig benutzte Gelegenheit bot.

Über den Lebensgang der Söhne Karl Wilhelm's und Henriettens von Fritsch ist noch anzuführen, dass:

Karl Friedrich Wilhelm Christian als grossherzoglich sachsen-weimarischer Wirklicher Geheimer Rath und Kämmerer sowie Bundestagsgesandter 1864 in Ruhestand getreten ist und jetzt meistens in Dresden sich aufhält;

Georg August zuletzt grossherzoglicher Kammerherr und Oberforstmeister war;

Albert Bernhard in königlich sächsischen Kriegsdiensten bis zum Generallieutenant und Commandant der

Cavalleriedivision aufstieg, als solcher 1867 seinen Abschied nahm und seitdem in Dresden lebt.

Der jüngste Sohn des Minister Jakob Friedrich von Fritsch, Ludwig, trat in das preussische Kürassierregiment von Rohr ein, welches später der Herzog Karl August befehligte. Er rückte vom Standartenjunker 1789 zum Kornet und 1792 zum Lieutenant auf. Als solcher erhielt er beim Feldzug gegen Frankreich im Rücken der Armee ein Commando in Trier. In dieser Stellung verschaffte er Goethe'n — wie dieser in der »Campagne in Frankreich 1792« erzählt — ein gutes Unterkommen, als derselbe im August dorthin kam. Bei seinem anscheinend keine Gelegenheit zu rühmlichem Hervorthun bietenden Commando fand er solche doch, indem er mit einer Patrouille, die ausser ihm nur noch aus einem Unteroffizier und zehn Kürassieren bestand, auf einen feindlichen Vortrab von sechzig Pferden stiess, den er angriff, zurückwarf und verfolgte, bis er sich vor der feindlichen Infanterie, deren Feuer ihn verwundete, zurückziehen musste. Es wurde ihm dafür der Orden pour le mérite zuerkannt und Goethe erzählt wieder, welchen Genuss es ihm bereitet habe die Freude des jungen Offiziers zu sehen, als er im October demselben in Trier die erste Nachricht von dieser Auszeichnung überbrachte. Nachdem Ludwig von Fritsch 1795 zum Rittmeister befördert worden war, ernannte ihn König Friedrich Wilhelm III. zum Major, als er sich der Übergabe des hohenlohe'schen Armeecorps an Napoleon dadurch entzogen hatte, dass er sich mit 80 Mann durch die feindlichen Linien geschlagen hatte.

Mit der älteren Schwester dieses von Fritsch, Sophie Caroline von Hopffgarten, wechselte Goethe zuweilen Briefchen in Angelegenheiten der Prinzessinnen Maria und

Augusta (Prinzessin Karl von Preussen und deutsche Kaiserin), bei denen sie seit 1817 Hofmeisterin, seit 1827 Oberhofmeisterin war. Von der jüngsten Schwester Louise Friederike von Niebeckr ist bekannt, dass sie von Goethe eine radirte und getuschte Ansicht von Frankfurt a. M. empfing, unter die er eigenhändig geschrieben hatte:

Also lustig sah es aus
Wo der Mayn vorüber floss,
Als im schmucken Hayn und Haus
Festlich Eilfer überfloss.

Ferner Freunde ward gedacht:
Denn das heisst geniessen
Wenn zu Fest und Flusses Pracht
Tausend Quellen fliessen.

28. Aug. 1816.

Von der gräflichen Linie Derer von Fritsch ist Goethe wahrscheinlich nur mit Gräfin Constanze bekannt gewesen. Auf sie deuteten manche schon, aber jedenfalls erst später, das in Schiller's Musenalmanach auf 1797 unter der Sammelüberschrift »Vielen« vorkommende, mit »C. F.« bezeichnete Epigramm, aber unbestreitbar irrig; denn abgesehen davon, dass Goethe damals schwerlich schon etwas von der Gräfin Constanze wusste, so kann doch jenes Distichon keinesfalls auf ein zehnjähriges Kind, was dieselbe 1796 war, bezogen werden. Nur die falsche Angabe ihres Geburtsjahres auf 1776 konnte jene Deutung aufkommen lassen.

Deine liebliche Kleinheit, Dein holdes Auge, sie sagen
Immer: vergiss mein nicht! immer: vergiss nicht mein.

Sonst wissen wir von Goethe's Umgang mit Gräfin Constanze Fritsch nichts bis 1812, in welchem Jahr er sich mit ihr in Karlsbad zusammenfand. Aus dem nächsten Jahr ist zunächst ein eigenhändiger Brief erhalten, den hier abzudrucken die Güte des Besitzers, Herr Albert Cohn, gestattet hat.

A Madame
Madame la Comtesse de Fritsch,
Dame d'Honneur de S. A. Imp.
Madame la Princesse Héréditaire
de Saxe-Weimar.

Eger.

Eigentlich sollte man nicht gelegentlich schreiben und doch will ich es thun und meine liebe Freundin mit wenig Worten ersuchen meiner zu gedenken. Meinen Dank für die schönen Nachrichten aus Prag bin ich noch schuldig, der um so grösser seyn muss, als ich wahrscheinlich nicht hinkomme. Dass ich mich wohl befinde, davon habe ich mich zu loben; dass unser Fürst wohl und froh ist, gibt das doppelt und dreyfache. Sonst aber geht es mir sehr confus, und wenn ich irgend etwas tauge, so ist's nicht in der Confusion.

Lassen Sie Sich hierdurch anreizen mir etwas von Sich zu sagen und von denen Hohen und Lieben die ich leider nur mit Geistesaugen sehe. Tausend Adieu. Nach einer feuchten Gartensitzung, am unlustigsten Lustort.

Goethe.

Teplitz d. 27. Juli 1813.

Zu ihrem Geburtstag desselben Jahrs begrüsste Goethe die Gräfin mit dem Gedicht, anscheinend ein Morgenhäubchen begleitend:

Die Freundin war hinausgegangen,
Um in der Welt sich umzuthun;
Doch wird sie bald nach Haus gelangen
Und auf gewohnte Weise ruhn.
Und neigt sich dann das art'ge Köpfchen,
Umwunden reich von Zopf und Zöpfchen,
Nach einem kissenweichen Sitzchen,
So bietet freundlich ihr das Mützchen.

Mit einem Penséebouquet und folgendem Reim begrüsste Goethe Gräfin Constanze am 27. Februar 1814:

Die deutsche Sprache wird nun rein:
Pensée darf künftig nicht mehr gelten!
Doch wenn man sagt: Gedenke mein!
So, hoff' ich, soll uns niemand schelten.

Unbedingt möchte ich nicht dafür eintreten, dass nachstehender Brief, der in Salomo Hirzel's Handschriften zu seiner Goethebibliothek der Gräfin Constanze von Fritsch mit einem Fragezeichen zugewiesen ist, auch wirklich an sie gerichtet war. Das übersandte Buch war unstreitig der dritte Band von »Dichtung und Wahrheit«:

Mag meine liebe Freundin wohl das Büchelchen von dem Scheidenden gütig annehmen und das Paket gelegentlich absenden? Möge ich Sie bald in Berka

begrüssen. Guten Rahm zum Caffee und frische Butter kann ich versprechen. Leben Sie recht wohl. Mein gedenkend.

Goethe.

W. d. 12. Mai 1814.

Andre Briefe Goethe's an diese Dame sind bis jetzt nicht zu Tage gekommen und wenn eine grössere Anzahl geschrieben worden ist, werden die meisten mit den gesammten Briefschaften der Gräfin vernichtet worden sein. Von Gedichten Goethe's an sie kennen wir jedoch noch zwei, deren erstes beim Antritt der Reise, welche die Gräfin Fritsch mit der Erbgrossherzogin nach Petersburg unternahm, das andere nach der Rückkehr von dieser Reise an die Freundin gerichtet wurde.

Weimar, den 12. November 1815.

Blumenkelche, Blumenglocken
Folgen Deinem Reiselauf;
Unter Schneegestöberflocken
Suchst Du mir was Liebes auf.

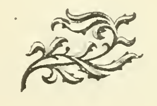
Den 6. December 1816.

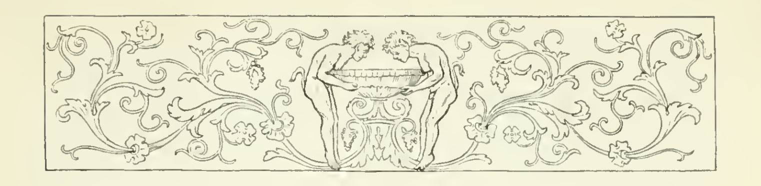
Dein Ostgeschenk weiss ich zu schätzen,
Von Westen sei Dir dies gebracht;
An Dank hab' ich schon viel gedacht,
Doch will sich's nicht in's Gleiche setzen.

In Goethe's grossem Maskenzug von 1818 bei Anwesenheit der russischen Kaiserin stellte Gräfin Fritsch die

Himmelskunde dar. Das letzte was wir über ihre Beziehungen zu Goethe kennen, ist, dass sie im Sommer 1827 Goethe'n einen Brief von Schelling überbrachte.

Vorstehende Mittheilungen sollen einen Beitrag bilden zu Vergegenwärtigung des Kreises, in dem Goethe in Weimar lebte. Da er in »Dichtung und Wahrheit« nichts, und in den »Tag- und Jahresheften« nur Einzelheiten daraus erzählt, so sind wir an Berichte seiner Zeitgenossen und an seine Briefe als Quellen für die Geschichte seines Wirkens und Webens in Weimar angewiesen. Das hier Mitgetheilte bringt zwar von den vorgeführten Personen die Beziehungen zu Goethe mit thunlicher Ausführlichkeit, jene selbst aber nur in schwachen Umrissen; doch glaubte ich die eingehende Schilderung der Personen Monographien überlassen zu sollen, wie Freiherr von Beaulieu Marconnay deren im »Archiv für sächsische Geschichte« (9. Band) über Thomas von Fritsch, über Friedrich von Fritsch in »Anna Amalia, Carl August und der Minister von Fritsch«, sowie über andere Söhne des Hauses in der »Allgemeinen deutschen Biographie« geliefert hat; weitergehende sind bereits handschriftlich vorhanden, deren Veröffentlichung sehr zu wünschen ist. Die deutsche Geschichte kennt wenig Mittelpunkte deutschen Lebens wie Weimar von 1775 bis 1832 es war, und eine solche wichtige Epoche kann nicht sorgfältig genug gepflegt und dargestellt werden.





3. Goethe und Christian Gottlob von Voigt der Jüngere.



ls die Goethe-Literatur von dem auch für sie zu früh verstorbenen O. Jahn abermals mit einem wichtigen Beitrag durch »Goethe's Briefe an Christian Gottlob von Voigt« bereichert worden war, konnte ich nicht unterlassen, in der »Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung 1868« (Nr. 52 bis 54) die Auslassung verschiedener brieflicher Mittheilungen zu bedauern, die dem Herausgeber zu Gebote gestanden hatten. Ohne dessen Zuthun sind aber noch viele andere Auslassungen dadurch herbeigeführt worden, dass ihm nicht alle Briefe Goethe's an Voigt zugänglich gewesen waren, indem letzterer einen guten Theil derselben von der Hauptmasse getrennt hatte, um sie in Bündel, zusammengehörige Geschäfts-Angelegen-

heiten betreffend, zu vereinigen. Solche abgesonderte Theile waren unter den von Jahn aufgenommenen Briefen z. B. die auf den Ilmenauer Bergbau, auf Vossens Anstellung in Weimar, und auf Goethe's Rücktritt von der Theater-Direction bezüglichen. Einige, die Gegenstände angehen, über welche sowol Goethe, wie Voigt mit Professor Eichstädt in Jena verhandelten, habe ich den Erläuterungen zu Goethe's Briefwechsel mit Diesem beigegeben. Überdies befinden sich noch verschiedene Briefe Goethe's an Voigt im Geheimen Archiv zu Weimar und in Privatsammlungen.

Im Nachstehenden theile ich theilnehmenden Freunden drei Briefe Goethe's mit, von denen einer an den Sohn des Minister von Voigt gerichtet ist, während die beiden andern zwar an letzteren selbst ergangen sind, aber den Sohn betreffen.

Über diesen, die gleichen Vornamen mit dem Vater führenden Sohn hat Jahn in dem gedachten Buche, S. 99 fgg., ausführliche Nachricht gegeben.

Wenn über dessen in Folge einer Gewaltthat französischer Befehlshaber am 19. Mai 1813 erfolgten Tod keine briefliche Äusserung Goethe's sich vorfand, so durfte dies wol auffallen und konnte unangenehm berühren. Goethe war ein paar Tage vor dem Todesfall nach Teplitz gereist, und es wäre eine unerklärliche Theilnahmlosigkeit gewesen, wenn er jeden Ausdruck des Mitgefühls für die beklagenswerthen ihm so befreundeten Eltern bis zu seiner Rückkehr, Ende August, verschoben hätte. Diese Blätter sollen die bezügliche Lücke in Goethe's Briefen an Voigt schliessen.

Zuvor einige Worte über Goethe's Verhältniss zu dem jüngeren Voigt.

In Goethe's Werken ist er wol nirgends, in seinen Briefen nicht oft erwähnt. In den Briefen an den Geheimen Rath v. Voigt werden ihm zwar die Grüsse mit gelten, welche Goethe in Briefen an letzteren dessen Angehörigen insgesammt zugehen lässt, besonders genannt ist er aber nur im Brief v. 25. Juli 1796, worin Goethe fragt, wie sich der junge Mann in der unlängst als Regierungs-Assessor angetretenen Staatsdienerlaufbahn befinde; im Brief v. 27. Mai 1804, worin Goethe den Aufschub seiner Reise nach Jena und die Absicht seines Besuchs ankündigt, um den aus Petersburg zurückgekehrten damaligen Regierungsrath zu sehen; im Brief v. 17. Juni 1806, worin Goethe schreibt, dass er denselben mit Vergnügen in Jena erwarte; im Brief v. 15. Mai 1810, worin Goethe die Angelegenheit einer jungen Clientin (die Sendung der Malerin Louise Seidler nach Dresden?) dem nunmehrigen Geheimen Regierungsrathe*) empfehlen lässt; endlich im Brief v. 26. November 1811, worin Goethe zu ebendessen zweiter Verheirathung Glück wünscht, auch in Aussicht stellt, dass er dem lieben Paar noch etwas Freundliches erzeigen werde.

In Briefen Goethe's an andere Personen kommt der jüngere Voigt nur vor im Brief an Schiller v. 2. December 1803, worin er erwähnt, dass Voigt ihn in Jena besucht und mit ihm über das Unternehmen der neu zu gründenden »Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung« Rücksprache genommen habe, — und im Brief an Frau v. Stein v. 28. Juli 1807, worin Goethe seine Freude über dessen Eintreffen in Karlsbad zu erkennen gibt.

Bei den Vorbereitungen zu Gründung und Einführung der genannten neuen Zeitschrift unterstützte der jüngere

*) »Geheimer Rath,« wozu Jahn ihn a. a. O. S. 100 befördert, war er nie.

Voigt Goethe's rege Thätigkeit namentlich bei Beseitigung der zu überwindenden Hindernisse, wie z. B. bei Führung des Zeitungskriegs mit der alten, von 1804 ab nach Halle übersiedelnden Allgemeinen Literatur-Zeitung. Ein Brief, den Goethe an den Regierungsrath Voigt schrieb, worin er über dieselbe scherzt, ist um so werthvoller, als er auf ein recht vertrauliches Verhältniss beider schliessen lässt; ein solches durfte man allerdings schon daraus entnehmen, dass dieser Voigt, ebenso wie sein Vater, 1808 als Mittelsperson sich thätig erwies, um die damals zwischen dem Herzog und Goethe über die Theaterdirection ausgebrochenen Zerwürfnisse wieder auszugleichen. — Im Allgemeinen ist jedoch kaum vorauszusetzen, dass Goethe mit dem jüngeren Voigt häufige Briefe gewechselt habe.

Dies ist nun der Brief:

Mit Dank, lieber Herr Regierungsrath, erwiedere ich Ihren Brief, und wünschte nur, dass Jena näher an Weimar läge, oder dass wir uns die Loderische Beweglichkeit zu eigen machen könnten.

Wenn das metallne Modell zur Medaille ausgearbeitet ist, so besuchen Sie mich wol, aber bei früher Tageszeit, und nähmen Ihr Mittagsessen mit bei dem Major, oder bleiben bei Nacht, wo für Sie und Ihre liebe Gesellschaft gut gesorgt sein soll.

Meine Büste möchte ich nur im äussersten Nothfall, so gern ich sonst willig bin, hergeben. Ein so guter Abguss wird schwerlich wieder hergestellt, und die Meinigen haben eine Art von Neigung zu diesem Exemplar, die bis an den Aberglauben grenzt,

die ich gern respectire. Übrigens liegt die Form von dieser Büste bei mir, woraus man allenfalls wieder einen Abguss nehmen könnte. Ich weiss nicht, ob sie Wolf oder Hoffmann bei ihrer Abreise an mich geschickt.

Da die Fabrik des **Alten Literarischen Zahnpulvers** nun völlig weggewichen, so muss man sehen, ob die Neue in Reinigung des Gebisses, welches die Autoren gewöhnlich vernachlässigen, eine bessere und durchgreifende Wirkung thut.

Bei meiner Überzeugung, dass jeder Mensch in der Welt sehr entbehrlich ist, muss ich mir eine Illusion machen, dass ich gegenwärtig hier nöthig sei; das kann man nur durch ununterbrochene Thätigkeit, worin mich eben Freund Meyer zu unterstützen kommt.

Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Vater, welcher ein kleines Packetchen mineralogisirenden Inhalts empfangen haben wird; die Masse der concernirenden Papiere ist schon in ein Kästchen eingeschlagen, das den nächsten Sandfuhren als blinder Passagier mitgegeben werden soll.

Es ist recht Schade, dass Ihre Bestimmung Ihnen nicht einen etwas weiteren Spielraum erlaubt; die jetzigen für uns und, wenn ich nicht sehr irre, für das Ganze bedeutende Momente liessen mich die Nähe einer jüngern Natur wünschen, wodurch manches

für den Augenblick belebt und für die Folge erhalten werden könnte.

Leben Sie indessen recht wol. Durch Meyers Ankunft und mancherlei Einschiebsel werde ich genöthigt früher, als ich wollte, zu schliessen.

Liebe und Vertrauen.

Goethe.

Jena, am 9. December 1803.

Der Brief an den Vater, Geheimen Rath v. Voigt, über den Tod des Sohnes lautet aber wie folgt:

Wie oft habe ich mich nicht schon hingesetzt, um Ihnen, verehrter Freund, ein Wort der aufrichtigsten Theilnahme zuzurufen und immer habe ich mich wie gelähmt gefühlt; es war mir nicht möglich, nur den mindesten Ausdruck meiner Gesinnungen zu finden. Jetzt erst, da Herr v. Wolfskeel mich versichert, Sie sähen es nicht ungern, wenn Freunde theilnehmend Ihres Verlustes gedenken, so gewinne ich es über mich, die traurige Pflicht nach langem Zögern zu erfüllen.

Im Augenblick, als die beiden Monarchen am Schwarzen Thor zu Dresden von der Menge erwartet wurden, gelangte zu mir ein dunkles Gerücht, was in Weimar am 18. April vorgefallen, und nach den unbestimmten Nachrichten musste ich befürchten, dass Ew. Excellenz Person gefährdet sei; und

wie musste dies die Sorge vermehren, die in mir aufstieg, als ich eine ungeheure, wilde Volksmasse in Sachsen und Thüringen eindringen sah! Ich dachte mir unsern Fürsten und das Land von Ihrer Vorsorge, Ihrem Beistande entblösst und sah alles so schwarz, dass ich mich kaum freuen konnte, persönlich so grossem Übel entgangen zu sein. In diesem Irrthum blieb ich mehrere Tage, bis mir die Aufklärung neuen Schmerz bereitete, indem der Nachricht von der Befreiung Ihres Herrn Sohnes die Nachricht von seinem Ableben auf dem Fusse folgte.

Und hier befinde ich mich wieder in dem Falle, dessen ich zuerst erwähnte. Was kann man hinzufügen, wenn die Sache ausgesprochen ist!

Als ich über den Sturz, wodurch Wieland und seine Tochter so sehr beschädigt wurden, äusserst betroffen und aufgeregt mich kaum zu fassen wusste, ward mir zuerst wieder einige Ruhe und Gleichmuth wieder*) hergestellt, als ich den leidenden Freund selbst, seine Heiterkeit, seine Geduld vor mir sah, die meinen ungebändigten Verdruss über diesen ungeschickten Schicksalsstreich augenblicklich beschämte. Und so nahe ich mich auch gegenwärtig Ihnen, Verehrtester, seitdem ich von unsern besuchenden Freunden vernommen, dass Sie Sich ununterbrochen und glücklich beschäftigen, Theilnahme und jenes traurige

*) Sic!

Andenken nicht mehr entschieden ablehnen, ja selbst in Erinnerung früher und hoffnungsvoller Zeiten Freude und Erquickung finden. So bewahrheitet sich denn abermals der paradox aufgestellte Satz, dass der eigentliche Trost nur von dem Leidenden, die Fassung nur von dem Beschädigten ausgehen kann.

Lassen Sie mich für diesmal schliessen und nur so viel von mir hinzufügen, dass äussere Ruhe und körperliches Wolsein mich diesmal hier sehr glücklich machen könnten, wenn nicht die Verdüsterung des politischen und militärischen Himmels und die Nähe so vieler unaussprechlich Unglücklicher jedes Behagen verscheuchte, dergestalt dass wir es uns zum Vorwurf machen in dem Moment, wo jedermann leidet und fürchtet, einige vergnügte Stunden zu geniessen, wie mir deren doch manche in den hiesigen Gebirgen gegönnt waren.

Der ich mich dringend empfehle

Goethe.

Teplitz, den 26. Juli 1813.

Als einige Monate später Voigt die auf seinen Sohn von Eichstädt geschriebene Denkschrift, welche Jahn a. a. O., S. 105, anführt, an Goethe geschickt hatte, schrieb dieser wiederum: *)

*) Nachstehender Brief ist abgedruckt in: »Eichstadii opuscula oratoria« p. 446.

Ew. Excellenz erlauben, dass ich nur mit Wenigem meinen aufrichtigen Dank abstatte für die baldige Mittheilung des fürtrefflichen Programms. Wollte ich Das, was daran zu loben ist, umständlich berühren, so würde ich doch nur schwach andeuten, was Ew. Excellenz am stärksten unter allen Lesern empfinden müssen; es war ein bittersüsser Genuss, unserm abgeschiedenen Freunde ein so würdiges und dauerndes Monument errichtet zu sehen. Es dürfte wol unmöglich scheinen, einen so zarten und von einigen Seiten bedenklichen Gegenstand mit mehr Sinn, Klugheit und Geschmack zu behandeln und ihn ohne Überladung so reichlich auszuschmücken.

Doch ich werde ins Besondere hingerissen; ich breche ab, das Weitere auf mündliche Unterhaltung aufsparend. Eine gute Übersetzung wird sich wol nöthig machen, welche freilich in gewissem Sinne Original sein müsste, weil vielleicht die Eleganz des Originals, aber wol schwerlich dessen römische Würde zu erreichen sein möchte.

Mich gehorsamst und angelegentlichst empfehlend

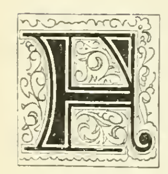
Goethe.

Weimar, den 18. September 1813.





4. Goethe mit Friedrich Krug von Nidda in Tennstädt.



riedrich Krug von Nidda (mit allen Vornamen: Friedrich Albert Franz) gehörte zu den zahlreichen Dichtern, welche im zweiten, dritten und vierten Jahrzehend unsres Jahrhunderts ein Bedürfniss waren, weil in der Regel alle nicht rein politischen oder wissenschaftlichen Zeitschriften unvermeidlich mit lyrischen Beigaben und überdies alljährlich eine Menge von Almanachen und Taschenbüchern, wenn nicht mit Gehalt, so doch mit Inhalt versorgt werden mussten. Über ihn findet sich Näheres in dem von ihm selbst herausgegebenen »Gedenkbüchlein oder Blicke durch's Leben« (1829), in den seinen »Nachlassschriften« (1855 bis 1857) beigegebenen Lebensnachrichten von Schmid, im »Neuen Nekrolog der Deutschen. 1843.« (S. 1208 flg.), im »Gesellschafter etc., herausgegeben von Gubitz. XXVI. Jahrgang.« (S. 57 flg. und 62 flg., »ein Denkstein« vom Baron von La Motte Fouqué), endlich im »Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung« von Goedeke (III. Bd. S. 765 flg.). Hier

mag nur im Allgemeinen bemerkt werden, dass er auf dem seinem Vater gehörigen Rittergut, dem Oberhof zu Gatterstädt im Fürstenthum Querfurth, am 14. Mai 1776 geboren wurde, nachmals in dem königlich sächsischen Chevaux-legers-Regimente von Polenz diente, in Russland während des Feldzugs von 1812 verwundet und gefangen wurde, später als Hauptmann seinen Abschied erhielt und dann in Gatterstädt der Dichtkunst, Schriftstellerei und vaterländischen Alterthumskunde bis zu seinem Tode, den 29. März 1843, sich widmete.

Goedeke verzeichnet elf Werke, welche von Krug bei seinen Lebzeiten besonders erscheinen liess: Epopöen, Erzählungen, Gedichte, ein Drama und obgedachtes Gedenkbüchlein. Wie gross aber die Zahl der Zeit- und Sammelschriften war, zu denen er beisteuerte, wird folgende Übersicht ergeben, deren Vollständigkeit nicht einmal behauptet werden kann: Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, herausgegeben von Kind; Salina; Taschenbuch der Liebe und Freundschaft, herausgegeben von St. Schütze; Zeitung für die elegante Welt; die Harfe, herausgegeben von Kind; Frauentaschenbuch; die Frauenzeitung; Minerva; die Wünschelruthe; Eos; Wiener Zeitschrift für Literatur und Kunst; Rheinisches Taschenbuch; die Vorzeit; Phöbe; der Gesellschafter, herausgegeben von Gubitz; Abendstunden der gebildeten Unterhaltung geweiht; Feierstunden, herausgegeben von v. Biedenfeld und Küffner; die Muse, herausgegeben von Kind; Berliner Taschenkalender; der Waisenfreund; Abendzeitung, herausgegeben von Th. Hell; Huldigung der Frauen, herausgegeben von Castelli; Berliner Musenalmanach; Morgenblatt für gebildete Leser; Mitternachtblatt, herausgegeben von Müllner; der Komet, herausgegeben von Herlosssohn.

Mit Goethe trat Krug von Nidda 1816 in Tennstädt in Berührung. Goethe hatte bekanntlich den Sommer dieses Jahres, wie schon die beiden vorhergegangenen, am Rhein zubringen wollen, hatte sich aber zur Einstellung dieser Reise bewogen gefunden, als er bei deren Antritt zwischen Weimar und Erfurt mit dem Wagen umgeworfen wurde, wobei sein Reisegefährte, Hofrath Meyer, Verletzungen erlitt. Um aber der ärztlichen Vorschrift einer Badecur nachzukommen, ging Goethe etwa den 24. Juli nach Tennstädt, um die dortigen Schwefelquellen zu gebrauchen, und verweilte dort bis zum 10. September, grösstentheils in Meyer's Gesellschaft.

Von diesem Aufenthalt erzählt Goethe in den Tag- und Jahresheften, dass er sich dort mit der ältesten thüringischen Geschichte, sowie mit den geologischen Verhältnissen der Gegend bekannt gemacht, verschiedene Ausflüge in die Umgebung unternommen, einem Vogelschiessen beigewohnt, Humboldt's Übersetzung des Agamemnon von Äschylus, sowie Niebuhr's Marcus Cornelius Fronto gelesen und »das Rochusfest« niedergeschrieben, den Besuch des Geheimen Raths Wolf empfangen, diesen aber — um sich nicht durch dessen Widerspruchsgeist seinen Geburtstag verbittern zu lassen — durch List am Morgen des 27. August wieder abzureisen vermocht habe. An Boisserée schreibt Goethe von seinem Umgang in Tennstädt im Allgemeinen, dass er einige bedeutende in- und auswärtige Männer dort gefunden. Dass Krug von Nidda zu den gleichzeitigen Badegästen gehörte, erzählt uns dieser selbst in dem »Gedenkbüchlein«, wo auch der Kreisamtmann Just und der Brunnenarzt als Bekannte Goethe's genannt sind. Weiteres über die damals dort verkehrenden Personen theilt ein hochgestellter und durch

vielseitiges Wirken ausgezeichneter Mann mit, der als fünfzehnjähriger Jüngling Goethe's Umgang dort genoss und gegenwärtig wohl als einziger Zeuge jener Tage übrig ist:

Johann Paul Freiherr von Falkenstein. Derselbe ist am 15. Juni 1801 zu Pegau geboren, promovirte in Leipzig 1822, worauf er sich dort als Docent der Rechte habilitirte, und 1824 zum Oberhofgerichtsrath ernannt, dann 1827 als Hof- und Justizrath nach Dresden berufen, und 1835 als Kreisdirector wieder nach Leipzig versetzt wurde. Von 1845 bis 1848 war derselbe Minister des Innern, von 1852 bis 1871 Minister des Cultus und öffentlichen Unterrichts, seitdem aber Minister des Königlichen Hauses.

Im Jahre 1816 gehörte von Falkenstein der Schule zu Rossleben an und verbrachte die Sommerferien im Hause des Kreis- und Rentamtmanns von Tennstädt, Cölestin August Just. Dieser am 11. November 1749 in Merseburg geborne Beamte erfreute sich in ganz Thüringen eines vorzüglichen, über seine Stellung weit hinausgehenden Ansehens und Vertrauens. Seinen wissenschaftlichen Geist bethätigte er ausserdem durch zahlreiche Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften; insbesondere liess er seine amtlichen Verhältnisse nicht ungenutzt für gelehrte Arbeiten. So war der Umstand, dass Karl Friedrich von Hardenberg (Novalis) unter seiner Leitung im Amte Tennstädt sich für den Staatsdienst vorbereitete, die Veranlassung, dass er dessen Leben schrieb; der Auftrag, der ihm die Verwaltung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Ganerbschaft Treffurt übertrug, bewog ihn die Geschichte derselben zu bearbeiten; die Wahl zum Coadministrator der Klosterschule Rossleben gab ihm Gelegenheit eine Schrift über dieselbe, sowie andere über

Erziehungswesen überhaupt zu verfassen. Und so in anderen Fällen. Im Jahre 1820 kam Just als Regierungsrath nach Erfurt, wo er am 21. März 1822 starb.

Der geistreiche Mann sprach Goethe sehr an; letzterer war täglich in seiner Gesellschaft, speiste häufig bei ihm zu Mittag und weilte auch die Abende meist in seinem Hause. Die geschichtlichen Studien desselben waren vielleicht auch Ursache, dass Goethe die thüringische Chronik in Tennstädt las.

Paul von Falkenstein aber begleitete Goethe'n gewöhnlich auf dessen Spaziergängen, wobei dieser nicht unterliess, ihn auf die Merkwürdigkeiten der Gegend aufmerksam zu machen. Namentlich beschäftigte den alten Herrn angelegentlich der unmittelbar vor Tennstädt liegende Bruchteich, ein kleiner See, der durch immer gleichmässig fliessende, stark Tuffstein absetzende Quellen gespeist und unverändert in derselben Höhe erhalten wird.

Seine Wohnung hatte Goethe im ersten Stockwerk des dem Amtsphysicus und Badearzt Karl August Schmidt gehörigen Hauses aufgeschlagen. Auch dieser war ein geistvoller, unterrichteter Mann, in dessen Umgang Goethe sich wohl fühlte und dessen Gastfreundschaft er ebenfalls oft genoss. Er war ein Bruder des weimarischen Regierungsraths, nachmaligen Geheimen Regierungsraths Christian Friedrich Schmidt und starb am 3. Mai 1839 als Kreisphysicus zu Erfurt. Ein anderer Tennstädter, der in demselben geselligen Kreis verkehrte, war der Acciscommissar und Steuerprocurator, spätere Hofrath Dr. Hans Georg Brandis.

Zur Unterhaltung der Badegäste, vielleicht aus Aufmerksamkeit für Goethe, spielte die fürstlich schwarzburg-sondershäusische Kapelle ein paar Mal in Tennstädt;

mit ihr der berühmte, auch Goethe's Bewunderung in Anspruch nehmende Flötenspieler Kaspar Fürstenau (geb. 26. Februar 1772 in Münster, gest. 11. Mai 1819 in Oldenburg).

Von auswärtigen Gästen, mit denen Goethe in Berührung kam, ist, ausser dem Legationsrath Johann Friedrich Justin Bertuch aus Weimar, noch zu nennen: Georg Anton von Hardenberg, der nächstälteste Bruder von Novalis, geb. am 28. Juli 1773 in Schlöben, hessischer Oberforstmeister; als Dichter unter dem Namen Sylvester aufgetreten, als preussischer Kammerherr und Landrath am 10. Juli 1825 in Oberwiederstädt, dem Familiengute, verstorben.

Was nun von Krug im »Gedenkbüchlein« über seinen Verkehr mit Goethe berichtet, mag hier wieder abgedruckt werden, da das Schriftchen schwer zugänglich ist. Nachdem er von seinem leidenden Zustand, einer Folge des russischen Feldzuges, gesprochen, fährt er fort:

»Da trat ein Ereigniss für mich ein, das fast orakelartig auf mein Inneres wirkte: Goethe ward als Brunnengast angesagt! und unverzüglich war mein Plan gemacht, von ihm, dem Hochgefeierten, die Prüfung meiner Fähigkeiten zu erbitten und hiermit die Entscheidung meines Berufs für die mir noch übrige Handvoll Jahre in seine Hände zu legen. — Ein Meerfels, von der Sonne beglänzt, von Zeit und Stürmen ungebrochen, erschien er eines Tages in unserer Versammlung, und die Würde und Sicherheit seiner Haltung, die milde Klarheit seines Blicks, die seine geistvolle Unterhaltung begleitete, ermuthigten mich, ihm nahe zu treten, um die Vergünstigung zu erlangen, ihn auch in seinem Hause zu sehen. Er empfing mich galant, als ich ihm bald darauf meine Aufwartung

machte und leitete das Gespräch mit den Worten ein, dass es ihm lieb sei, mich kennen zu lernen — eine Phrase, die vielleicht mehr als dieses war, da meine Erschöpfung ihn unwillkührlich weich gestimmt, ja ihm gesagt haben mochte, dass ich wohl nicht zu Denen gehöre, die nur um ihn gesehen zu haben, den Rubicon oder Canal übersetzen und dann diese Rubrik in ihrem Reisebuch austhun. Er rühmte die wohlthuende Stille des Badeorts, wie den Gehalt seiner Quelle, kam von den physischen auf die geistigen Eigenthümlichkeiten des Lebens, wo dann die Unterhaltung vom Kreisamtmann Just, dem Brunnenarzt und andern Ausgezeichneten, zuletzt auch auf Novalis überging, der einst, um sich als praktischer Jurist zu bilden, bei hiesigem Justizamt hospitirte und währenddem das schöne Verhältniss mit Fräulein Sophie von Kühn geschürzt, deren Bruder Georg, mit mir in einem Regiment dienend, ich einst zu meinen liebsten Freunden zählte. — Auf meine Frage: mit welcher poetischen Darstellung er während seiner Badecur sich zu beschäftigen gedenke? nannte er mir die Zusammenstellung seiner Werke, die bald darauf auch in zwanzig Bänden bei Cotta erschienen, und als ich ihm zu so viel Trefflichem Glück gewünscht, womit er den deutschen Parnass bereits beschenkt, versetzte er mit der Bescheidenheit des ersten Verdienstes: »Man ehrt mich zu hoch! Ich habe mit meiner Zeit gelebt und verkehrt und Einer hat sich an dem Andern erhoben. Den Vorderen sind wir auf die Schultern gestiegen, sahen hierdurch vielleicht etwas weiter als sie und so gestaltete sich manche neue Erscheinung.« — Jetzt fiel ihm auch ein, meine Namenschiffre schon unter poetischen Versuchen gesehen und Einiges nicht ohne Antheil gelesen zu haben; ja, als ich

ihm meine Liebe zur Kunst gestand und meine damals neueste Arbeit (Florian's »Gonsalvo von Cordova« in deutsche Octaven umzubilden) nannte, liess er sich meine Kühnheit gern gefallen, ihm einen Probegesang zur Durchsicht mitzutheilen, verheissend, mir sein Endurtheil auf keinen Fall verhehlen zu wollen. Nach angehender Dichter Art, ihr Liebstes stets am Herzen zu tragen, überreichte ich ihm auch sofort mein Gedicht, empfahl mich jedoch schon den nächsten Moment, nachdem mir noch die Erlaubniss zu Theil geworden war, bald ungemeldet wiederzukommen; eine Vergünstigung, die ich späterhin mit wahrem poetischen Heisshunger nützte. — Ein ungemein artiger Gegenbesuch, der mich nach wenigen Tagen beglückte — wie Goethe überhaupt weit minder förmlich als in Weimar, fast jedem Gebildeten diese Ehre erwies — gab mir noch mehr Gelegenheit, als bei der ersten Unterredung, den Dichterfürsten vom Weltmanne zu trennen, und als er mit nur zu schonendem Urtheil über meine Stanzen zuletzt mit der erhebenden Äusserung schloss: »Sie haben Octaven darunter, um die man Sie beneiden könnte!« war meiner Idee zufolge mein Glück gemacht und rasch entschied ich mich, ihm meine Arbeit zuzueignen, was einige Monate später auch geschah und mir einen schriftlichen Dank des Gefeierten einbrachte, dess nähere Mittheilung man mir billig erlässt. — Es würde mir leicht sein, aus meinem späteren Zusammensein mit Goethe noch manches Ansprechende auszuheben, wozu theils Erinnerungen seiner italienischen Reisen, Streiflichter seines geologischen und naturhistorischen Wissens und Ansichten über die Literargeschichte des Tages mehr als genügenden Vorwurf boten, sowie nicht minder manch Beherzigenswerthes über den weisen Gebrauch der Trope, zumal in der Stanzen-

form, mir Stoff zu weiterem Nachdenken lieh; doch, um mich kurz zu fassen, sei nur das Resultat seines Wohlwollens in den einfachen Scheidegruss gefasst, mich fernerhin den Musen zu widmen, die mich gewiss nicht verstossen würden, sofern ich mich ihnen ganz hingeben wolle. Ja, als ich ihm vier Jahre später ein Exemplar meiner Gedichte sendete, schrieb er mir folgende herzliche Zeilen, mir werther als die wortreichste Recension:

»Jedwedem wünsche ich Glück, den die Muse begünstigt; denn ich weiss, was mir eine solche Geneigtheit zeitlebens war und bleibt. Auch Ihnen, der Sie so viel gelitten, gönne ich von Herzen diesen aus eigner Thätigkeit hervorquellenden Trost, den Ersatz für so Vieles, was hinter uns blieb. Möge ich immer vernehmen, dass Ihnen eine so einzige Quelle nie versiegt und dass Sie meiner freundlichst gedenken.«

Die oben erwähnte Erwiderung Goethe's auf die Zusendung des »Gonsalvo von Cordova«, kann nur nach einer Abschrift mitgetheilt werden, die Friedrich von Krug seinem Bruder Karl schickte; vorher finde aber auch noch der Auszug aus einem an denselben Bruder gerichteten Briefe Platz, den ersterer aus Tennstädt am 14. August 1816 schrieb:

»— Unter allen Freunden kann ich Dir nur Einen merkwürdigen, doch in diesem den würdigsten Repräsentanten der deutschen Poesie (wie ihn Madame Stael nennt), ein ganzes Dichterrepositorium nennen. Ich habe nicht mehr nöthig, Goethe's Namen auszuschreiben und Du wirst Dich nicht wenig wundern, dass dieser sehr leuchtende Stern sich in die Tennstädter Wüste verirrte. Und dennoch ist es so! Goethe lebt nun bereits drei volle Wochen unter uns und keineswegs so hermetisch

verschlossen, als es in Weimar der Fall sein soll. Ich habe ihm, wie sich's versteht, den ersten Besuch gegeben und ihm von Zeit zu Zeit Beweise meiner hohen Achtung an den Tag gelegt, doch auch die Befriedigung und den hohen Trost daraus gewonnen, dass ich trotz meiner namenlosen dichterischen Existenz ihm keineswegs ganz unbekannt war und mehrere meiner kleinen Bildungen von ihm mit Zufriedenheit betrachtet wurden. Ich übergab ihm z. B. die zwei ersten Gesänge des »Gonsalvo« — der nun schon längst beendigt nur eines günstigen Verlegers harrt — zu prüfendem Urtheil, und er hat dies so günstig ausgesprochen, dass ich mich hoch dadurch erhoben fühle und keinen Tag der vielen Tage für verloren halte, die ich an dieser Arbeit zubrachte.«

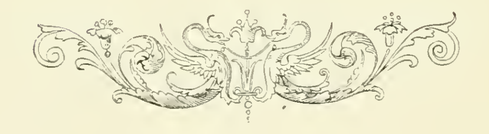
Es folgt nun Goethe's Dankbrief für den »Gonsalvo«, zu dessen Verständniss nur noch zu erwähnen ist, dass der Dichter die Übersetzung grösstentheils während seiner russischen Gefangenschaft ausführte.

Ew. Hochwohlgeboren

angenehme Sendung ist mir in Jena geworden, wo ich eingedenk früherer Zeiten der akademischen Musse Freiheit und Belehrung geniesse. Ich danke zum allerbesten für die angenehme Unterhaltung, die Sie mir abermals und vollständig geben und welche mir doppelt erfreulich ist, da ich bei persönlicher Bekanntschaft auch in der Abwesenheit Ihr Talent und anhaltenden Fleiss desto theilnehmender bewundern kann. Ich wünsche dieser Arbeit im Allgemeinen die Aufnahme, die sie bei mir findet, wenn

ich mich gleich dabei immer fragen muss, ob mich Ihre freundliche Zuneigung nicht besteche. Allein es scheint mir, als wenn ich auch ganz fern der Person, an dem Werke selbst unparteiische Freude würde gehabt haben. Rührend ist es zugleich, wie ich nicht verschweigen darf, wenn ich denke, welchen traurigen Zustand Ihnen die Muse überstehen half, und wie das Talent der sicherste Schutzgeist bleibt, uns über dornige Lebenspfade nicht nur hinüber zu geleiten, sondern sogar dieselben zu schmücken. Möge dieser gute Genius bis an das Ende nicht von unserer Seite weichen.

Jena, den 17. Mai 1817.





5. Goethe und die Fikentscher.



Mustern wir die Namen der zahllosen Personen, von denen bekannt ist, dass sie mit Goethe in Verkehr standen, so wird uns die Wahrnehmung überraschen, wie die bedeutendsten Männer und Frauen seiner Zeit aus allen gebildeten Völkern mit ihm brieflich oder persönlich in Verbindung kamen, indem meistens jene es waren, welche den grossen Mann aufsuchten und namentlich später in Weimar eine »Zusammenkunft der Renomméen« herbeiführten, wie sie selten oder noch nie um einen Menschen sich schaarten, zu dem nicht Eigennutz trieb.

Aber auch Goethe war nicht müssig Personen auszuspähen und festzuhalten, die in wissenschaftlichen oder künstlerischen Bestrebungen mit ihm Hand in Hand gehen konnten. Davon zeugt der unendlich ausgebreitete Briefwechsel, der — allerdings in einem Zeitraum von 60 Jahren und einschliesslich freundschaftlicher und herzinniger Verbindungen — bis jetzt an die 700 bekannte Adressaten aufweist.

Zu den gelegentlich eingeleiteten Verbindungen Goethe's gehört auch die mit der Familie Fikentscher*) in Redwitz.

Goethe war 1820 in Eger mit dem dortigen Magistratsrath Grüner bekannt geworden, der sich bereit und geschickt fand, auf des Dichters mineralogische Forschungen einzugehen und ihm dabei hilfreich zu sein. Mit ihm machte Goethe Ausflüge in die Umgegend, dabei bemüht, Land und Leute, namentlich die verschiedenen Gewerbthätigkeiten kennen zu lernen.

Ein solcher Ausflug wurde am 10. August 1822 nach dem in der geraden Linie wenig über 3 Meilen, wegen Benutzung von Chausseen aber etwa 4 Meilen von Eger entfernten Redwitz verabredet, woselbst ein mit Grüner verschwägerter Freund desselben, Wolfgang Fikentscher, eine Fabrik besass.

Wolfgang Kaspar Fikentscher war zum guten Theil ein selbstgemachter Mann. Er war am 3. Mai 1770 in dem damals unter böhmischer Landeshoheit stehenden Städtchen Redwitz als Sohn eines Bäckermeisters geboren und genoss seinen ersten Unterricht in der dortigen lateinischen Schule. In seinem zwölften Jahre kam er auf ein halbes Jahr zu seinem Oheim Dr. med. Miedel nach Weiden und besuchte während dieser Zeit dort die Schule. Dr. Miedel besass eine Apotheke, die er auch selbst verwaltete; die darin ausgeführten Arbeiten zogen den jungen Fikentscher so an, dass er sich entschloss, Pharmaceut zu werden. Behufs Ausbildung für diesen Beruf wurde er in seinem vierzehnten Jahre in eine Apotheke zu Nürnberg in die Lehre gegeben. Hier beschränkte er sich aber nicht auf Verrichtung seiner Geschäfte, sondern benutzte

*) Sprich: Fikéntscher.

seine Freistunden zum Studium der wichtigsten chemischen Schriften. Er konnte dies zum Theil nur verstohlen ermöglichen und hielt sich z. B. Nachts deshalb im Kamin auf, damit sein unerlaubtes Wachbleiben nicht durch das Licht verrathen würde.

Bei seiner Rückkehr ins Vaterhaus 1788 nahm Fikentscher von einem Winkel desselben Besitz, um für den Handel Präparate herzustellen, die in den Apotheken gebraucht werden. Er erzielte damit so bedeutenden Erfolg, dass er schon nach einem halben Jahre ein eignes Laboratorium herzustellen und seine Geschäftsreisen bald bis Wien auszudehnen sich veranlasst fand. Schon in den Jahren 1794 und 1795 konnte er von dem Erworbenen sich ein ansehnliches Wohnhaus erbauen. Das Gebiet seiner Fabrikation von Chemikalien erweiterte er fortwährend; so unternahm er die Erzeugung verschiedener Quecksilberverbindungen, erbaute von 1825 bis 1836 vier Bleikammern zur Erzeugung von Schwefelsäure und legte überdies 1814 zunächst mit vier Theilhabern im sogenannten Reichsforste eine Glashütte an; seit 1817 arbeitete jeder dieser Theilhaber auf eigne Rechnung.

Bei allen diesen Gewerbserzeugnissen benutzte Fikentscher die neuesten Entdeckungen der Chemie, denen er mit ununterbrochener Aufmerksamkeit folgte und dadurch in der Lage war, besser und billiger arbeiten zu können, als seine weniger wissenschaftlichen Arbeitsgenossen. Dabei blieb Gewissenhaftigkeit sein oberster Grundsatz, und er erreichte dadurch, dass seine Fabrikate weit und breit berühmt waren. Der Werth seiner Erzeugnisse erreichte im letzten Jahre seines Lebens den Betrag von 160,000 fl. südd. W. (rund 275,000 Mark). Die Grundfläche der von Fikentscher zu seinen Fabriken in Redwitz (also ausser

der Glashütte) errichteten massiven Gebäude betrug an zwei bayerische Tagwerke ohne die Hofräume.

Auch im Gemeinde- und Staatsleben war Fikentscher thätig; er wurde 1806 in den Magistrat seiner Vaterstadt gewählt, bekleidete von 1809 bis 1824 die Stelle des Bürgermeisters und gehörte seit 1828 der Kammer der Abgeordneten des Königreichs Bayern an.

Seit 1796 war er mit Margaretha Barbara Grüner aus Wunsiedel verheirathet, die 1825 starb; er selbst verschied am 7. März 1837 in Redwitz.

Fikentscher war in jeder Hinsicht ein ausgezeichneter Mann. Für seine bedeutende Befähigung und seine unermüdliche Thätigkeit zeugen die Erfolge seiner Unternehmungen. Die Klarheit seines Geistes war so entschieden, dass er für Verworrenheiten ganz unzugänglich war; seine Offenheit liess ihm auch im Geschäft keine Geheimnissthuerei zu; seine Sittlichkeit war ohne Tadel; seine Menschenfreundlichkeit bewog ihn zu eingehendster Fürsorge für seine Arbeiter, deren Gesundheit er so geschickt durch Vorkehrungen zu schützen wusste, dass selbst die mit Bereitung von Quecksilberpräparaten Beschäftigten keinen Nachtheil davon erlitten.

Neun Kinder entsprossen der Ehe Fikentscher's, der Reihe nach folgende: *)

Georg, der, geboren am 26. Januar 1798, Arzt, zuerst in Selb, war und 1864 als Kreisphysikus zu Wunsiedel starb;

Friedrich Christian, geboren am 15. November 1799, von welchem nachher ausführlicher die Rede sein soll;

*) Ungenau sind die Angaben in: »Goethe's Werke. Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe. XXVII. Theil. 1. Abtheilung etc. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von W. Frh. von Biedermann. Berlin. Gustav Hempel.« (Seite 603 f.)

Henriette Katharina, geboren 1801, lebt in Puchhof;

Matthias Wilhelm, geboren den 27. August 1803, seit 1848 Fabrikbesitzer in Redwitz, lebt in Regensburg;

Rosalie, geboren den 20. Mai 1805, verehelichte Dr. Reuss, Wittwe seit November 1858, gestorben zu Augsburg am 13. November 1876;

Christiane, geboren 13. Juli 1807, vermählt 1838 mit Dr. Emil Maximilian Dingler, dem Sohn des ersten Herausgebers des »Polytechnischen Journals« und dessen Nachfolger, Wittwe seit 9. October 1874;

Friedrich Georg Joseph, geboren 19. October 1810, Zuckerfabrikbesitzer in Regensburg, starb 19. Mai 1879;

Auguste, geboren 16. Juli 1812, verheirathet mit Dr. med. Abel in Marienbad, Wittwe seit Mai 1850;

Johanna, geboren 22. Februar 1814, Gattin des Fabrikbesitzers Huscher in Asch.

Von diesen Kindern waren im August 1822 alle Töchter, von den Söhnen aber nur Friedrich Christian anwesend. Der letztere hatte sich ebenfalls zum Chemiker ausgebildet und war dann in das väterliche Geschäft eingetreten. Zu seiner weiteren Ausbildung besuchte er 1824 Paris, und ging 1830 mit seinem Bruder Wilhelm nach England. Erst spät dachte er daran, ein eignes Geschäft zu gründen und zwar zu Zwickau in Sachsen. Der Bau der Fabrik, die er hier zu errichten beschloss, begann 1846; nach ihrer Fertigstellung 1848 siedelte er nebst seiner Familie nach Zwickau über.

Zunächst hatte Fritz Fikentscher hier nur die Fabrikation von Glas und den dazu nöthigen Stoffen, wie Schwefelsäure, Salzsäure und von Quecksilberpräparaten, sowie Weinsteinsäure, Chlorkalk und Alaun ins Auge gefasst. Später kamen noch andre chemische Producte hinzu; so die Herstellung von Kochsalz und Arseniksäure aus

Kohlenschachtwasser. Im Laufe der Zeit wurde jedoch die Mehrzahl dieser Fabrikationszweige wieder fallen gelassen, theils aus dem allgemeinen Grunde, dass bei veränderten Gewerbsverhältnissen eine Fabrik nur durch Beschränkung auf einzelne Gegenstände gedeihen konnte, theils aus besondern, durch die Concurrenz bedingten Ursachen. Dagegen bildete Fikentscher eine andre Fabrikation heraus: die von Thonwaaren aller Art. Die Veranlassung dazu gab der eigne Bedarf in der Fabrik an Steingefässen, Chamottesteinen und Mauerziegeln; die bedeutendste Leistung in diesem Gebiet wurde aber die Erzeugung von Thonröhren, wodurch sich die Fabrik den ausgebreitetsten Ruf erwarb.

Diese rastlose umsichtige Thätigkeit Fritz Fikentscher's erklärt es, dass das »Dresdner Journal« bei Meldung seines Todes sagen konnte: »Er war einer der geachtetsten Industriellen Deutschlands, ein Mann, der wie nur sehr Wenige Wissenschaft und Leben zu vereinigen wusste.« Ein geistvoller Mann sagte einmal: »Wenn Fikentscher spricht, so möchte man ihm bei jeder Äusserung zurufen, einzuhalten, damit man das Gesagte erst geniessen könne.« König und Mitbürger zeichneten ihn aus: jener 1850 durch Verleihung des Königlich sächsischen Verdienstordens, diese durch seine Erwählung zum Landtagsabgeordneten seit 1854. Er starb zu Zwickau am 9. August 1864. Fritz Fikentscher war zweimal verheirathet, zuerst mit einer Tochter des Professor Trommsdorf.

Dieser Fikentscher also und sein Vater waren es, welche Goethe im August 1822 fünf Tage in Redwitz fesselten. Er erzählt selbst in seinem Reisetagebuch,*) dass er am

*) Goethe's Werke, XXVII. Theil, 1. Abtheilung etc. Herausgegeb. etc. von W. Frh. v. Biedermann. Berlin, Gustav Hempel. S. 345—350.

13. August Abends 8 Uhr in Redwitz angekommen und von Herrn Fikentscher nebst Familie wol empfangen worden sei. Das Gespräch an diesem ersten Abend bewegte sich um die frühern und die jetzigen Verhältnisse von Redwitz, welches Städtchen ein Besitzthum der Stadt Eger gewesen war und zu Böhmen gehört hatte, 1816 aber an Bayern abgetreten worden war, wodurch die Verkehrsverhältnisse des Orts manche Störungen erlitten hatten. Wurden einerseits diese beklagt, so gab doch andrerseits der Umstand, dass Redwitz früher auch unter der Polizeigewalt der Stadt Eger, demnach unter dem Rath Grüner gestanden hatte, zu scherzhaften Vergleichungen zwischen damaliger und jetziger Verwaltung Anlass und erheiterte die Unterhaltung.

Goethe's Erzählung seines Aufenthalts bei Fikentscher zu Redwitz gehört hierher nur, soweit sie dessen Person und seine Familie betrifft, wogegen die Darstellung der Gegend, der Fikentscher'schen Besitzung, der Fabrikanlagen und der Fabrikation an diesem Orte übergangen werden wird. Es ist daher daraus zunächst zu erwähnen, was Goethe über die Familie unterm 14. August sagt: »Den Haus- und Hofherrn Fikentscher bezeichne als einen Funfziger, der in Nordamerika mit eigenen Kräften und Mitteln grosse Landstrecken urbar gemacht und beherrscht hätte, es aber freilich hier im cultivirtesten Lande, obgleich zwölfhundert Fuss über der Meeresfläche, viel besser hat. Die häusliche Einrichtung gleicht aber jener über dem Weltmeer, wo man sich seine eigene Dienerschaft erzeugt. Mutter und zwei erwachsene, sehr hübsche Töchter, einfach aber elegant gekleidet, bedienen freundlich und anständig den Tisch, dazwischen sich niedersetzend und mitspeisend; zwei jüngere wachsen heran, zu jener An-

stelligkeit sich bereitend. Von fünf Söhnen ist nur einer zu Hause, der älteste als Arzt in Selb angestellt, die drei jüngeren *) in Erlangen zur Schule und zur Apotheker-kunst durch Martius, den Vater des brasilianischen Reisenden, angehalten. Der nunmehr ältere, ein junger, lieber Mann von zweiundzwanzig Jahren, hatte schon früher beim Vater, der zuerst Apotheker gewesen, sich in diesen Künsten unterrichtet, sodann aber bei Trommsdorf im Erfurt'schen einen jährlichen Cursus durchlaufen, ist in der neuen Chemie ganz unterrichtet, indem das Haus auch die nothwendigen Journale hält, um einer Wissenschaft in ihrem Gange zu folgen, die bei solchen Unternehmungen im Grossen von der höchsten Wichtigkeit ist, wie man an den Operationen sieht, die mir freundlich und umständlich mitgetheilt worden. — Wir besahen das Mineraliencabinet des Sohnes, welches, obgleich nur vor wenig Jahren angelegt, schon sehr gute und wohlgeordnete Stufen besitzt; überall bemerkt man Geschick und Nutzbarkeit, auch zeigen sich die höheren chemischen Zwecke bei geologischen und oryktognostischen Bemühungen. — Nach Tische fuhr Polizeirath Grüner weg, und ich ging mit dem Hausvater auf die nordwestliche Höhe über der Stadt, wo der Berg, Cossain genannt, im Südosten stehend, einen Theil des Zirkels schliesst, das Fichtelgebirge verdeckt ist, die Bergesreihe hingegen, welche das Egerland gegen Norden umgiebt, in der fernsten Bläue zu sehen ist.«

Am 15. August fuhr Goethe früh 8 Uhr mit Fritz Fikentscher nach der Glashütte, welche vier Theilhabern, unter denen Wolfgang Fikentscher, gemeinschaftlich gehörte, jedoch so, dass jeder derselben der Reihe nach gesondert

*) Irrthum: es waren nur zwei.

arbeitete. In der Hütte fand Goethe zufällig zurückgelegte, schnell gekühlte kleine Glaskolben, deren ausgeschnittener Boden die entoptische Farbenerscheinung trefflich gab, wozu ein ganz reiner Himmel vollkommen begünstigte. Es wurde sodann ein Glasstab absichtlich schnell verkühlen gelassen und seiner Gestalt gemäss höchst schön entoptisch gefunden.

Ueber die Heimfahrt bemerkt Goethe: »Wir fuhren den schrecklichen Weg zurück, und ich wäre der Mittagshitze ungeachtet den Berg gern hinabgegangen, hätte mein junger Begleiter sich nicht vor kurzer Zeit auf einer Fussreise an dem Hacken beschädigt.«

Dann heisst es: »Mittags mit der Familie. Zustände früherer Zeiten sowohl auf die Stadt, als die Einzelnen bezüglich wurden durchgesprochen. Sodann wendete man sich zu chemischen Versuchen.« Es galt nämlich theils Gläser herzustellen, welche bei hellem Grunde gelb, bei dunklem blau erschienen, theils solche, welche die entoptischen Farben zeigten. Goethe stand im weissen wollenen Schlafrock stundenlang mit Fritz Fikentscher an der Muffel und verfolgte die ihn für seine Farbenlehre so werthvolle Herstellung. Als ihm mitgetheilt wurde, dass für den Abend dieses Tags Gäste in's Haus gebeten seien, wäre er gern weggeblieben; als er jedoch die Verlegenheit über diese seine Absicht bemerkte und auf Fragen erfuhr, dass die Gesellschaft seinetwegen geladen sei, gab er zwar das Vorhaben gänzlichen Wegbleibens auf, zog sich aber bei Zeiten zurück, indem er Fritz F. mit einem »Kommen Sie, Freundchen!« aufforderte, ihm zu folgen. Als Anwesende nennt Goethe: Inspector Schlommer, Syndicus Schmalz und Actuar Schnetter; das Gespräch drehte sich wieder um vergangene und gegenwärtige Verhältnisse bezüglich Redwitz.

Freitag den 16. August war wieder ganz den pyrotechnischen Versuchen gewidmet. Die trüben Scheibentäfelchen gelangen zuletzt in allen Abstufungen vortrefflich, da Fritz F. eine leichte Methode erfand, das Glas zu trüben; sie wurden zu Dutzenden fertig. Goethe erklärte dadurch einen seiner sehnlichsten Wünsche erfüllt. Die entoptischen Blättchen liessen zu wünschen übrig; doch wurden zwei schwarze Spiegel kunstgemäss gefertigt und das entoptische Gestell, wie Goethe es in der Farbenlehre angegeben hat, aufgerichtet, um dem Vater und Sohn Fikentscher die entoptischen Erscheinungen vorzuführen und sie zu befähigen, auf den eigentlichen Zweck der angeregten Verfertigung entsprechender Gläser loszuarbeiten.

In der Familie waren wiederum die sonstigen und dermaligen Staatsverhältnisse, soweit sie Redwitz berührten, Gegenstand der Gespräche.

Am 17. August wurden die trüben Täfelchen gemustert und die meisten trefflich gefunden. Das Durchglühen und rasche Abkühlen der zu Hervorbringung der entoptischen Erscheinungen bestimmten Gläser wurde fortgesetzt und gelang allmälig besser. Die Atmosphäre war übrigens an diesem wie am vorhergehenden Tage den Versuchen nicht günstig.

Vor Tische unterhielt sich Goethe mit dem Vater Fikentscher über mancherlei, z. B. über das Verhältniss der Protestanten zu den Katholiken in Bayern. Mittags kam der Zustand von Kulmbach zur Sprache. Nachmittags wurden die chemischen Versuche fortgesetzt. Abends blieb Goethe für sich und dictirte seinem Kammerdiener Stadelmann Briefe.

Am Sonntag berichtigte er das Dictirte und packte die Glastäfelchen ein. Dann kamen Polizeirath Grüner und

seine Frau wieder in Redwitz an. Er dankte jenem für die ihm verschaffte Bekanntschaft mit Fikentschers und erzählte von dem Erwerb der letzten Tage; mit Fikentscher dem Vater sprach er über das Chemisch-technische seiner verschiedenen Fabrikationen.

Bei Tisch war die Unterhaltung lebhaft. Wiederum gedachte man der vergangenen Zeiten von Redwitz, welche die Alten nicht vergessen können, obschon die Jungen sich behaglich in's Neue finden. Mit Grüner gab's dialektische Scherze. Auf den Vorwurf, dass Redwitz eigentlich niemals eine Polizei gehabt habe, wurde erwidert, dass eben desshalb Bier, Fleisch und Brod ohne Tadel, Kaffeebrödchen wie nirgends seien.

Nachmittags 4 Uhr trat Goethe mit Grüners die Rückfahrt nach Eger an. Wie höchlich ihn der Aufenthalt bei Fikentschers befriedigte, sagt er nicht allein in seinem Reisetagebuch, das er der Grossherzogin von Weimar zugehen liess, sondern auch in Briefen an Major von Knebel und an Graf Kaspar von Sternberg vom 23. und vom 26. August 1822.

Obwohl Goethe nicht wieder nach Redwitz kam, so blieb er doch mit Fikentschers in dauernder Verbindung. So erbat er sich durch Brief an Rath Grüner aus Marienbad vom 13. August 1823 von Fritz F. geographische Barometerdarstellungen für die letzte Zeit, und am 22. desselben Monats traf er mit diesem in Eger bei Grüner zusammen. In demselben Jahr empfing er von demselben Mineralien des Fichtelgebirgs. Werthvolle Zeugen von Goethe's Verkehr mit Fikentschers sind aber mehrere Briefe, die er an Vater und Sohn schrieb. Dieselben sind nachstehends abgedruckt und zwar fünf nach den im Familienbesitz befindlichen Originalien, die wie gewöhnlich

dictirt und von Goethe nur unterzeichnet sind, der erste Brief aber nach dem Entwurf, der sich in der reichen Sammlung des Geheimen Rath Dr. von Loeper, befindet.

1. *An Fikentscher, Sohn.*

Ihre reiche und höchst willkommene Sendung, mein Werthester, ist seiner Zeit glücklich bei mir angekommen und freut mich doppelt, da sie meine Sammlungen ergänzt und mich zugleich an die schönen Tage erinnert, die ich im Kreise Ihrer werthen Familie zugebracht. Empfehlen Sie mich allerseits und nehmen beikommende Stufen mehr als Zeugniss meines dankbaren Andenkens, als für ein Äquivalent Ihrer bedeutenden Gaben; erinnern Sie Sich dabei eines aufrichtig Theilnehmenden, der nichts mehr wünscht, als im nächsten Jahre abermals einige Zeit in Ihrer Nähe zu verleben und sich einer an der Hand des theoretischen Studiums immer fortschreitenden technischen Thätigkeit als Augenzeuge zu erfreuen.

Weimar, den 10. November 1822.

Zu bemerken ist hierbei, dass Goethe für das fünfte Wort dieses Briefes »interessante« dictirt, und dies zu Beseitigung des Fremdwortes zuerst eigenhändig in »bedeutende« geändert hatte; letzteres änderte er zuletzt, da es weiterhin noch einmal vorkommt, in »willkommene« ab.

2. *An Fikentscher, Sohn.*

Sie haben, mein Werthester, erlaubt, dass ich in einer Angelegenheit, die zwar nicht von Bedeutung,

aber doch für mich von Belang ist, Ihre Gefälligkeit zu weiterer Besorgung anspreche.

Hierbei folgen die Zeichnungen von mehreren Sorten von Gläsern, anatomischen und naturhistorischen Zwecken bestimmt, welche Sie die Gefälligkeit haben wollen, auf der genannten Glashütte ohne Weiteres zu bestellen, auch die Förderung der Arbeit bestens zu empfehlen.

Indessen wünschte zu meiner Kenntniss die Preise der Gläser zu erfahren, nicht um die Arbeit aufzuhalten, sondern nur die Behörde anzuweisen, was sie nach glücklicher Ablieferung der Glaswaaren zu bezahlen habe.

Ferner möchte benachrichtigt sein, auf welchem Wege man die Bezahlung wünscht, welche von uns an jedem Handelsorte geleistet werden kann; denn wie es manchmal geschieht, dass dem Fuhrmann die Zahlung zu erheben aufgetragen ist, hab' ich in solchen Fällen unbequem gefunden, weil die subalternen Personen sich nicht immer berechtigt finden und daher Stocken und Saumsal entsteht.

Zu adressiren wäre die Sendung an: Michael Färber, als Schreiber angestellt bei den Grossherzoglichen Museen zu Jena.

Könnt' ich die Zeit erfahren, wann ungefähr die Sendung zu erwarten stünde, so würde dieses das kleine Geschäft noch sicherer machen.

Noch einen Umstand wünscht' ich zu erfahren: zu welcher Zeit nämlich eine fernere Bestellung dem Glasmeister angenehm wäre, da ich mich erinnere, dass nicht zu allen Jahreszeiten dergleichen Arbeiten zu verfertigen vortheilhaft ist.

Sollte Ihnen, mein Werthester, noch irgend etwas beigehen, das bei der weiten Entfernung die Communication leichter und sicherer erhielte, so würden Sie mich sehr verbinden, wie ich denn auch zuletzt noch die Adresse der Glasfabrik zu allenfallsigen unmittelbaren Bestellungen erbitte, nicht minder nach vollendeten Arbeiten die Zeichnungen wieder zurückwünsche.

In Hoffnung bei meiner Zürückkunft nach Eger das Nähere bestimmt zu sehen und, wenn meine Wünsche gelingen, von Ihnen persönlich das Weitere zu erfahren.

Dass Ihr Herr Vater, wie in Eger der Fall war, mit seiner Cur noch immer zufrieden sein möge, wünsche von Herzen und empfehle mich allerseits:

ergebenst

J. W. v. Goethe.

Marienbad, den 13. Juli 1823.

Soeben als Gegenwärtiges abgehen sollte, erhalte ich Ihr schnell gefördertes Schreiben, wofür ich ganz besondern Dank sage; denn es gibt den schönsten Beitrag zu denen von mir gesuchten und gesammelten Erfahrungen. Dass Sie schon einiges Glaswerk zur

Probe bestellt, ist mir sehr angenehm; denn auch dies können wir brauchen. Mit der Sendung und was daraus folgt, bitte zu verfahren wie gegenwärtiges Blatt anzeigt. Die barometrischen Mittheilungen bitte fortzusetzen. Schönstens grüssend, das Beste wünschend

Marienbad, den 13. Juli 1823. G.

Im neunten Absatz vorstehenden Briefes hat Goethe »das Nähere« eigenhändig für das vom Schreiber gesetzte »näher« berichtigt.

3. An Fikentscher, Vater und Sohn.

Adresse, anscheinend von Goethe geschrieben:

Denen Herren Fikentscher, angesehenen Fabrikherren, Wohlgeb., nach Redtwitz im Königreich Bayern. Frank Gränze.

Ew. Wohlgeboren

haben vorm Jahr die Gefälligkeit gehabt, eine Sendung Präparatengläser von einer Ihnen bekannten Glasfabrik im Königreiche zu vermitteln. Sie ist zur rechten Zeit angelangt und man hatte alle Ursache damit vollkommen zufrieden zu sein.

Ich nehme mir die Freiheit, Dieselben gegenwärtig um eine ähnliche Bestellung zu ersuchen. Die Zeichnungen liegen bei; von jeder Nummer werden sechs Stück gewünscht, sowie baldmögliche Förderniss und gute Packung.

In angenehmer Erinnerung der bei Ihnen und den Ihrigen zugebrachten frohen und belehrenden Tage

habe ich die Ehre mich zu fernerem geneigten Andenken bestens zu empfehlen.

ergebenst

J. W. v. Goethe.

Weimar, den 20. August 1824.

Die verzögerte Antwort auf vorstehenden Brief brachte Goethe am 30. October 1824 durch Rath Grüner in Erinnerung, durch den er dann wieder am 7. Februar 1827 »Herrn Fikentscher« für Besorgung von Glaswaaren danken liess.

4. An Fikentscher, Vater.

Schon mehrmals haben mir Ew. Wohlgeb. Güte in Anspruch genommen, wenn es sich von Fertigung der Gläser für anatomische Präparate handelte; auch jetzt sind wir in dem Fall dergleichen, aber von bedeutenderer Grösse zu bedürfen und ersuchen Sie, bei der bekannten Glasfabrik in Bestellung zu geben, dass vier Stück von nachbenannter Grösse mit besonders sorgfältig gearbeitetem Rande gefertigt und anher gesendet werden.

M a a s s

24 Zoll rheinländisch hoch im Lichten,

15 Zoll weit im Lichten.

Obgleich diese Gläser mehr Mühe und Aufmerksamkeit erfordern wie die früheren, so hoffen wir doch, dass sie mit eben der Sorgfalt wie die frühern gefertigt und wohlgepackt glücklich bei uns einlangen werden.

Hiermit den Wunsch verknüpfend, es möge Ihnen und Ihrem Hause alles wohl gelingen und Sie in

guter Stunde auch meiner und meiner früheren Anwesenheit freundlich gedenken,

Ew. Wohlgeb.

ergebenster Diener

J. W. v. Goethe.

Weimar, den 11. Juni 1828.

5. *An Fikentscher, Vater.*

Ew. Wohlgeb.

nehme mir die Freiheit in dankbarer Erinnerung freundlicher gastlicher Aufnahme und bisher erwiesener Gefälligkeit abermals eine Bestellung zu der Glashütte zu übersenden, welche früher unsern wissenschaftlichen Bedürfnissen gar gute Hülfe geleistet. Wollten Sie indess die Gefälligkeit haben, mir die Adresse der Hütte selbst zu überschreiben, damit man in der Folge Ihnen beschwerlich zu fallen nicht Ursache hätte. Mit den Zeichnungen der gewünschten Gläser folgen auch noch einige Bemerkungen und Wünsche, desshalb ich auch besondere Empfehlung dorthin mir erbitten darf.

Der ich mein Andenken in dem werthen Familienkreise erhalten und ohnschwer einige gefällige Nachricht von dorten wünschend die Ehre habe mich zu unterzeichnen

Ew. Wohlgeb.

ergebenster Diener

J. W. v. Goethe.

Weimar, den 21. Juni 1830.

6. *An Fikentscher, Vater.*

Ew. Wohlgeb.

haben, wie ich hoffe und wünsche, meine Sendung des vergangenen 21. Juni wohl erhalten und dieselbe weiter an die bekannte Glasfabrik befördert. Gegenwärtig befinde ich mich in dem gleichen Falle Dieselben nochmals um die nämliche Gefälligkeit anzugehen. Es hat sich nämlich eine andere Behörde an mich gewendet um eine ähnliche Bestellung zu besorgen. Die Zeichnungen liegen bei mit einigen Bemerkungen, welche hier nicht wiederhole.

Durch Hrn. Rath Grüner vernehme das Erwünschte von Ew. Wohlgeb. und Familie. An einem glücklichen Erfolg der wohleingeleiteten Geschäfte kann es freilich nicht fehlen. Ihr Hr. Sohn befindet sich in England, als ein vorzüglicher Deutscher gewiss zu seinem Vortheile, und so habe nur gute Gesundheit und Fortsetzung solcher günstigen Umstände zu hoffen.

Hochachtungsvoll

Ew. Wohlgeb.

ergebenster Diener

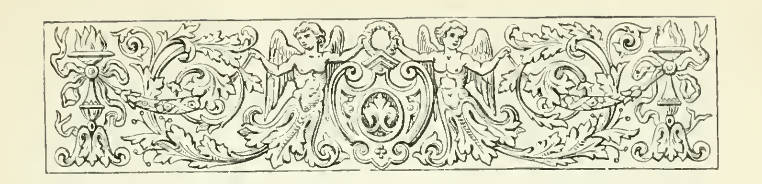
J. W. v. Goethe.

Weimar, den 9. Juli 1830.



V. Vermischtes zur Goethe-Forschung.





I. Goethe's Recensionen

in den

Frankfurter gelehrten Anzeigen.



ie Goethe-Forschung begann in ihrem ersten frischen Eifer damit, Gedichte und Schriftstücke unbekannten Verfassers aufzuspüren, die mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit Goethe'n zugeschrieben werden konnten und ihm nun kurzweg zugeschrieben wurden; nachdem man jedoch eingesehen hat, dass in diesem Eifer zu weit gegangen worden war, hat sich eine nüchterne Kritik der Ermittelung der Verfasserschaft Goethe's bemächtigt und sie gelangt nunmehr umgekehrt dazu, den Goethe'schen Namen selbst solchen Werken zu entreissen, die ihn jahrzehntelang selbst in den gesetzmässigen Ausgaben der gesammten Schriften des Dichters geführt haben, ja, für welche Goethe selbst sich als Verfasser bekannt hat. Dieser Wandel in der Richtung der Goethe-Forschung hat sich insbesondre auch in Bezug auf die Recensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen hervorgethan: früher hatte man nur solche ermittelt, die als von Goethe ge-

schrieben gelten durften, obwol sie in der Ausgabe der Werke letzter Hand fehlten, während ich mir zuerst in der Einführung zum 27. Theil der Hempelschen Ausgabe (1873) Zweifel zu erheben erlaubte, ob gegentheils in der That alle in die Werke aufgenommenen Recensionen von Goethe herrührten. Meine Ansichten habe ich dann im 4. Band des Archivs für Literaturgeschichte (1874) weiter ausgeführt, ohne jedoch zu erlangen, dass Literaturkundige auf meine Beweisführung näher eingegangen wären; wenigstens sind mir nur flüchtig darüber hinschlüpfende Gegenäusserungen zu Augen und Ohren gekommen. Je fester aber meine Überzeugung begründet ist, dass hier noch aufzuräumen sei, um so mehr muss ich mich bestimmt finden, die Frage noch erschöpfender und zwar nach beiden Richtungen hin zu behandeln, also zu erörtern, welche Recensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, auch wenn sie nicht in den Werken befindlich, Goethe'n zuzuschreiben, und welche ihm zugeschriebene ihm abzuerkennen seien.

Die Frage ist jedenfalls von Wichtigkeit und es ist dem trefflichen Erklärer von »Dichtung und Wahrheit« gewiss nur in einem unbewachten Augenblick die Äusserung entwischt, dass die genaue Ermittlung des Goethe'schen Antheils an jenem Blatte nicht von erheblichem literarischen Interesse sei! Von wie hervorragender Bedeutung im Gegentheil die Frage ist, ergiebt sich schon daraus, dass jene Recensionen häufig als Belege für Goethe's damalige Ansichten angeführt werden, wie sie denn unbedingt zu den wichtigsten Zeugnissen seiner Geistesentwickelung gehören. Dies erkennt auch z. B. Professor W. Scherer in dem Aufsatz »Der junge Goethe als Journalist« (Deutsche Rundschau. V. Jahrg. Heft 1) vollkommen an.

Bei gegenwärtiger Untersuchung erscheint es der Übersichtlichkeit halber geboten, dasjenige was ich an den obgedachten Orten schon früher darüber geschrieben habe, hier zu wiederholen.

Die Untersuchung wird sich hierbei zu richten haben auf Feststellung:

zunächst dessen, was über Goethe's Antheil an den Frankfurter gelehrten Anzeigen im allgemeinen bekannt ist;

sodann derjenigen Umstände, welche bei der Aufnahme der fraglichen Recensionen in die Werke leiteten;

ferner der Kennzeichen der Goethe'schen Recensionen im allgemeinen;

endlich der Verfasserschaft bezüglich der einzelnen Recensionen.

Goethe berichtet selbst über seine Betheiligung an dem Recensionsunternehmen im zwölften Buch von »Dichtung und Wahrheit« (1813) folgendes: »Merck, bald aesthetisch, bald literarisch, bald kaufmännisch thätig, hatte den wohldenkenden, unterrichteten, in so vielen Fächern kenntnissreichen Schlosser angeregt, die Frankfurter gelehrten Anzeigen in diesem Jahr herauszugeben. Sie hatten sich Höpfner'n und andere Akademiker in Giessen, in Darmstadt einen verdienten Schulmann, Rector Wenck, und sonst manchen wackeren Mann zugesellt. Jeder hatte in seinem Fach historische und theoretische Kenntnisse genug, und der Zeitsinn liess diese Männer nach Einem Sinne wirken. Die zwei ersten Jahrgänge dieser Zeitung (denn nachher kam sie in andere Hände) geben ein wundersames Zeugniss, wie ausgebreitet die Einsicht, wie rein die Übersicht, wie redlich der Wille der Mitarbeiter gewesen. Das Humane und Weltbürgerliche wird befördert, wackere und mit Recht berühmte Männer werden gegen

Zudringlichkeit aller Art geschützt; man nimmt sich ihrer an gegen Feinde, besonders auch gegen Schüler, die das Überlieferte nun zum Schaden ihrer Lehrer missbrauchen. Am interessantesten sind beinah die Recensionen über andere Zeitschriften: die Berliner Bibliothek, den Teutschen Merkur, wo man die Billigkeit mit Recht bewundert. — Was mich betrifft, so sahen sie wol ein, dass mir nicht mehr als alles zum eigentlichen Recensenten fehlte. Mein historisches Wissen hing nicht zusammen; die Geschichte der Welt, der Wissenschaften, der Literatur hatte mich nur epochenweis, die Gegenstände selbst aber nur theil- und massenweis angezogen. Die Möglichkeit mir die Dinge auch ausser ihrem Zusammenhange lebendig zu machen und zu vergegenwärtigen, setzte mich in den Fall, in einem Jahrhundert in einer Abtheilung der Wissenschaft völlig zu Hause zu sein, ohne dass ich weder von dem Vorhergehenden noch von dem Nachfolgenden irgend unterrichtet gewesen wäre. Ebenso war ein gewisser theoretisch-praktischer Sinn in mir aufgegangen, dass ich von den Dingen mehr wie sie sein sollten, als wie sie waren Rechenschaft geben konnte, ohne eigentlichen philosophischen Zusammenhang aber sprungweise treffend. Hiezu kam eine sehr leichte Fassungskraft und ein freundliches Aufnehmen der Meinungen anderer, wenn sie nur nicht mit meinen Überzeugungen in geradem Widerspruch standen. — Jener literarische Verein ward überdies durch eine lebhafte Correspondenz und bei der Nähe der Ortschaften durch öftere persönliche Unterhaltungen begünstigt. Wer das Buch zuerst gelesen hatte, der referirte, manchmal fand sich ein Correferent; die Angelegenheit ward besprochen, an verwandte angeknüpft, und hatte sich zuletzt ein gewisses Resultat ergeben, so übernahm Einer

die Redaction. Dadurch sind mehrere Recensionen so tüchtig als lebhaft, so angenehm als befriedigend. Mir fiel sehr oft die Rolle des Protokollführers zu; meine Freunde erlaubten mir auch innerhalb ihrer Arbeiten zu scherzen und sodann bei Gegenständen, denen ich mich gewachsen fühlte, die mir besonders am Herzen lagen, selbständig aufzutreten. Vergebens würde ich unternehmen, darstellend oder betrachtend den eigentlichen Geist und Sinn jener Tage wieder hervorzurufen, wenn nicht die beiden Jahrgänge gedachter Zeitung mir die entschiedensten Documente selbst anböten. Auszüge von Stellen, an denen ich mich wiedererkenne, mögen mit ähnlichen Aufsätzen künftig am schicklichen Orte erscheinen.«

Von gleichzeitigen Zeugnissen über Goethe's Mitwirkung bei den Recensionsarbeiten liegen einige vor. Das älteste stellt noch eine Mitwirkung in Abrede; es ist enthalten in Goethe's Brief an Salzmann vom 3. Februar 1772, worin jener schreibt: »Mit den gelehrten Anzeigen hab' ich keinen Zusammenhang, als dass ich den Director [Merck] kenne und hochschätze und dass ein Mitinteressent [Schlosser] mein besonderer Freund ist. Halten Sie sie ja; keine in Deutschland wird ihr in Aufrichtigkeit, eigner Empfindung und Gedanken vortreten. Die Gesellschaft ist ansehnlich und vermehrt sich täglich.«

Aber ein wenige Tage darauf, am 8. Februar, geschriebener Brief des Verlegers der Frankfurter gelehrten Anzeigen, Deinet, an Raspe in Kassel, abgedruckt im VI. Band des »Weimarischen Jahrbuchs für deutsche Sprache etc.«, bezeichnet schon Goethe als Mitarbeiter; denn nur er kann gemeint sein, wenn Deinet bei namentlicher Aufführung der Recensenten für die verschiednen Fächer wie beiläufig bemerkt: »im Gefach der schönen

Wissenschaften ein Freund des Herrn Merck.« Den Namen dieses — übrigens einzigen — Recensenten für genanntes Fach gleich denen sämmtlichen übrigen Recensenten anzugeben, fand Deinet nicht der Mühe werth, weil damals Goethe eben noch gar nicht gekannt war.

Nicht eher als am 8. Juli 1772 begegnen wir wieder einer Äusserung über Goethe's Beziehungen zu den Herausgebern der gelehrten Anzeigen; denn offenbar auf sie geht die Stelle in einem Brief Goethe's an Herder: »Von unsrer Gemeinschaft der Heiligen sag' ich Euch nichts. Ich bin νεόφυτος und im Grund bisher nur neben allen hergegangen; mit Mercken bin ich fest verbündet, doch ist's mehr gemeines Bedürfniss als Zweck.« Später spricht Herder gegen Merck in einem Briefe, den der Herausgeber in den October 1772 setzt und von dem weiterhin noch die Rede sein wird, ein allgemeines Urtheil über Goethe's Recensionen aus und Höpfner nennt in einem ebenfalls noch anzuführenden Brief an Raspe vom 19. October Goethe als Verfasser einiger Recensionen, namentlich aber der über das Leben von Klotz und die Gedichte eines polnischen Juden, von denen jene im Blatt vom 29. Mai, die andere im Blatt vom 1. September 1772 steht; bis zu diesem Tage fand also Höpfner keine Goethe'sche Recension nennenswerth. Welches Gewicht später auf Goethe's Theilnahme in den weitesten Kreisen gelegt wurde, geht aus einem Briefe von Christian Felix Weisse an Uz vom 28. December 1772 hervor, worin es heisst: »Unfehlbar ist Herder nebst einem gewissen Gede Hauptverfasser« — nämlich der Recensionen der Frankfurter gelehrten Anzeigen. (Morgenblatt, 1840. Nr. 293.)

Entgegengesetzt lauten, d. h. die Absage der Mitarbeiterschaft Goethe's bekunden die auf das Jahr 1773

bezüglichen Nachrichten. Zwar schrieb Deinet an Bahrdt noch am 1. December 1772 (»Briefe angesehner Gelehrten etc. an etc. Dr. K. F. Bahrdt« II, 138), im Hinblick auf den Jahrgang 1773 der gelehrten Anzeigen: »Herr Schlosser wird nach Musse mitarbeiten, dessgleichen Herr Dr. Göthe« — druckfehlerhaft »Güthe« —; aber letztrer benahm dem Verleger bald diese Hoffnung, indem er in der von ihm verfassten, den ersten Jahrgang der gelehrten Anzeigen schliessenden »Nachrede« im Namen der Herausgeber erklärte, es werde ihr eifrigstes Bemühen sein, den verschiednen gegen das Blatt erhobnen Beschwerden abzuhelfen und hinzufügt: »welches um so viel mehr erleichtert wird, da mit Ende dieses Jahrs diejenigen Recensenten, über deren Arbeit die meiste Klage gewesen, ein Ende ihres kritischen Lebens machen wollen.« Und dass Goethe sich zu den Austretenden zählte, ergiebt sich aus seinem Brief an Kestner, worin er sagt: »Da ist's denn zu Ende, unser kritisches Streifen! In einer »Nachrede« hab' ich das Publicum und den Verleger turlupinirt . . . . Wollt Ihr aufs nächste Jahr noch versuchen, so sind's zwei gewagte Gulden.« Mittelbar bestätigt den Austritt der am 20. Januar 1773 in Wetzlar eingegangne Brief an Kestner in den Worten: ». . . mir fällt ein, Euch . . . eine Zeitung zu schicken, dass Ihr sehet, wie das geworden ist. Das Publicum hier meint, der Ton habe sich nicht sehr geändert.«

Deinet spricht sich in Briefen an Bahrdt gleicherweise aus. So u. a. am 8. Januar 1773: »Das Publicum hält die Abdication gewisser Männer, die im Ernste geschehen ist, für eine Maske und diese Herren sind nun selbst so irre gemacht, dass einer den andern in Verdacht hat.« Sodann am 16. Januar: »Wenn der Ton der Zeitung 1773 wie

anno 1772 fortdauerte, so, glaub' ich, hätte ich 100 Thaler dabei verdienen können. Aber die Herren Recensenten, die ihn empfohlen haben, haben zugleich die Welt hin und her durch Sendschreiben versichert, dass die Zeitung nicht fortgehen oder doch schlecht werden würde«. (Briefe etc. an etc. Bahrdt, II, 142. 145.)

Bedarf man weiterer Zeugnisse über das Ausscheiden des Goethe'schen Freundeskreises aus der Mitarbeiterschaft, so kann noch die Äusserung des mit diesem Kreise genau bekannten Giessener Schmid angeführt werden, der in dem von ihm herausgegebenen »Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1774« Seite 25 f. mit Bezug auf erfahrne Angriffe, deren Beschuldigungen wiederholend, sagt: »Der vortreffliche 1772ste Jahrgang der Frankfurter Zeitung, der in seiner Art der einzige bleiben wird, ist aus Schmeichelei von uns gelobt worden! da doch alle jene Verfasser abgegangen sind und der sie gar nicht kennen muss, der sie für bestechlich hält.«

Aus alledem sind nun die Folgerungen zu ziehen, dass Goethe vor Mitte Februar 1772 überhaupt keinen weitern Antheil an den gelehrten Anzeigen nahm, als den Berathungen der Herausgeber beizuwohnen, etwa dabei zu protokolliren und vielleicht Zusätze zu den Recensionen anderer zu schreiben, dass er ferner nach jenem Zeitpunct im Fach der schönen Literatur selbständig aber bis zum September 1772 nur spärlich auftrat, endlich aber mit Ende 1772 seine Thätigkeit ganz wieder einstellte.

Betrachten wir nunmehr die Umstände, welche bei Aufnahme der Frankfurter Recensionen Goethe's in dessen Werke leiteten, so ist zunächst zu bemerken, dass aus dem Verlagsgeschäft der Eichbergerschen Erben nichts zu

erholen gewesen sein würde. Der damalige Eigenthümer desselben, Deinet, hatte mehrmals Ungelegenheiten wegen der Ungebundenheit und Rücksichtslosigkeit der gelehrten Anzeigen, wesshalb er alle Handschriften der Recensionen vernichtet zu haben scheint, um die Ermittelung der Verfasserschaft zu verhindern. So äusserte er z. B. am 16. Januar 1773 gegen Bahrdt: »Ich setze 100 Carolin gegen die Handschrift einer Anzeige, woraus meine Blätter sind gemacht worden; . . . . . das ist mein Gesetz, mein erstes und vornehmstes Gesetz, dass kein Recensent je soll genannt noch gekannt werden.«

Goethe selbst behandelte die Recensionen der Frankfurter Anzeigen mit dem Aufhören seiner Mitwirkung als abgethan und sie kommen in seinen Schriften und Briefen seit Januar 1773 nicht wieder zur Erwähnung bis im Brief an Fritz Schlosser vom 1. Februar 1812, worin er schreibt: »Wäre es möglich mir ein Exemplar der ersten Jahrgänge der Frankfurter gelehrten Anzeigen, woran ich und Ihr Oheim vielen Antheil gehabt, zu verschaffen? Sie sind 1772 herausgekommen und ich habe sie seit jenen Jahren nicht wiedergesehen.« Dann am 31. März desselben Jahrs: »An den zwei mir übersendeten Bänden Frankfurter gelehrten Zeitungen erkenne ich wieder, wie nöthig mir sei bei dem Unternehmen, von meinen frühern Jahren zu sprechen, eine Sammlung von Documenten aus jener Epoche; denn ausserdem möchte es bei dem aufrichtigsten Nachdenken schwer sein zu imaginiren und sich wieder zu vergegenwärtigen, wie man gehaltlos, roh und ungebildet mehr werth könne gewesen sein, als da man sich gehaltvoll, ausgearbeitet und ausgebildet antrifft. Es war überhaupt jenes eine wundersame Epoche, selbst nur wie diese 2 Bände uns einen Begriff davon geben.«

Eine Folge der Erlangung dieser Zeitschrift war, was Goethe in den »Tag- und Jahresheften« unter 1813 mittheilt: »Zum Behuf meiner eignen Biographie zog ich aus den Frankfurter gelehrten Zeitungen vom Jahr 1772 und 1773 die Recensionen aus, welche ganz oder zum Theil mir gehörten.«

Später fasste Goethe die Aufnahme dieser Recensionen in seine Werke ins Auge; Eckermann erzählt hierüber: Goethe habe ihm am 11. Juni 1823 gesagt: »Sie finden in diesen beiden Bänden die Frankfurter gelehrten Anzeigen der Jahre 1772 und 1773, und zwar sind auch darin fast (?) alle meine damals geschriebene kleine Recensionen. Diese sind nicht gezeichnet, doch da Sie meine Art und Denkungsweise kennen, so werden Sie sie schon aus den übrigen herausfinden . . . . Ich habe bereits Abschriften nehmen lassen, die Sie dann später haben sollen, um sie mit dem Original zu vergleichen.«

Erst 1826 trat etwas hierüber in die Öffentlichkeit, als Eckermann sich im letzten Hefte des V. Bandes »Über Kunst und Alterthum« über diese Recensionen in einem Aufsatz äusserte, den Goethe mit einem Vorwort versah. Waren darin auch nicht einzelne derselben besonders hervorgehoben, so ist doch auch nicht der leiseste Zweifel an der Überzeugung von Goethe's Verfasserschaft bezüglich gewisser Recensionen angedeutet. Im Jahr 1828 brachte dann Nicolovius in seinem Buch »Über Goethe« schon das Verzeichniss aller der Recensionen, welche dann 1830 im 33. Bande der Ausgabe letzter Hand der sämmtlichen Werke Aufnahme finden sollten, mit dem einzigen Unterschied, dass er statt der ins Jahr 1772 fallenden Recension der Bekehrungsgeschichte des Grafen Struensee von Münter

im Jahr 1773 die der Bekehrungsgeschichte des Grafen Brandt von Hee anführte.

Als dann der 33. Band erschienen war, schrieb Goethe am 3. Juli 1830 an Boisserée: »Ich empfehle Ihnen . . . das 33. Bändchen der Recensionen. Ich komme mir selbst darin oft wunderbar vor; denn ich erinnere mich ja nicht mehr, dass ich diesem oder jenem Werke, dieser oder jener Person zu seiner Zeit eine solche Aufmerksamkeit geschenkt; ich erfahre es nunmehr als eine entschiedene Neuigkeit und freue mich nur über die honette, treue Weise, womit ich früher oder später dergleichen Dinge genommen.«

Man muss gestehen, dass diese Mittheilungen über die Zusammenstellung der Frankfurter Recensionen für die Werke den Sachverhalt mehr verdunkeln als aufklären. Goethe hat sich 40 Jahre lang nicht um diese Recensionen bekümmert und verschreibt sich nach dieser Frist erst die Bände der gelehrten Anzeigen, in dem sie stehen sollen; er bekommt deren zwei zugeschickt und sucht nun aus diesen beiden Bänden seine Arbeiten heraus, obwol er ausdrücklich anerkennt, dass ihm die Gegenstände völlig fremd geworden sind. Es wäre daher um so mehr zu verwundern gewesen, wenn er trotz alledem beim Mangel äusseren Anhalts seine Arbeiten herausgefunden hätte, als er bei den Vorbesprechungen über die zu recensirenden Bücher mit beiräthig gewesen war, ihm also die Arbeiten seiner Freunde damals zum Theil so vertraut waren, wie seine eignen. Und dass Goethe sich nach Verfluss mehrerer Jahre über das täuschen konnte, was sein Werk war, das beweist z. B. jenes Lied »Im Sommer«, das er schon 1815 in seine Werke nahm, obwol jetzt kaum Jemand mehr darüber in Zweifel ist, dass Johann Georg Jacobi es dichtete. Nichtsdestoweniger also

bezeichnet Goethe 1823 diejenigen Recensionen, die er für die seinigen hält, ist jedoch so vorsichtig durch Eckermann die Probe darauf machen zu lassen. Wie diese ausfiel, erfahren wir nicht, und man würde dabei Beruhigung gefasst haben, dass Goethe selbst die den Werken einzuverleibenden Recensionen bezeichnet hat, zumal er in den »Tag- und Jahresheften« einräumte, dass darunter sich solche befänden, die nur zum Theil ihm gehörten, wenn sich nicht Beweise der dabei untergelaufnen Irrthümer aufgedrängt hätten. Denn nicht einmal mit der letztgedachten Beschränkung der blossen Einmischung in einzelne der aufgenommenen Recensionen lässt Goethe's Antheil sich durchgängig aufrecht erhalten, sofern dies immer auch mit der glaubwürdig festgestellten Thatsache im Widerspruch stehen würde, dass weder Goethe selbst noch seine von ihm unterstützten literarischen Freunde 1773 noch für die gelehrten Anzeigen schrieben, während noch acht Recensionen aus diesem Jahr in den Werken zu lesen sind. Die insbesondere durch diesen letzten Umstand erweckte Überzeugung von der Unzuverlässigkeit der Ausscheidung der wirklich Goethe'schen Recensionen gewährt die entschiedenste Berechtigung, die Ächtheit aller von vorn herein in Zweifel zu ziehen und die schon in Bezug auf einige derselben aufgetauchten Zweifel nachdrücklicher zu betonen.

Diese Aufgabe der Kritik führt zu der Frage, ob es allgemeine Kennzeichen giebt, an denen Goethe's Recensionen zu erkennen sein möchten. Die Verschiedenheiten des Stils im Allgemeinen werden schwerlich als sichere Führer zur Ermittelung des Verfassers dienen können, wenigstens möchte ich nicht unternehmen auf dieses gutentheils subjectiv bleibende Urtheil die Entscheidung in diesem

Falle zu gründen, wo die täglichen Besprechungen über die vorliegenden Bücher im Goethe'schen Kreise auch ein gegenseitiges Annähern der Schreibweise der einzelnen Theilnehmer zur Folge haben konnte. Auch diejenigen Merkmale der Recensionen der ausscheidenden Kritiker, welche Goethe in der Nachrede zum Jahrgang 1772 der gelehrten Anzeigen giebt, können nicht als Wegweiser dienen, weil Goethe dabei nicht lediglich seine eignen, sondern die Recensionen des ganzen ausscheidenden Freundeskreises kennzeichnet. Wir haben indessen eine Äusserung Herder's in einem vom Herausgeber in den October 1772 gesetzten Brief an Merck (Briefe an Joh. Heinr. Merck von Goethe, Herder etc. herausgegeben von K. Wagner. S. 37), lautend: »In Ihrer Zeitung sind Sie immer Sokrates-Addison, Goethe meistens ein junger übermüthiger Lord mit entsetzlich scharrenden Hahnenfüssen, und wenn ich einmal komme, so ist's der irländische Dechant mit der Peitsche.»

Der lordmässige Übermuth wird nun zwar ebenfalls schwer als unterscheidendes Merkmal leiten können, da auch die seitens andrer Mitarbeiter geschriebenen Beurtheilungen absprechend und keck waren, eher dürfen aber die »entsetzlich scharrenden Hahnenfüsse« als eine Eigenthümlichkeit Goethe's betrachtet werden, die sich sofort ergiebt, wenn wir die unbestritten von Goethe herrührenden Recensionen ansehen. Als unbezweifelbar Goethisch können freilich nur die zwei gelten, welche Höpfner im Brief an Raspe vom 19. October 1772 (Weimarisches Jahrbuch f. deutsche Sprache etc. III, 66) als solche nennt: die von »Leben und Charakter Herrn Klotzens« und von »Gedichte eines polnischen Juden«. Vergleichen wir aber diese Recensionen mit denen, die uns als von Goethe

nicht herrührend beglaubigt sind und als welche — wie weiter unten zu begründen ist — jene der »Allgemeinen Theorie der schönen Künste«, »Über den Werth einiger deutschen Dichter«, der »Aussichten in die Ewigkeit« und der »Predigten über das Buch Jonas«, ganz abgesehen von allen übrigen des Jahrs 1773 hervorzuheben sind, so zeigt ein Blick, dass eine unverhältnissmässige Menge von Ausrufungs- und Fragezeichen offenbar die von Herder so genannten »entsetzlich scharrenden Hahnefüsse« sind. Und sie finden sich allerdings in einer Anzahl von Recensionen, die man auch ihrem Gehalte nach für Arbeiten Goethe's zu halten nicht zu beanstanden hat.

Bis hierher haben wir uns nun den Apparat zurechtgelegt, um uns von einem allgemeinen Standpunkt aus zu Behandlung der Verfasserschaftsfrage zu befähigen; wir gehen nun zu Betrachtung der einzelnen in der Ausgabe letzter Hand der Werke aufgenommenen Recensionen über.

1. Allgemeine Theorie der schönen Künste etc. von Sulzer. Ohne alle besonderen Gründe hätte man bezweifeln können und sollen, dass diese Recension von Goethe ausgegangen sei. Er, von dem die Freunde fanden, dass ihm nicht mehr als alles zum Recensenten fehlte und dem sie anfangs nur erlaubten, innerhalb ihrer Arbeiten zu scherzen und sodann bei Gegenständen, denen er gewachsen war und die ihm besonders am Herzen lagen, selbständig aufzutreten, er sollte schon wenige Wochen nach Gründung des Blattes die Beurtheilung eines der wichtigsten theoretischen Werke jener Zeit zugestanden erhalten haben! Er, der noch am 3. Februar allen Antheil an dem Blatte leugnete, sollte die bereits am 11. desselben Monats erschienene, von sorgsamer Durcharbeitung zeugenden Recensionen über Sulzer's Theorie verfasst haben!

Ferner sind es aber auch verschiedne Einzelheiten, die uns bei dem Goethe von 1772 befremden müssten. Hatte Goethe zu jener Zeit schon solche Vertrautheit mit der Theorie der Künste erworben, wie Recensent sie verräth? Sollte er damals Arbeiten unternommen gehabt haben, die ihn zu sagen berechtigten: er wisse aus Erfahrung, wie undankbar es sei, in einer nach Epochen abgetheilten Abhandlung über die Kunst das Portrait eines grossen Mannes an das andre zu stellen? Hatte Goethe 1772 eine so gute Meinung von Wieland, wie sie am Schluss der Recension an den Tag kommt?

Aber es bedarf aller solcher aus allgemeinen Gründen hergeleiteten Bedenken nicht, da ganz bestimmte Zeugnisse vorliegen, dass Sulzer's Wörterbuch nicht von Goethe beurtheilt worden ist. Zuerst ist auf den schon erwähnten Brief Deinet's an Raspe vom 8. Februar 1772 Bezug zu nehmen. Ersterer zählt darin mehrere Personen auf, die als Recensenten gewonnen sind, darunter manche ziemlich unbedeutende, und zwar Merck, Wenck, Waldin, Bahrdt, Lebret, Leichsenring, Schlosser, Olenschlager, Iselin. Goethe war zwar damals auch schon angeworben, aber er, der bis dahin ausser den ohne seinen Namen erschienenen, von Breitkopf componirten Liedern noch nichts in die Öffentlichkeit gebracht hatte, also in der Literatur völlig unbekannt war, wird ohne Namen lediglich als »ein Freund Merck's« aufgeführt. In demselben Brief heisst es weiterhin: »Das nächste 12. Stück enthält die Beurtheilung von Sulzer's Theorie. Sie werden den Maler an den feinen Zügen erkennen. Das Stück ist einzig.« — Und damit sollte Goethe gemeint sein?! Er, den Deinet nicht einmal zu nennen für nöthig hielt? den folglich Raspe auch sonst nicht kannte? Was war es für eine Schrift Goethe's, an

der er als der Maler feiner Züge erkannt werden konnte? Zuverlässig: keine! Wer aber dieser Maler war, sagt Merck in einem Brief an Höpfner aus dieser Zeit (Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder etc., herausgegeben von Wagner S. 54) in den Worten: »Bei Gellert's Werth und Sulzer's Theorie gedenken Sie an Ihren Freund M.« *) Wenn Hirzel in seinem »Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek« für möglich hielt, dies anders zu deuten, als dass Merck der Verfasser dieser Recensionen sei, so wird man doch zugeben, dass diese — unerklärte — andere Deutung eine sehr gezwungne sein müsste. Steht vielmehr nach allem Dargelegten Merck als Recensent von Sulzer's Theorie der Künste fest, so stimmt damit auch die Bewunderung Wieland's überein, mit dem Merck damals schon wegen der Theilnahme am »Teutschen Merkur« in Beziehung getreten war, worüber ausser zahlreichen andern Briefen auch der vorgedachte an Höpfner und der fernere Brief Merck's an Nicolai vom 2. April 1772 (a. a. O. S. 56) nachgelesen werden kann. Und Merck war es auch, der schon 1772 durch kritische Arbeiten, namentlich für die »Allgemeine deutsche Bibliothek« die »Erfahrung« hatte machen können, »wie undankbar es sei, in einer nach Epochen abgetheilten Abhandlung über die Kunst das Portrait eines grossen Mannes an das andre zu stellen« — wie es in jener Recension über Sulzer's Theorie heisst. Diese Recension wird aber auch nicht einmal für eine solche zu halten sein, in welche Goethe seine Scherze hineintrug. Sie ist aus Einem Guss und nichts Scherzhaftes darin. Fragt man nun, wie Goethe demungeachtet dazu

*) Letztre Recension missfiel Nicolai fehr, nach Brief an Joh. Müller v. 16. März 1773. (Briefe an Joh. v. Müller. Herausgegeben von Maurer. Constant. IV, 62.)

gekommen sein mochte, dieselbe als sein Eigenthum in Anspruch zu nehmen, so lässt sich wol antworten, dass der nachhaltige Eindruck, den das Werk auf ihn hervorgebracht und der häufige Gebrauch, den er von demselben gemacht hatte, es ihm später als selbstverständlich erscheinen liess, dass er dasselbe auch in den gelehrten Anzeigen werde besprochen haben. Vielleicht veranlasste aber auch ein zufälliger Umstand den Irrthum. In dem 1815 in Zürich erschienenen 3. Bande der »Ausgewählten Briefe von C. M. Wieland« ist ein Brief an Jacobi vom 18. Februar 1772*) abgedruckt, in welchem (S. 26) Wieland sich über die scharfe Kritik des Sulzer'schen Wörterbuchs freut und ausruft: »Ich möchte wol wissen, wer die Recension gemacht hat!« Dazu hat der Herausgeber die Anmerkung gesetzt: »Wahrscheinlich Goethe.« Möglicherweise hat diese Vermuthung bei Goethe oder Eckermann Anerkennung gefunden und ihn ebenso zu Aufnahme der fraglichen Recension in die Werke bewogen, wie Himburg's Vorgang die Aufnahme von Jacobi's »Im Sommer.«

2. Geschichte des Fräuleins von Sternheim. Herausgegeben von Wieland. Die besondern Kennzeichen Goethe's fehlen und ein andrer negativer Grund spricht auch noch gegen dessen Verfasserschaft. Allgemein war man nämlich über Wieland's Haltung als Herausgeber des Romans der Frau von La Roche erzürnt und Goethe, der überhaupt längst nicht mehr gut auf Wieland zu sprechen war, würde diesem Missfallen unbedingt Ausdruck gegeben haben. Und in der That lässt Lenz in seinem Pandaemonium Germanicum den auftretenden

*) Selbstverständlich nicht 1771, wie dort steht.

Goethe in die heftigsten Vorwürfe gegen Wieland wegen nicht gehöriger Würdigung des von ihm durch eine schulmeisternde Vorrede eingeführten Romans ausbrechen. Es unterliegt aber ebensowenig einem Zweifel, dass Lenz Goethe's wirkliche Ansichten wiedergab, wie dass Goethe Wieland nicht geschont haben würde, wenn er »Fräulein von Sternheim« recensirt hätte, während z. B. Merck, der Mitarbeiter am »Teutschen Merkur« dazu genöthigt war. Auch bei dieser Recension lässt sich annehmen, dass Goethe sie nachmals darum für die seinige ansah, weil er es bei seinem späteren freundschaftlichen Verhältniss zu Frau v. La Roche für wahrscheinlich hielt, dass er die Besprechung ihres Romans selbst übernommen haben würde. Dagegen ist aber zu erinnern, dass er die Freundin wol erst zwei Monate nach dem Erscheinen jener Recension kennen lernte, eine Thatsache, die er aber ebenso übersehen konnte, wie er viele andere Verwechslungen der Zeiten in seinen spätern Lebenserinnerungen sich zu Schulden kommen liess.

3. Über den Werth einiger deutschen Dichter. Merck schrieb in dem schon angeführten Brief an Höpfner: »Bei Gellert's Werth . . . gedenken Sie an Ihren Freund M.« Schon oben ist bemerkt, dass es nur durch Sinnverdrehung möglich ist in diesen Worten etwas anderes zu finden, als ein Bekenntniss der eignen Verfasserschaft von Seiten Merck's; Gellerts Werth ist aber der Hauptgegenstand dieser Recension.

Indessen haben wir hier jedenfalls eine der Recensionen, an denen Goethe mitarbeitete. Fassen wir dieselbe näher in's Auge, so zeigt sich, dass darin eine dreifache Schätzung Gellert's vorkommt. Die Verfasser des Buchs — Mauvillon und Unzer — erklären Gellert für einen

mittelmässigen Dichter. Schon das ist dem Hauptrecensenten zu hart: er stellt ihn zwar nicht auf die höchste Stufe, erklärt ihn aber für einen angenehmen, vernünftigen, guten Dichter. Ein Zwischenredner, von dem die Stelle »Er war nichts mehr als ein Bel esprit« bis »nichts von diesen Männern zu sagen« herrührt, geht aber in der Herabsetzung Gellert's noch weiter als selbst der Verfasser des Buchs; er lässt Gellert überhaupt nicht als Dichter gelten. Dass dieses Urtheil von Goethe herrührt, ist um so gewisser, als von sämmtlichen Mitarbeitern an den gelehrten Anzeigen nur er die Bedeutung eines wahren Dichters zu erkennen verstand und als überdies wol auch nur er vermochte als »Zeuge« zu versichern, dass Gellert in seinen Vorlesungen die Unfähigkeit des Erfassens wahrer Dichtkunst offenkundig gemacht hatte.

Dieser Einschub ist so in Widerspruch mit der übrigen Recension, dass es kaum durch die bisher unerschütterte Überzeugung von Goethe's Eigenthum begreiflich wird, wie man bisher darüber hingehen konnte.

4. Empfindsame Reisen durch Deutschland von S(chummel). Hier liegt nicht nur kein Grund vor, die Feder Goethe's in Zweifel zu ziehn, sondern es ist wol nur ihm, dem begeisterten Shakespeareverehrer, die Anspielung auf Hamlet's Ausruf, mit dem die Recension beginnt, zuzutrauen: Alas the poor Yorick! Das könnte ausser Goethe nur noch Herder geschrieben haben, als dessen Recension wir jedoch diese nicht anzunehmen haben.

5. Gedanken über eine alte Aufschrift (von Wieland). Der Mangel aller »Hahnenfüsse« allein dürfte

vielleicht nicht für ausreichend angesehen werden, Goethe'n diese Recension abzusprechen, da sie einmal in den Werken steht.

6. Die Jägerin, ein Gedicht (von Kretschmann) kann um so unbedenklicher Goethe belassen werden, als die hier ausgesprochnen Ansichten über Kretschmann's Bardendichtung mit den in Goethe's Brief an Friederike Oeser vom 13. Februar 1769 kundgegebenen in Einklang stehn.

7. Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung (von Haller). Dürfte kaum von Goethe sein; wenn sich darin auch seine Denkweise wiederspiegelt, so ist doch die Schreibweise zu steif, zu frei von den Gedankensprüngen und den übermüthig hingeworfnen Aussprüchen des »jungen Lords.« Dagegen sind

8. Neue Schauspiele, aufgeführt etc. zu Wien ganz in dessen uns sonst bekannter Weise besprochen.

9. Braun's Versuch in prosaischen Fabeln und Erzählungen ist aber wieder aus den gleichen Gründen wie Haller's Briefe unter 7 Goethe'n abzusprechen.

10. Über die Liebe des Vaterlandes, von J. v. Sonnenfels. Hier blühen wieder die »Hahnenfüsse«; ebenso in der Recension von

11. Leben und Charakter etc. Klotzen's, entworfen von Hausen. Diese ist aber ausserdem noch eine der beiden einzigen Recensionen, welche als Goethesche ausdrücklich bezeugt sind, indem Höpfner am 19. October 1772 an Raspe schreibt: »Goethe . . . ist Doctor juris in Frankfurt und hat unter andern Ihres

Freundes Klotz Leben par Mons. Hausen, auch den polnischen Juden in der Frankfurter Zeitung recensirt.« (Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache etc. III., 66.)

12. Lyrische Gedichte von Blum. Zu nüchtern, um für ein Werk Goethe's gelten zu können. Unmöglich ist wol für Goethe namentlich die Stelle: »Warum sind die Gedichte der alten Skalden und Celten und der alten Griechen, selbst der Morgenländer so stark, so feurig, so gross? Die Natur trieb sie zum Singen, wie den Vogel in der Luft. Uns — wir können's uns nicht verbergen — uns treibt ein gemacht Gefühl ... und darum sind unsere besten Lieder, einige wenige ausgenommen, nur nachgeahmte Kopien.« Oder der Schluss: »Der beste Dichter artet aus, wenn er bei seiner Composition an's Publikum denkt.« Allerdings dachte Goethe selbst bei seinem Dichten nie an's Publikum; aber er würde nie geglaubt haben »auszuarten«, wenn er es thäte.

13. Eden etc. von Bahrdt.*) Obschon methodischer gehalten, als die meisten andern Recensionen Goethe's, so entspricht doch diese Entwickelung der aus »Zwo wichtige biblische Fragen« uns bekannten; der Ernst des Gegenstandes bestimmte den abweichenden Stil.

14. Lobrede auf Herrn F. K. C. v. Creuz — mag allenfalls, weil einmal in Goethe's Werke gekommen — darin bleiben.

---

*) Wenn in der Anmerkung S. 32 des 27. Theils der Hempel'schen Ausgabe von Goethe's Werken gesagt ist, Bahrdt führe »Eden« nicht unter seinen Schriften auf, so ist dies nicht richtig, er bringt es nur unter der falschen Jahreszahl 1774.

15. Gedichte von einem polnischen Juden. Durch vorgedachten Brief Höpfner's vom 19. October 1772 als Werk Goethe's beglaubigt, aber ebenso durch seinen Inhalt, durch die Schilderung der Ideale eines Jünglings und eines Mädchens, letztere zweifellos Lotte Buff, jener Goethe selbst. (Irgend Jemand fand darin Herder!)

16. Bekehrungsgeschichte des vormaligen Grafen Struensee. Von Münter — ist ganz in dem milden Sinne des bald darauf erschienenen »Brief des Pastors zu ***« geschrieben. Goethe scheint sich beim Ausziehen seiner Arbeiten aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen genau der Besprechung einer solchen Bekehrungsgeschichte erinnert und nur zuerst irrthümlich die »Bekehrungsgeschichte des Grafen Brandt«, im Blatt vom 2. Juli 1773 recensirt, angemerkt, später aber jene erste Recension als die seinige erkannt zu haben.

17. Schreiben über den Homer. Von Seybold. Offenbar Goethisch; desgleichen

18. Die erleuchteten Zeiten, sowie

19. Franken zur griechischen Literatur und

20. Cymbeline, etc. nach etc. Shakespeare.

21. Zwei schöne neue Märlein (von Zachariä). Obschon Goethe'n kaum unbekannt geblieben sein konnte, dass Zachariä der Dichter dieser Märlein war und es desshalb auffällt, dass er diesen hier so scharf angegriffen haben sollte, nachdem er ihn wenige Jahre zuvor so begeistert angesungen hatte, so ist das doch nicht Grund genug, diese Recension den Werken Goethe's wieder zu entziehen.

22. Der goldene Spiegel (von Wieland). Das Ganze ist zu philisterhaft, als dass man Goethe darin wiederfinden möchte.

23. Charakteristik der vornehmsten europäischen Nationen lässt Goethe nicht verkennen.

24. Aussichten in die Ewigkeit (von Lavater). Die Recension ist wahrscheinlich von Bahrdt. Sie steht zwar schon im Blatt vom 3. November 1772 und erst am 30. December schreibt Deinet dem Genannten: »Mit Lavatern würden sie glimpflicher umgehen, wenn Sie wüssten, dass der Mann bei der erhitztesten Einbildungskraft das wärmste Herz für seine Freunde hat, unter die ich auch gehöre.« Allein einerseits steht zwischen jener Recension und diesem Brief nichts über Lavater, als eine kurze Anzeige des zweiten Stücks »von der Physiognomik« und der Vorwurf des nicht glimpflichen Umgehens mit demselben passt auch ganz auf die Beurtheilung der »Aussichten in die Ewigkeit«, während andrerseits Goethe weit mehr mit Lavater's Auffassung des Christenthums übereinstimmte, als der Recensent.

Nun hatte zwar Lavater in einem gedruckten Brief an Zimmermann vom 4. Mai 1773 den Verfasser dieser Recension genannt, allein im Druck ist der Name nicht wiedergegeben, sondern statt desselben ein N. gesetzt worden. Er schrieb: »Die Recension des 3. Theils der Aussichten in den Frankfurter gelehrten Anzeigen halte ich für eine der besten, die gemacht sind. Unfehlbar werde ich mir Erinnerungen daraus zu Nutze machen; aber dass der Recensent den Zweck dieser Briefe durchaus und so sehr wie möglich verfehlt, ist so klar als zweimal zwei vier. Er ist nicht Herder, sondern N., der auch Gessner's Idyllen recensirt hat. Ich erwarte ihn bald in Zürich. Unstreitig wird seine Bekanntschaft mir unendlich vortheilhaft sein.«

War Lavater gut unterrichtet — und nur in diesem Falle ist es überhaupt der Mühe werth von der ange-

führten Briefstelle zu reden — so geht daraus zunächst mit Gewissheit so viel hervor, dass die Recensionen in Goethe's Werken nicht massgebend sein können für Bestimmung seines Antheils an den Recensionen der gelehrten Anzeigen, da die der »Moralischen Erzählungen und Idyllen von Diderot und S. Gessner« eben nicht in die Werke aufgenommen ist. Nun stellt sich aber sogar merkwürdigerweise heraus, dass wir Gründe haben zwar die Recension der »Aussichten in die Ewigkeit« Goethe'n abzusprechen, dagegen die der Gessner'schen Idyllen ihm zuzuschreiben.

Allerdings ist es wahr, dass die von Lavater erwartete Reise des Recensenten nach Zürich auf Goethe gedeutet werden kann, wie v. Loeper in den Anmerkungen zum 3. Theil der Hempel'schen Ausgabe von »Dichtung und Wahrheit« S. 348 f. bemerkt hat, und wir wollen selbst nicht hoch anrechnen, dass Goethe bereits an dem zwischen dem 4. und 9. April 1773 an Kestner geschriebenen Brief — also 4 Wochen v o r jenem Brief Lavater's — erklärte, er gehe n i c h t in die Schweiz, weil andrerseits Merck noch am 14. Februar 1774 für nöthig fand seiner Frau mitzutheilen, dass Goethe die Reise in die Schweiz unterlassen werde. (Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder etc., herausgegeben von L. Wagner, S. 88.) Aber nach den Briefen der Caroline Flachsland an Herder von Mitte Juni und vom 5. December 1772 (Aus Herder's Nachlass, III, 285 f. 386) sollte Goethe nur mit Merck reisen, also auch dieser konnte der von Lavater in Zürich Erwartete sein und Merck konnte sehr wohl als der Verfasser jener Recensionen gelten, sofern sie wenigstens zum Theil aus seinem Kreise hervorgegangen waren und er namentlich Goethe, wie wir aus Deinet's Brief an Raspe

wissen, mit in's Schlepptau nahm. Hiernach ist man aber berechtigt anzunehmen, dass Lavater eben nicht genau unterrichtet war, wie denn überhaupt auf jene briefliche Äusserung mit dem räthselhaften N. schlechthin nichts zu geben ist. Schwerlich konnte freilich Lavater Bahrdt, wenn dieser der Verfasser war, darunter verstehen; denn obwol Lavater bereits über den 1763 von Bahrdt herausgegebenen »Christ in der Einsamkeit« an diesen schrieb, und dann später Bahrdt im Philantropin zu Marschlins besuchte, also wol aufmerksam auf ihn geworden war und ihn von Person kennen zu lernen schon früher gewünscht haben mochte, so ist mir doch nicht bekannt, dass Bahrdt vor der erst 1775 erfolgten Berufung durch v. Salis eine Reise in die Schweiz geplant gehabt habe.

Sehr unwahrscheinlich ist aber an sich, dass Lavater bei dem N. an Goethe gedacht haben könnte. Zwar hatte Letztrer damals schon Schriften veröffentlicht, welche auch Lavater's Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten, so namentlich »Von deutscher Baukunst« und »Brief des Pastors zu *** etc.«; beide nennt und preist auch Lavater in den »Unveränderten Fragmenten aus dem Tagebuch eines Beobachters seiner selbst« (1773), worin jener Brief an Zimmermann vom 4. Mai 1773 steht; aber daraus folgt gar nichts zu Gunsten der Deutung des N. als »Goethe.« Denn entweder wusste Lavater, dass Goethe der Verfasser jener Schriften war, dann ist es unerklärlich, warum er bei Erwähnung der Recension der »Aussichten« weder Goethe nennt oder doch durch den richtigen Anfangsbuchstaben bezeichnet, wie mehrere andere Personen in den Fragmenten, noch auch die Recension mit dem Verfasser jener Schriften irgendwie in Beziehung bringt. Wusste dagegen andernfalls Lavater nicht, dass Goethe

die genannten Schriften verfasst hatte, so war derselbe überhaupt noch nichts für ihn und es gebrach ihm an allem Grund zu sagen, dass er sich von seiner Bekanntschaft Vortheil verspreche. Es kann daher nur wiederholt werden: jene Briefstelle aus Lavaters »Fragmenten« ist so zweifelhaften Sinns, dass sie als gar nicht vorhanden behandelt werden muss.

Dass Goethe sich Lavater'n als Verfasser der Recension zu erkennen gegeben habe, wie in »Freundesbilder aus Goethe's Jugendzeit« S. 12 angenommen wird, ist Düntzer'sche Fiction und im Gegentheil als zweifellos anzusehen, dass die beiden sich im Mai 1773 persönlich noch völlig fremd waren; denn noch am 4. November 1773 schreibt Lavater an Herder: »Goethe hat mir seinen Götz von Berlichingen geschickt. Ich lass ihn durch Deinet um sein Portrait bitten. Es scheint, dass wir näher zusammenkommen werden.« (»Aus Herder's Nachlass« II, 70.) Wenn es also im November nur erst s c h i e n, dass beide näher zusammenkommen würden, wenn damals noch Lavater sich Deinet's als Mittler bediente, um Goethe's Bildniss zu erbitten, so ist es nicht denkbar, dass schon im Mai eine vertrauliche Annäherung unter ihnen stattgefunden gehabt habe.

Was die Aufnahme der streitigen Recension in Goethe's Werke veranlasst hat, mag wie anderwärts die Erinnerung an den Antheil gewesen sein, den Goethe einst an Lavater's Schrift genommen hatte, so dass er späterhin es wahrscheinlich fand, ihrer Recension sich selbst unterzogen gehabt zu haben. Möglicherweise hat er aber auch die beiden letzten Absätze der Recension geschrieben, die gewiss von einem andern Verfasser als deren Hauptheil herrühren. Während dieselbe grösstentheils den Inhalt der

Briefe über die »Aussichten in die Ewigkeit« betrifft, bezieht sich jener Schluss auf das von Lavater erst beabsichtigte Gedicht über die künftige Welt und es weht ein dichterischer Geist in dem darüber Gesagten. Wenn diese Schlussworte nun überdies sich mehr anerkennend über Lavater aussprechen, als die übrige Recension, so mag Goethe durch Deinet zu dem Zusatz veranlasst worden sein, um die gerügte Schärfe Bahrdt's in der Beurtheilung Lavater's etwas zu mildern. Über diesen Zusatz mag sich dann Bahrdt wol gegen Deinet ausgesprochen und dadurch dessen obgedachte Äusserung im Brief vom 30. December 1772 hervorgerufen haben.

25. Musenalmanach. Göttingen 1773. Viel zu nüchtern für Goethe. Durch die Erinnerungen an seinen damaligen Verkehr mit dem Herausgeber Boie und an seine Beiträge zu dem Musenalmanach mag Goethe sich haben verleiten lassen, diese Recension für sein Werk zu halten.

26. Die schönen Künste etc. von Sulzer. Obgleich in dieser Recension auf die erste, die der »Theorie der schönen Künste« Bezug genommen ist, so ist die Behandlungsart beider doch so verschieden, dass sie schwerlich aus einer Feder geflossen sind. In gegenwärtiger Recension haben wir gewiss eine Goethe'sche; namentlich konnte der elfte Absatz, das Verhältniss der schönen Künste zur Natur berührend, nur von Goethe so geschrieben werden; die Äusserungen über die Natur erinnern lebhaft an den 1782 in's »Journal von Tiefurt« gegebenen Aufsatz »Die Natur.«

27. A. v. Joch über Belohnung und Strafen nach türkischen Gesetzen. Unmöglich von irgend Jemand sonst als von Goethe; die Fabel im zweiten Absatz allein entscheidet schon. Bemerkenswerth ist, dass

diese letzte in die Werke aufgenommene Recension des Jahres 1772 ganz ebenso von »Hahnenfüssen« überfüllt ist, wie die früher zuverlässig von Goethe verfassten.

Nachdem wir uns oben überzeugt haben, dass Goethe mit Ende 1772 aufhörte für die Frankfurter gelehrten Anzeigen zu arbeiten, könnte es scheinen, als wären ohne Weiteres die in den Werken folgenden acht Recensionen mit Einem Strich zu beseitigen. Indessen dürfen wir sie doch nicht so gewaltsam und ohne Sang und Klang zu den Apokryphen werfen, müssen sie vielmehr ebenfalls einzeln mustern.

28. Lustspiele ohne Heirathen, von dem Verfasser der empfindsamen Reisen durch Deutschland (Schummel). Diese Recension erschien in dem Blatt vom 15. Januar 1773 und Goethe konnte daher sehr wol eine früher übernommene Recension, sei es erst Anfang 1773 oder doch 1772 spät abgeliefert haben, so dass sie erst im zweiten Jahrgang der Anzeigen zum Abdruck gelangte. Die Art der Bezugnahme auf die frühere Goethe'sche Recension der »Empfindsamen Reisen« (Nr. 4) und die ganz gleiche Behandlung nöthigen sie für Goethe zu bewahren.

29. Beiträge zur deutschen Lecture. Zwar erst am 16. Februar abgedruckt, aber doch kaum Goethe streitig zu machen. Der Eingang der Recension, die auf die Titel einer Anzahl Schriften ähnlichen Inhalts anspielt, ist ganz in der Weise Goethe's, der leere Worte so hasste, dass er auch da auf ganz bestimmte Thatsachen sich bezieht, wo er den Leser glauben lässt, dass er nur in's Blaue hinein Beispiele anführe. Man vergleiche über diesen Eingang der Recension die Anmerkung in »Goethe's Werke. XXIX. Theil. Berlin. G. Hempel.« S. 79 f.

30. Theateralmanach für das Jahr 1773. Die Verfasserschaft dieser Recension zu entscheiden ist misslich. Indem das Ende derselben auf den Anfang zurückgreift, drängt sich der Vergleich mit demselben Verfahren in der unbedingt Goethe'schen Recension des Werks von A. v. Joch (Nr. 27) auf; andrerseits aber müsste es auffallen, dass Goethe in der vorliegenden den Ausdruck rügt, »die Geschichte der Fräulein von Sternheim sei genothzüchtigt worden«, während er selbst in der Recension der neuen wiener Schauspiele (Nr. 8) die ähnliche Redensart gebraucht: »Thalia und Melpomene trieben durch Vermittlung einer französischen Kupplerin mit dem Nonsens Unzucht.« Wenn es jedoch ziemt, die in Goethe's Werke einmal aufgenommenen Recensionen im Zweifel darin zu belassen, so mag dies auch zu Gunsten dieser Almanachrecension gelten.

Gleiche Gründe sprechen jedoch weder für

31. J. J. Moser's etc. neueste kleine Staatsschriften, noch für

32. R. Woods Versuch über etc. Homer.

33. Predigten über das Buch Jonas von Lavater. Auch hier mag Goethe's später für dieses Buch aufgetauchtes Interesse, das wir insbesondre aus einer Anmerkung in den »Leiden des jungen Werther« kennen lernen, die Aufnahme veranlasst haben. Ausser dass diese Recension Goethe's Eigenthümlichkeiten nicht aufweist, ist noch überdies bezeugt, dass sie von Bahrdt ist. Deinet schreibt nämlich an Bahrdt am 13. April 1773: »Ich besinne mich und mache ein Päckel Lavater's Predigten über Jonas; sobald als möglich!« Dann am 8. Mai: »Dass ein bischen Ragout beim Jonas mit untergelaufen, geschah ja mit Ihrem Vorwissen und Ihrer Genehmigung. Sie sollen

Oberster bleiben, mein Theurer; aber ich bin in Frankfurt, wo die Häute gegerbt werden«. Wenn also auch hieraus hervorgeht, dass Änderungen in Bahrdt's Arbeit vorgenommen wurden, so sind sie doch keinesfalls von Goethe.

34. Die Lieder Sined's des Barden etc. von Denis haben wir ebensowenig Grund für Goethe zu retten wie

35. Holland's philosophische Anmerkungen über das System der Natur.

Damit wären denn die Recensionen, welche Goethe in die Ausgabe letzter Hand seiner Werke aufnahm, abgethan. Wir haben nunmehr zu untersuchen, ob unter den nicht aufgenommenen solche sich finden, die ihm nichtsdestoweniger gehören möchten. Um dabei thunlich sicher zu gehen, wird man sich, soweit nicht besondre Gründe eine Ausnahme rechtfertigen, an die Beurtheilungen von Schriften zur schönen Literatur, für welches »Gefach« ja Goethe an erster Stelle arbeitete, zu halten haben und hiernach möchten, unter Beiseitlassung der mehr zweifelhaften, doch noch folgende Goethe's Werken künftig einverleibt werden.

36. Usong, eine Morgenländische Geschichte etc. von dem Verfasser des Versuchs schweizerischer Gedichte (Haller) in Nr. XIII. Erinnern wir uns, dass Deinet am 8. Februar 1772 auf Goethe als Mitarbeiter an den gelehrten Anzeigen deutet, so dürfen wir in dieser Recension die erste von Goethe gelieferte erblicken. Die lordmässige Keckheit gegenüber dem berühmten Haller ist Goethe'n zuzutrauen. Ausgelassen hat sie Goethe vielleicht infolge einer ähnlichen Verwechslung, wie zuerst bezüglich der Bekehrungsgeschichten der

Grafen Struensee und Brand stattgefunden hatte, indem hier Goethe Haller's »Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung« (Nr. 7) aufnahm, die wir Goethe'n aberkennen müssen. Hier hat Goethe nur unterlassen, das Versehen zu verbessern.

37. Kanut der Grosse etc. Eine Heldengeschichte in Nr. XLIII. Mit Goethe'scher Laune geschrieben und nicht ohne Hahnenfüsse.

38. Epistel an Herrn Oeser (von Riedel) in Nr. XLIV. Düntzer (Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit. S. 134) hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, dass diese Anzeige von Goethe ausgegangen sei und es ist dieser Vermuthung beizupflichten, da die daraus hervorleuchtende genaue Bekanntschaft des Schreibers mit Oeser unter den Frankfurter Genossen wol nur Goethe'n zukam und dieser durch die Herzlichkeit seiner Briefe an Oeser genugsam bezeugte, dass er in diesem den Menschen nicht weniger als den Künstler schätzte und liebte, wie es hier der Recensent auch zu erkennen giebt.

39. Homer's Iliade. Erster Band (von Küttner) in Nr. LII. Hier ist Goethe's Stil kaum zu verkennen. Berücksichtigen wir sodann, dass er damals sich innig mit Homer vertraut gemacht hat und z. B. Anfang Juli 1772 an Herder schrieb: »Seit ich nichts von Euch gehört habe, sind die Griechen mein einzig Studium; zuerst schränkt' ich mich auf den Homer ein«; sowie ferner, dass er damals nebst Herder ziemlich vereinzelt stand in der Verweisung auf die Sprechweise des Volks und der älteren deutschen Schriftsteller, namentlich des Hans Sachs, der hier dem Homerübersetzer als Muster vorgehalten wird, so wird ein Zweifel an Goethe's Hand bei dieser Recension nicht aufkommen dürfen. Die Aufnahme der-

selben in die Werke unterliess Goethe vielleicht absichtlich deshalb, weil er später im Gegensatz zu der 1772 ausgesprochnen Ansicht eine Übersetzung Homer's in ungebundner Rede gerade für erwünscht hielt; möglicherweise kann aber auch hier anstatt dieser Recension durch einen Gedächtnissirrthum »Wood's Versuch über den Homer« in die Werke gerathen sein.

40. Moralische Erzählungen und Idyllen von Diderot und S. Gessner. Oben bei Prüfung der Recension der »Aussichten in die Ewigkeit« ist bereits bemerkt worden, dass Düntzer die vorbezeichnete Recension für Goethe in Anspruch nahm, weil Lavater mitgetheilt hat, dass diese beiden Recensionen eines Verfassers seien, dass aber wir zwar die ganz Goethisch gehaltne Recension der Moralischen Erzählungen und Idyllen auf Goethe's Liste setzen, dagegen die andre davon streichen zu müssen glauben. Auf das dort Gesagte ist hier zu verweisen.

41. Meine Vorsätze. Folgen meiner Überzeugung in Nr. LXXVI. Hirzel wies darauf hin, dass die Nachschrift hinter dieser Recension von Goethe herrühren müsse, da sie an dessen Besprechung der »Bekehrungsgeschichte des Grafen Struensee« anknüpfte. Darin wird ihm recht zu geben sein, nicht aber hinsichtlich des daraus gezognen Schlusses, dass auch die ganze Recension von Goethe verfasst sei. Dafür spricht nichts; dass die Nachschrift etwas für sich Bestehendes sei, ist vielmehr durch drei Sternchen, welche sie von der eigentlichen Recension trennen, merkbar hervorgehoben und es kann jedenfalls nur erstere Goethe'n zugetheilt werden.

42. James Beattie Versuch über die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit im Gegen-

satze der Klügelei und der Zweifelsucht. Aus dem Englischen. In Nr. LXXXIV. Auch hier liegt ohne Zweifel die Einmischung in eine von andrer Hand geschriebene Recension vor; denn eine Unterbrechung des Haupttextes ist darin deutlich erkennbar. Der erste Theil der nüchternen Beurtheilung schliesst mit dem Satz: »Der Mensch ist nicht zum Metaphysiciren da, und trennet er einmal Vernunft von gesundem Verstande, Speculation von Gefühl und Erfahrung — der Dädalus und Icarus hat den festen Boden der Mutter Erde verlassen; wohin kann er sich mit seinen wächsernen pennis homini non datis verlieren? wohin kann er sinken?«

Unmittelbar hieran gehört der weiterhin folgende Theil der Recension, beginnend: »Und diesem gesunden Sinne an der Wahrheit, diesem simplen und starken Nerven und Triebe der Menschheit, was ist, zu sehen wie es ist, und es am leichtesten so ohne Schminke und Augenspiel zu sehen — diesem gottähnlichen Organ hält der Verfasser seine herrliche Standrede«.

Zwischen jenem zuerst angeführten Satz der Recension und dem vorstehenden ist nun eine, den Zusammenhang zerreissende Zornrede gegen Speculation eingeschoben, ein wahres Raketenfeuer kühner Gleichnisse, eine Fülle kurz abbrechender Sätze, ein Gewirr hahnenfussähnlicher Ausrufungszeichen — mit einem Wort ein untrügliches Goethestück.

43. Wolf Krage, ein Trauerspiel von J. Ewald in Nr. XCIV. Eine radicale Vernichtung ganz in Goethe's Charakter.

44. Über das von dem Herrn Prof. Hausen entworfne Leben des H. G. R. Klotz (von J. G.

Jacobi) in Nr. CI. Goethe's damaliger gründlicher Hass gegen die Jacobi spricht sich in dieser Recension so aus, dass kaum ein andrer Schriftsteller zu denken ist, der in gleichem Sinne geschrieben haben könnte; dieselbe ist aber auch schon wegen ihrer Zugehörigkeit zu der oben unter 11 verzeichneten Recension über Hausens Schrift für Goethe in Anspruch zu nehmen.

45. Nachrede statt der versprochenen Vorrede in Nr. CIV., zwar keine Recension, aber ein Aufsatz über die Recensionen, zu welchem sich Goethe in einem Brief an Kestner — den 39. in »Goethe und Werther, herausgegeben von A. Kestner« bekennt.

Im Jahr 1773 Spuren Goethe's aufzusuchen, tragen wir Bedenken, ohne jedoch damit andern Forschern die Mühe verleiden zu wollen.

Zum Schlusse fassen wir das Ergebniss unserer Prüfung in folgendem zusammen.

Aus Goethe's Werken sind die Recensionen 1, 2, 7, 9, 12, 22, 25, 31, 32, 33, 34 und 35 ganz zu entfernen;

als nur theilweis von Goethe herrührend sind zu bezeichnen 3 und 24, sowie überdies 41;

neu in die Werke sind aufzunehmen 36 bis mit 43.

Zeitlich ordnen sich die letzteren unter die bisher in Goethe's Werke, Ausgabe letzter Hand, aufgenommenen in nachstehender Weise ein; das beigesetzte Datum ist das der betreffenden Nummer der Frankfurter gelehrten Anzeigen; die eingeschaltnen Recensionen sind die aus den Werken zu entfernenden, die mit * bezeichneten sind nur stellenweis von Goethe, die mit o versehenen sind neu in die Werke aufzunehmen.

1772.

(Nr. 1. — 11. Februar.)
(» 2. — 14. »)
o » 36. — 14. »
* » 3. — 21. »
» 4. — 3. März.
» 5. — 20. »
» 6. — 31. »
(» 7. — 3. April.)
» 8. — 17. »
(» 9. — 1. Mai.)
» 10. — 22. »
» 11. — 29. »
o » 37. — 29. »
o » 38. — 2. Juni.
(» 12. — 9. »)
» 13. — 19. »
» 14. — 23. »
o » 39. — 30. »
o » 40. — 25. August.
Nr. 15. — 1. September.
» 16. — 18. »
» 17. — 11. »
» 18. — 15. »
» 19. — 15. »
» 20. — 15. »
o* » 41. — 22. »
» 21. — 29. »
o » 42. — 20. October.
(» 22. — 27. »)
(» 23. — 27. »)
* » 24. — 3. November.
(» 25. — 13. »)
o » 43. — 24. »
» 26. — 18. December.
o » 44. — 18. »
» 27. — 25. »
o » 45. — 29. »

1773.

Nr. 28. — 15. Januar.
» 29. — 16. Februar.
» 30. — 9. April.
(» 31. — 13. »)
(Nr. 32. — 23. April.)
(» 33. — 7. Mai.)
(» 34. — 20. Juli.)
(» 35. — 17. August.)

Hiermit ist zwar dieser Aufsatz, nicht aber die Untersuchung der behandelten Angelegenheit für die Goetheforschung geschlossen. Mit Spannung sehen wir insbesondere dem Ergebniss der philologischen Studien des Professors Scherer entgegen, der in dem schon erwähnten vorläufigen

Aufsatz in der »Deutschen Rundschau« volles Verständniss für die Wichtigkeit des Gegenstandes bekundet. Möchte zunächst eine Ausgabe der Recensionen Goethe's in den Frankfurter gelehrten Anzeigen nach Anleitung der vorstehenden Übersicht besorgt werden! Dabei würde es sich empfehlen, die Stufen der Wahrscheinlichkeit von Goethe's Mitwirkung an den einzelnen Recensionen durch besondern Druck zu unterscheiden, also etwa — dafern man Rücksicht auf Goethe's Auswahl für die Werke nehmen und alle dort abgedruckten wieder aufnehmen wollte — nach folgenden Classen:

die in den Werken befindlichen von Goethe zweifellos oder doch möglicherweise verfassten Recensionen, beziehentlich Stellen in denselben, etwa in Schwabacher Schrift;

die in den Werken befindlichen, wahrscheinlich nicht von Goethe verfassten Recensionen, etwa Antiqua;

die nicht in den Werken befindlichen, aber wahrscheinlich von Goethe verfassten Recensionen, etwa Fractur.

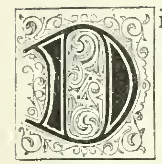
Bei den muthmasslich nur stellenweis von Goethe geschriebenen Recensionen würden Goethe's Stücke in Schwabacher, die Recension im übrigen aber in Antiqua, endlich Nr. 41 und Nr. 42 mit Ausnahme der Nachschrift in der ersten und des herausgehobenen Zwischensatzes in der andern Recension etwa in italienischer Schrift zu drucken sein.





2. Goethe's Briefwechsel und seine 1868 veröffentlichten Briefe an von Voigt.

I.



Die veröffentlichten Briefe und Briefbruchstücke Goethe's sind schon zu einer erklecklichen Zahl angewachsen; es liegen deren gedruckt an rund 340 genannte Personen vor, wozu noch mehrere einzelne Briefe kommen, deren Adressaten unbekannt sind; die Zahl derselben belief sich bis zur Ostermesse 1868 auf 3900, ausschliesslich der an Frau von Stein gerichteten, deren allein gegen 1800 vorliegen, eine Zahl, die sich nicht genau feststellen lässt, weil theils nicht immer zu sagen ist, welche Sendeblätter als besondere Briefe zu behandeln sind, theils die Zahl der in die »Italienische Reise« aufgenommenen Stücke aus den Briefen an dieselbe nicht genau bestimmbar ist; nach einer Äusserung Schiller's zu urtheilen, empfing Frau von Stein gegen 100 Briefe von Goethe aus Italien.

An eine Menge Personen sind nur einzelne oder doch nur wenige Briefe geschrieben, aber mit vielen Freunden

hat Goethe eine geraume Zeit hindurch, ja bis zu 58 Jahren in Briefwechsel gestanden, und zwar in diesem längsten mit dem Major von Knebel, der, obwol älter als Goethe, diesen doch noch überlebte, indem er es bis zu einem Alter von beinahe 90 Jahren brachte; aus dieser Zeit sind 349 Briefe Goethe's an Knebel bekannt.

Der nach der Dauer nächstbedeutende Briefwechsel ist der mit Frau von Stein, welcher mit 1776 beginnend, bis 1826 (sie starb im Januar 1827) sich erstreckte. Er ist der Zahl der Briefe nach weitaus der stärkste, und diese Zahl erscheint um so staunenswerther, wenn man bedenkt, dass der lebhafte briefliche Verkehr nur in den Jahren 1776 bis 1788, während der ungestörten innigen Vertraulichkeit beider stattfand, während späterhin nur von Zeit zu Zeit ein Briefchen abging.

An Lebhaftigkeit steht diesem Briefwechsel zunächst der mit Schiller, der innerhalb der Jahre 1794 bis 1805 auf 533 Briefe von Goethe's Seite anwuchs, von denen die bei weitem meisten in's vorige Jahrhundert fallen, da später das persönliche Zusammenleben immer häufiger wurde, besonders seit Schiller in Weimar wohnte.

Den vierten Rang nimmt der Briefwechsel mit dem Maurermeister und Professor Zelter in Berlin ein, der 1799 einen erst nur schwachen Anfang, nach Schiller's Tod aber einen starken Aufschwung nahm und nur allmälig wieder schwächer von seiten Goethe's geführt wurde, aber dennoch 367 Briefe von ihm zählt.

Nächstdem folgt der Briefwechsel mit Karl August, d. h. nach der Zahl der gedruckten Briefe Goethe's, deren wir 187 kennen, obwol von 1775 bis 1828 ihrer mehr als noch einmal so viel werden geschrieben worden sein.

Hieran schliesst sich der Briefwechsel an den Kunstfreund Sulpiz Boisserée, der von 1810 bis 1832 159 Briefe ausser einigen dichterischen Sendeblättern aufweist.

An Herder sind von 1771 bis 1803 94 gedruckte Briefe von Goethe gerichtet, an Friedrich Jacobi 91 von 1774 bis 1817, an Heinrich Meyer 88 von 1788 bis 1830, an Kestner, den Gatten der Lotte Buff, 82 von 1772 bis 1798, an Staatsrath Schultz 73 von 1814 bis 1831, an Graf Reinhard 72 von 1807 bis 1831, an Lavater 63 von 1774 bis 1783, an Rochlitz 63 von 1800 bis 1831, an Professor Döbereiner 58 von 1810 bis 1829, an Hofkammerrath Kirms 50 von 1797 bis 1808, an Nicolaus Meyer 46 von 1800 bis 1830, an Kriegsrath Merck 42 von 1774 bis 1788, an Graf Sternberg 37 von 1820 bis 1832, an Frau von Schiller 36 von 1795 bis 1819, an Legationsrath Weller 36 von 1818 bis 1830, an Riemer 35 von 1804 bis 1832, an Aug. Wilh. Schlegel 34 von 1797 bis 1803, an Friedr. Aug. Wolf 30 von 1795 bis 1819 u. s. w.

Der älteste bekannte Brief Goethe's ist an seinen Jugendfreund Riese in Frankfurt aus Leipzig am 20. und 21. October 1765 geschrieben, der letzte vom 17. März 1832 an Wilhelm von Humboldt; das gibt einen Lebensüberblick über zwei Menschenalter.

Wie Goethe's Wissen und Denken überhaupt, erstreckt sich auch sein Briefwechsel über fast das ganze Reich der Forschung und der Erfahrung; wenigstens werden fast alle Fächer berührt, wenn auch mehrere, aber allerdings für einen einzelnen Mann ungewöhnlich viele, seine Aufmerksamkeit anhaltender fesselten. Da aber andere Menschen nicht so umfassend zu sein pflegen, auch Goethe's Brieffreunde, wennschon diese nicht Leute gewöhnlichen Schlags waren, sich hierin nicht mit ihm messen konnten,

so ist es begreiflich, dass mit dem einen Brieffreund der eine, mit dem andern ein anderer Gegenstand vorzugsweise behandelt wurde, wobei jedoch die Briefe an näherstehende Freunde allerhand sich gelegentlich Darbietendes berühren. So unterhielt sich Goethe z. B. über Grundlehren der Künste hauptsächlich mit Schiller; über Erscheinungen im Gebiete der Dichtkunst mit eben demselben, sowie mit Schlegel, Böttiger, Riemer; über Naturwissenschaftliches mit Merck, Sömmering, Carus, von Leonhard, Graf Sternberg, Schultz, Mahr, Döbereiner; über bildende Kunst mit Oeser, Heinrich Meyer und Boisserée; über Fragen aus der übersinnlichen Welt mit Lavater und Jacobi; über Bühnenwesen mit Kirms, Rochlitz, Iffland, Graf Brühl; über dienstliche Angelegenheiten mit v. Voigt, Weller. Lebensbezüge besprach er besonders mit Lavater, Merck, Jacobi, Herder, Salzmann, v. Knebel, den Frauen v. Grothuss, v. Eybenberg, v. La Roche u. s. w.

Was die Bedeutung der Briefe Goethe's anlangt, so darf man einen selbständigen wissenschaftlichen Werth nur ausnahmsweise in ihnen suchen; vielleicht sind es nur die kunstwissenschaftlichen Untersuchungen in den ersten Jahrgängen des Briefwechsels mit Schiller, die einen solchen beanspruchen können. Die sonstigen, selbst in wissenschaftlichen Angelegenheiten geschriebenen Briefe enthalten meist nur Fragen oder kurze Nachrichten, ohne ein wichtiges Ganze zu bilden. Der Hauptwerth der Briefe Goethe's liegt aber — abgesehen von einzelnen Stellen, die sich als Ausfluss umfassendster Weltbetrachtung, durch Tiefe der Gedanken und durch Schönheit des Ausdrucks hervorthun — in dem Stoffe, den sie zur Kenntniss Goethe's bieten. Und wie unter denen, die sich eingehender mit Goethe beschäftigt haben, längst anerkannt

ist, allmälig aber die Überzeugung aller Gebildeten werden wird, ist die Durchdringung seines in Wechselwirkung stehenden innern und äussern Lebens als eines ebenso rein als reich sich entwickelnden eine Bildungsaufgabe der Zukunft.

Für den Einblick, den die Briefe in sein Inneres eröffnen, stehen Goethe's Jugendbriefe bis in die erste Weimarer Zeit höher als die spätern, indem Goethe theils überhaupt sich dann nicht mehr so harmlos gab, insbesondere nach der Rückkehr aus Italien sich mehr verschloss, theils durch die Gewohnheit, seine Briefe einem andern in die Feder zu sagen, an Unbefangenheit dabei verlor. Die Abneigung gegen eigene Federführung brachte er von Frankfurt mit, und sogar seine Mutter, sein Schwager und vertraute Freunde fanden früh Ursache, über die Zwischenschiebung des fremden Schreibers zu klagen. Zu Ausgleichung der daraus entstehenden Zurückhaltung fügte Goethe den von fremder Hand niedergeschriebenen Briefen bisweilen noch einige eigenhändige Zeilen bei, die dann sofort schon durch ungezwungenere Fassung sich kenntlich machen; gewöhnlich sind aber nur die das Verhältniss Goethe's zum Briefempfänger bezeichnenden Schlussworte und dann selbstverständlich die Namensunterschrift mit »G.« oder »Goethe«, oder »J. W. v. Goethe«, höchst selten mit vollausgeschriebenen Vor- und Zunamen eigenhändig.

Die Verwendung eines Schreibers lässt sich noch in manchen Eigenthümlichkeiten der Briefe Goethe's erkennen. Wenn er sich mit einem Gegenstande beschäftigte, über welchen er einigen Brieffreunden Mittheilung zu machen wünschte, so liess er das Entsprechende aus dem einen Briefe in die andern wörtlich übertragen; dann blieben die

Briefe liegen, bis dem einen dies, dem andern anderes sich beizufügen fand, und das ging so fort, bis es ihm angemessen schien, den Brief — nach Befinden am Ende des Bogens mitten im Satze — abzuschliessen und abzusenden. Da dann der Brief meistens nur Ein Datum erhielt, so führt dieses Verfahren oft irre über den Tag, von welchem an einer nicht an dem Tage des angegebenen Datums geschriebenen Stelle die Rede ist.

Die Veröffentlichung von Briefen und Briefwechseln Goethe's hat früh begonnen. Goethe widmete anfangs den Briefen der Verwandten und Freunde grosse Sorgfalt und packte 1782 alle seit 10 Jahren empfangenen auf's beste zusammen; allein vor seiner dritten Schweizerreise (1797) bewog ihn die Furcht, vertrauliche Mittheilungen vor die Öffentlichkeit gezogen zu sehen, den grössten Theil derselben dem Feuer zu übergeben, was er freilich nachmals höchlich bereuete.

Nichtsdestoweniger war es Goethe selbst, der mit Herausgabe seiner Briefe begann. Schon in seine »Italienische Reise« (1816) nahm er Briefe an den Herzog Karl August und an Herder, sowie, wenn auch sehr überarbeitet, solche an Frau v. Stein auf; ebenso in die »Schweizerreise von 1797« — die allerdings erst nach seinem Tode ausgegeben wurde — Briefe an Karl August, Schiller, Heinr. Meyer, Geh. Rath Voigt und Buchhändler Cotta. Als selbständiges Werk veranstaltete er die Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller (1828 und 1829 in 6 Bänden), nachdem er bereits 1824 im V. Bande »Über Kunst und Alterthum« einen Theil dieses Briefwechsels veröffentlicht hatte. Indessen wurden bei jener Ausgabe mehrere verfängliche, namentlich Zeitgenossen betreffende Briefe und Briefstellen ausgelassen und viele Personen-

namen durch irreführende Anfangsbuchstaben bezeichnet; überdies war wenig Aufmerksamkeit auf die Bestimmung der die Jahres- und Tagesangabe nicht enthaltenden Briefe verwandt, so dass dieser Vorgang mancher spätern schlechten Briefwechselausgabe als Vorbild gedient zu haben scheint. Zwar hat eine zweite Ausgabe des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller (1856) die meisten Briefe unverstümmelt und besser geordnet gebracht, aber immer noch absichtlich oder unabsichtlich Lücken und falsche Reihefolgen gelassen.

Nächst dieser Herausgabe bereitete Goethe die seines Briefwechsels mit Zelter in seinen letzten Lebensjahren vor, jedoch mit der Bestimmung, dass die Veröffentlichung erst nach seinem Tode zum Besten einer Tochter Zelter's erfolgen solle. Der Briefwechsel erschien 1833 und 1834 in 6 Bänden.

Den Druck von Briefen aus seinen Jugendjahren lehnte Goethe entschieden ab, namentlich als man ihn nach dem Erscheinen der ersten Bände von »Wahrheit und Dichtung« dazu drängen wollte; er vernichtete sogar noch als Greis mehrere solcher Briefe, die ihm Zeugen eines Zustandes der Gährung waren, an den er nur mit Unbehagen sich erinnert sah. Aber die Genossen seiner Jünglingsjahre legten schon einen merkwürdig hohen Werth auf Goethe's Briefe, so dass aus seinem 16. bis 21. Jahre gegen vierzig sich erhalten haben, die gedruckt sind, ganz abgesehen von Briefen an die nächsten Verwandten. Nahm doch sogar der um einige Jahre ältere Assessor, nachherige Bürgermeister Hermann zu Leipzig Abschriften von Briefen des noch unmündigen Jünglings. Aber es weht auch in denselben ein ganz ureigner Geist, so dass sie wol kaum ihres Gleichen haben.

Nach Goethe's Tode traten Briefwechsel und Sammlungen seiner Briefe an verschiedene Personen zahlreich hervor, theils zerstreut in Schriften über Goethe, in Zeitschriften, in Lebensgeschichten seiner Brieffreunde und in deren brieflichen Hinterlassenschaften, theils aber auch selbständig oder doch als hauptsächlicher Inhalt grösserer Werke; so Briefe an Kirms 1832, an Lavater 1833, an Gräfin Auguste zu Stolberg 1839, an Heinr. Meyer, Riemer, Fritz v. Stein und A. W. Schlegel 1846, an Frau v. Stein 1848 bis 1851, an Käthchen Schönkopf und Rochlitz 1849, Briefwechsel mit Graf Reinhard 1850, mit v. Knebel 1851, mit Schultz 1853, Briefe an Grüner 1853, an Charlotte Kestner und ihren Gatten 1854, an Nicol. Meyer 1855, an Herder und an Döbereiner 1856, Briefwechsel mit Boisserée 1862, mit Karl August 1863, mit Graf Sternberg 1866, endlich Briefe an E. A. Wolf und an v. Voigt 1868.

Die Aufgabe, welche den Herausgebern von Briefen zufällt, ist: für möglichst vollständige Herbeischaffung und Feststellung der an die betreffende Person geschriebenen zu sorgen, das Geschriebene richtig zu lesen, das Gelesene vollständig und getreu wiederzugeben, das Gegebene, soweit es nicht jedem Gebildeten ohne Weiteres verständlich ist, zu erläutern, die etwa den Briefen fehlenden Adressen, sowie Jahres- und Monatstagangaben zu bestimmen und, wenn sie ihren Pflichten vollständig nachkommen wollen, den Inhalt durch Register bequem nutzbar zu machen. Gegen alle diese Obliegenheiten haben freilich die Herausgeber von Briefen Goethe's vielfach gesündigt und lassen noch reichliche Arbeit zu thun übrig.

Beim Druck der Briefe an manche Personen hat allerdings gar nicht die Absicht vorgeschwebt, einen wirk-

lichen Beitrag zur Goethe-Literatur zu liefern und alle Briefe zu veröffentlichen, sondern es sind nur gelegentlich einige oder auch nur Bruchstücke von besonderer Bedeutung an's Licht befördert worden, und so sind namentlich, soweit es allein aus gedruckten Quellen nachweisbar, in der Hauptsache ungedruckt die Briefe an Büsching, v. Cornelius, Buchhändler v. Cotta, Eichstädt, Gräfin Egloffstein, Caroline Flachsland (später verehelichte Herder), Elisabeth Goethe, Ottilie v. Goethe, Alexander und Wilhelm v. Humboldt, Kayser, Klinger, Bergrath Lenz, Frau Melber, Mendelssohn-Bartholdy, Nees v. Esenbeck, Joh. Georg Schlosser, v. Schreibers, Tischbein, Uwarow, Wieland, v. Willemer.

Wie gross aber ist die Zahl der Personen, mit denen Goethe Briefe gewechselt, ohne dass nur einer gedruckt wäre! Folgende Adressaten lassen sich ebenfalls nur aus Druckschriften nachweisen, also ganz abgesehen von denen, die nur aus Archiven, Sammlungen für Goethekunde, Handschriftensammlungen und sonst engeren Kreisen bekannt sind: Ackermann, Ampère, Bachmann, Baureis und Frau, Schauspielerin Beck, Becker, Behrisch, Binder, Blumenbach, Boie, v. Bree, Brizzi, Ritter Cataneo, Cousin, Baron Cuvier und Tochter, Deinhardstein, Delavigne, Deschamp, Duport, Edwards, v. Einsiedel, Freiherr v. Frankenberg, Frau v. Fritsch geb. v. Wolfskeel, Gräfin Fritsch, Gerard, Kaspar Goethe (der Vater), Cornelia Goethe, Frau v. Goethe geb. Vulpius, Elisa Gore, Hackert, Heeren, v. Hendrich, Hess, die Landgrafen Christian und Ludwig v. Hessen-Darmstadt, Heyne, Victor Hugo, Hüttner (in London), Hundeshagen, Kestner (Lotten's Sohn), Kapp, Koch, v. Kügelgen, Bibliothekar Langer, Galerie-Director Langer, v. Langermann, Reinhold Lenz, Lerse, Fürst Lichnowsky, Lichtenberg,

Frau v. Lichtenberg, Fürst Lobkowitz, Frau v. Löw, v. Marschall, Mattoni, Erbgrossherzogin Caroline v. Mecklenburg-Schwerin, Fürst Metternich, Ernst Meyer, Moller, Moritz, v. Moser, Müllner, Neureuther, v. Oppen, Osiander, v. Piquot, Pyrker, v. Quandt, Rapp, Edler v. Retzer, Herzogin Charlotte v. Sachsen-Gotha, St. Hilaire, Scherer, v. Schelling, Fried. Schlegel, Frau Schlosser geb. Fahlmer, Adele Schopenhauer, Corona Schröter, Schütte, Bade-Inspector Schütz, v. Schütz, Schwabe, Seebeck, Sprengler, Steffens, Steigentesch, Stieglitz, Streckfuss, Thorwaldsen, Tobler, Toussaint, v. Trebra, v. Treitlinger, Unzelmann, Bergrath Voigt, Volckammer, Vulpius, Walder, v. Warnsdorf, Weygand, Frau v. Willemer.

Unter diesen hundert und etlichen und den obigen zweiundzwanzig Personen wie manche, deren brieflicher Verkehr mit Goethe ein höchst kennenswerther sein muss!

Aus der Zahl der bekannten und der als geschrieben erwähnten Briefe lässt sich schliessen, dass Goethe mehr als zehntausend Briefe abgefertigt haben muss, die denn doch wol zum weitaus grössten Theile noch vorhanden sein mögen.

Die Veröffentlichung derselben scheitert an verschiedenen Ursachen. Rücksichtnahme auf die Personen, an welche die Briefe gerichtet oder welche darin besprochen sind, kann gegenwärtig nicht mehr mit Grund massgebend sein: auch Gewissenhaftigkeit, wenn sie in's Peinliche geht, wird verwerflich. Hiernächst halten Besitzer von Briefen Goethe's gar oft deren Inhalt für zu unbedeutend, um an Veröffentlichung zu denken: mit Unrecht, da die geringfügigste Niederschrift Goethe's an rechter Stelle benutzt, von einem Werthe sein kann, den selbst der Forscher nicht von vornherein allemal sogleich zu er-

kennen im Stande ist. Umgekehrt legen ferner andere Besitzer Goethe'scher Briefe diesen einen zu hohen Geldwerth bei und verhindern dadurch die Herausgabe. Dahin gehören auch Handschriftensammler, welche einen besondern Werth ihrer Schätze darin suchen, dass sie ungedruckt sind. Endlich ist der Buchhandel im Allgemeinen den Sammlungen von Briefen Goethe's nicht geneigt, da er bei deren Verlag durchschnittlich kein lohnendes Geschäft finden will.

II.

Goethe's Briefe an Christian Gottlob v. Voigt. Herausgegeben von O. Jahn. Mit Voigts Bildniss. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, ist die 1868 auf den Büchermarkt gekommene Veröffentlichung von Briefen Goethe's. Das Buch enthält (nicht blos, wie in der Ankündigung gesagt wird, 248, sondern) 265 Briefe Goethe's an Voigt, wovon jedoch 55 bereits früher gedruckt sind. Sie umfassen den Zeitraum von 1786 bis 1819.

Die Einleitung (118 Seiten) bringt eine anziehende Lebensgeschichte und Charakteristik Voigt's und lehrt uns eine bedeutende Persönlichkeit kennen. Voigt war 1743 in Allstedt geboren, hatte seine Schulbildung auf der Klosterschule zu Rossleben erhalten und in Jena studirt, worauf er zuerst als Accessist an der Weimarer Bibliothek in den Staatsdienst trat, dann bald nach seines Vaters Tode dessen Stelle, die des Justizamtmanns zu Allstedt, übertragen erhielt (1770), von 1777 aber zuerst als Regierungsrath in die Landesverwaltung berufen ward, in welcher er bis zum Mitgliede des Geheimen Raths, späteren Staatsministeriums aufstieg, als dessen Präsident er

1819 starb. Seit 1804 war er Excellenz, 1807 empfing er den Adel und 1816 bei Erneuerung des Falkenordens wurde ihm das erste Grosskreuz, mehrere Tage vor jeder andern Ordensverleihung, zutheil.

Voigt war ein Mann von vorzüglicher geistiger Begabung und grosser Vielseitigkeit, als Geschäftsmann von ungemeiner Ausdauer und Gewandtheit, bewährt in den verschiedenartigen Zweigen der inneren Verwaltung wie in Verhandlungen mit dem Auslande, und bei aller Belastung mit Dienstarbeiten und trotz häufiger Klagen über dieselbe ein heiterer Gesellschafter, ein rastloser Jünger der Wissenschaft, der z. B. im »Deutschen Merkur« über die Geschichte der Kartenspiele schrieb, in der von Goethe gestifteten Freitagsgesellschaft Vorträge über die neuesten Entdeckungen Nordamerikas, über die Entstehung des Basalts, über eine alte Urkunde, über preussische Gesetzgebung, sowie über Durchstechung von Landengen hielt und insbesondere ernster mit der Münzkunde sich beschäftigte, endlich ein Freund der Dichtkunst, der als solcher nicht nur gemüthliche Lebensverhältnisse, sowie geschichtliche Ereignisse feierte, sondern auch Maskenzüge, die er selbst entworfen, mit zierlichen Versen unterstützte. Seine Verwaltungsgrundsätze waren freisinnig; heutige Demokraten werden vielleicht seine Ergebenheit für seinen Landesherrn nicht nach ihrem Geschmack finden. Sein Leben war sittenrein, sein Handeln von äusserster Gewissenhaftigkeit und reinem Wolwollen geleitet.

In seinem Hause erlitt Voigt manches Ungemach. Eine Tochter war blödsinnig, ein Sohn starb als Regierungsrath infolge des Schreckens, als er von den Franzosen wegen eines in Geheimschrift verfassten Briefs verhaftet und mit Erschiessen bedroht worden war; eine geliebte

Gattin starb ihm ebenfalls; er verheirathete sich nachher mit deren Nichte.

Wann und wodurch er mit Goethe in nähere Berührung kam, ist nicht ermittelt. Dass Voigt Goethe'n von Anfang seiner Laufbahn kannte, ist zweifellos, und manche an Spott streifende Bemerkungen in seinen Briefen an den Justizrath Hufeland in Jena deuten darauf, dass er jenen nicht fern stand, die durch allerhand Klatsch Goethe's Ruf zu bemäkeln suchten. Letzterer erkannte sehr bald Voigt's grossen Werth, und als die herzogliche Bergwerkscommission durch den Zurücktritt des Kammerpräsidenten v. Kalb und durch Beförderung des Geheimen Hofraths Eckardt allein noch aus Goethe bestand, erbat sich dieser in einem von ihm eigenhändig entworfenen Vortrag an den Herzog vom 29. August 1783 Voigt als Collegen. Von da an beginnt ein freundschaftliches Verhältniss zwischen beiden, dessen ungetrübte Dauer bis zu Voigt's Tode die vorliegenden Briefe bezeugen.

Das Buch enthält mit wenigen Ausnahmen, in denen Stellen aus Voigt's Briefen an Goethe zur Erläuterung aufgenommen sind, nur Briefe des letzteren. Lebhafter wäre uns das gegenseitige Verhältniss allerdings vor Augen getreten, wenn der ganze Briefwechsel geboten worden wäre; nehmen wir indessen das Gegebene vom Standpunkte der Goethefreunde dankbar an und gehen wir an der Hand der oben aufgestellten Grundsätze über das Verfahren bei Herausgabe von Briefen Goethe's zu einer Prüfung des angezeigten Werkes über.

Die Forderung der Vollständigkeit ist nicht erfüllt, und zwar, wie die Vorrede sagt, nicht aus Nachlässigkeit oder Bedenklichkeiten, sondern aus Grundsatz. Der Herausgeber hat geglaubt, auch eine grosse Anzahl von Briefen

Goethe's ausscheiden zu müssen, weil sie, rein formal geschäftlicher Art, kein Interesse gehabt hätten, das nicht durch die mitgetheilten hinreichend befriedigt worden sei. So sind allein 31 Briefe und Briefbruchstücke von denen weggeblieben, die Vogel in »Goethe in amtlichen Verhältnissen« hat abdrucken lassen. Es soll nicht geleugnet werden, dass dieses Verfahren von vielen Seiten gebilligt werden wird, allein Schreiber dieses steht nicht bei den Zustimmenden. Das Buch giebt zu viel oder zu wenig. Hat Rücksicht auf den weiteren Leserkreis genommen werden sollen, welcher sich Goethe's Geisteserzeugnissen gegenüber rein geniessend verhält und der daher von Briefen nur mitgetheilt haben will, was unterhält, so ist die Zahl schon zu beträchtlich; aber wer in Goethe's Schriften forscht, um, zu dem Zwecke der Ermöglichung eines vollständigen Verständnisses seiner Werke, zunächst seine Lebensbeziehungen, die sich darin spiegeln, vollständig festzustellen, wer bei solchen Arbeiten gefunden hat, welchen Werth oft das unbedeutendste Blättchen zur Erklärung einer dunkeln Stelle hat, wie bisweilen von einem einzigen Wort ein ganzer Lichtstrom ausgeht, der wird gewiss die Zurückhaltung einer grossen Anzahl Goethe'scher Briefe und Briefchen beklagen. Hat doch Goethe durch seinen Vorgang selbst die Förderung der Vollständigkeit anerkannt, indem er bei Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller Zettelchen geringsten Belangs aufnahm und nur strich, was Lebende verletzen konnte. Wenn man von manchen der schon gedruckten, die ausgelassen worden sind, auf die noch ungedruckten schliesst, wozu der Herausgeber Seite VII der Vorrede ausdrücklich ermächtigt, so muss man in der That annehmen, dass etwas stark gesiebt worden ist. So dürfte es z. B. selbst dem

weiteren Leserkreis ergötzlich sein, aus nachstehendem weggebliebenen und überhaupt noch nicht gedruckten Briefchen, mit welchem Goethe um die Mitte der neunziger Jahre die seinerseits vollzogene Reinschrift eines Erlasses der Bergwerkscommission an Voigt sandte, zu ersehen, mit welcher Genauigkeit Goethe die Curialien überwachte:

»Wegen der Courtoisie fällt mir ein Bedenken ein. Da wir mit Hochwohlgeboren zu thun haben, würden wir wol gehorsamste setzen müssen. Wollten wir als Bergwerkscommission uns nicht so unterzeichnen, so könnte man oben statt uns setzen: Die Fürstl. Bergwerkscommission. Da wäre aber das Schreiben nochmals zu mundiren. Ich überlasse Ihnen die Dijudicata. Leben Sie recht wol.

Goethe.«

Goethe's Geschäftsschlauheit bezeugt gleichfalls auf spasshafte Weise die ebenso übergangene, aus derselben Zeit herrührende eigenhändige Zuschrift an Voigt:

»Sie erhalten hierbei den Aufsatz zum Vortrage mit dem Anhange der Deliberanden. Bei den einen hab' ich das Contra, bei den andern das Pro weggelassen; beides werden uns die Herren*) wol fourniren. Vielleicht können Sie meinen Aufsatz bei der Präparation brauchen. Könnte ich ihn morgen bei Zeiten mit Ihren Notaminibus wieder erhalten, so

*) Die controlirenden Deputirten der Ilmenauer Gewerkschaft.

würde ich ihn völlig ajustiren. Fiele Ihnen etwas auf, was nicht consilii zu sagen wäre, so bitte ich es zu bemerken. Leben Sie indessen recht wol. G.«

Die kurze Bemerkung, mit denen die im »Morgenblatt« von 1855 abgedruckten Briefe Goethe's an Voigt eingeleitet sind, deutet auch die Auslassung mancher Stellen an, und es wäre wol zu wünschen gewesen, dass der Besitzer jener Briefe — von dem ja freundliches Entgegenkommen zu erwarten war — um Mittheilung des Weggebliebenen angegangen worden wäre, wobei übrigens noch von ganzen ungedruckten Briefen Goethe's an Voigt zu erfahren gewesen wäre. Von fehlenden Stellen seien nur folgende erwähnt: S. 221 eine lange nach »portirt sind« und eine kürzere im nächsten Absatz; S. 222 ist in Nr. 5 »nur« vor »etwas« und in Nr. 6 »eben« vor »wahres« ausgefallen; S. 233 flg. entbehren die Briefe 86, 87 und 88 mehrerer Stücke; das »Noch«, mit welchem S. 226 ein Absatz beginnt, bezieht sich auf eine vorhergehende Besprechung über den jungen Oteny; S. 276 Z. 2 v. u. fehlt »noch« vor »verkümmert«.

Aus jenen Morgenblattsbriefen ist aber auch einiges ungenau wiedergegeben, und wenn dort der Setzer nicht richtig las, so büsst nun unser Buch die Nichterfüllung der Forderung des richtigen Lesens. So ist es S. 224 gewiss, dass Brief 85 aus dem Monat Januar ist, nur die weggerissene Zahl (22) hat Riemer im Original mit Blei ergänzt; S. 276 Z. 4 ist anstatt »rein« zu lesen »einer«. S. 277 Z. 8 schrieb Goethe nach lässigem Sprachgebrauch »das« anstatt »der«; S. 277 muss es anstatt »Finnländer« heissen »Einländer«; die S. 277 und 284 gesperrt gedruckten Worte hat Goethe weder eigenhändig geschrieben,

noch im Briefe unterstrichen, waren also nicht zu durchschiessen, wogegen S. 217 die Worte »Er ist sehr unterrichtet und ausgebildet« von Goethe selbst in den dictirten Brief nachgetragen sind, also mit gesperrter Schrift hätten gedruckt werden mögen.

Die Pflicht der Erläuterung der Briefe hat Herr Professor Jahn mit grosser Sorgfalt und Sachkenntniss erfüllt; dass aber demungeachtet noch manches für »Scholiasten« zu thun übrig bleibe, erkennt derselbe unumwunden an, und so sei es erlaubt, hier mit noch ein paar Scholien aufzuwarten.

Der S. 123 erwähnte Geschworene in Ilmenau hiess Johann Gottfried Schreiber; er war aus Marienberg und starb als Bergmeister zu Ilmenau.

Der S. 135 genannte Güssefeld (Goethe schreibt stets Güssfeld), Franz Ludwig mit Vornamen, war Ingenieur, mit dem Prädicat Kammersecretair in Weimar angestellt und bei dem Ilmenauer Bergbau schon in den ersten achtziger Jahren beschäftigt. Er hat viele Landkarten herausgegeben, die von vorzüglich sauberer Zeichnung sind. Goethe muss mit ihm auf ziemlich vertraulichem Fusse gestanden haben, da er ein paar Mal (12. Dec. 85 und 15. Juni 86) durch ihn Briefe an Frau v. Stein besorgen liess. Geboren 1744, starb er 1808.

Der Hunnius, von welchem S. 138 die Rede, dürfte Anton H. sein, der 1791 als Schauspieler in Weimar angestellt wurde und auch als Bühnendichter sich bekannt machte; der Herausgeber deutet auch selbst mittelbar darauf hin.

Steinert, wie S. 151, schrieb Goethe gewöhnlich den Namen des Bauconducteur Karl Friedrich Christian Steiner.

Der »Einfahrer«, S. 165, hiess Johann Gottfried Schreiber, nicht zu verwechseln mit dem obigen ganz gleichnamigen Geschworenen und Bergmeister; auch er führte später das Prädicat Geschworener.

Die Seite 167, 177, 179 und 183 im Jahre 1796 verhandelte Frage wegen Einrichtung einer Bühne in Jena, um die Hofschauspieler dort auftreten zu lassen, schwebte noch mehrere Jahre, wie folgender Brief an die Frau Hofrath Schütz in Jena beweist:

»Wenn man immer lieber eine gewährende als eine abschlägliche Antwort überbringt, so muss ich bedauern, dass ich mich gegenwärtig in dem letzten Falle befinde.

Durchlaucht der Herzog haben sich zu sehr überzeugt, dass eine theatralische Unterhaltung sich mit den akademischen Zwecken nicht vereinigen lasse, als dass Höchstdieselben eine Ausnahme zu machen geneigt sein könnten.

Möchte ich doch bald eine andere Gelegenheit sehen, Ihr Vergnügen und Ihre Wünsche, verehrte Frau Hofräthin, auf irgend eine Weise befördern zu können.

Der ich mich zu geneigtem Andenken bestens empfehle.

J. W. v. Goethe.«

Jena, den 22. December 1800.

Der kleine »Chirurgus«, S. 171, ist der schon S. 124 gedachte Johann Gottlob Bernstein, der in den ersten Zeiten der Wiederaufnahme des Ilmenauer Bergbaues den

in einen Schacht gestürzten und nicht unbedeutend beschädigten Herzog Karl August in Abwesenheit aller anderen ärztlichen Hilfe zu verbinden und zu behandeln Gelegenheit hatte, obwol er nur Feldscherergeselle war, und infolge des Gefallens, das der Fürst dabei an ihm fand, von demselben die Mittel zum Studiren und die Anstellung als herzoglicher Kammerdiener erhielt. Auf ihn bezieht sich nachstehende eigenhändige Registratur Goethe's:

»Als Endesunterzeichneter dem Kammerdiener Bernstein zu erkennen gab, dass Serenissimus nicht abgeneigt seien, demselben mit Beibehaltung seines bisherigen Gehaltes den Aufenthalt künftig in Ilmenau zu verstatten, so bezeigte sich derselbe für die ihm hierdurch gegönnte Gnade unterth. dankbar, erklärte auch zugleich, dass er bei vorkommenden Fällen gerne denen beschädigten Bergleuten assistiren und die Bemühung der Curen unentgeltlich übernehmen wolle, bat auch um dessfallsige Bekanntmachung an das Bergbauamt. Welches zur Nachricht aufzeichnet

Goethe.«

Weimar, den 21. Oct. 1790.

Hufeland liess, wie es in Brief 45 an Voigt heisst, »diese Ruthe sich aufbinden.« Denn der Bergchirurg Bernstein kam noch 1796 mit dem Prädicat Hofchirurg als Gehilfe an der medicinisch-chirurgischen Krankenanstalt nach Jena; 1806 ging er ans klinische Institut nach Halle und kam 1810 als Mitglied des Obermedicinalcollegiums und Professor nach Berlin. Er hat eine grosse Anzahl wundärztlicher Schriften verfasst. Geboren 1748, starb er 1835.

Wenn der Herausgeber nicht sehr zuverlässige Unterlagen für die Annahme hat, dass unter dem S. 183 genannten Schreiber der geschickte Tischler in Jena zu verstehen sei, so möchte doch wol zu behaupten sein, dass er den falschen Schreiber erwischt hat und es vielmehr einer der beiden obgedachten Bergbeamten war, welcher die Zeichnung zu einer Maschine lieferte.

Wenn hiernächst der Zweck der 3. Anmerkung S. 206 offenbar ist, die Quellen über die Person des Grafen Purgstall nachzuweisen, so durfte nicht die Hauptschrift vergessen werden: »Denkmal auf das Grab der beiden letzten Grafen v. Purgstall. Gesetzt von ihrem Freunde J. v. Hammer. Gedruckt als Handschrift für Freunde. Wien 1821.«

Die Verwünschung des »Puppenwesens« S. 237 gilt unzweifelhaft der »Prinzessin mit dem Schweinerüssel«, dem Puppenspiele, welches Falk von dem bekannten Marionettenspieler Geisselbrecht in Weimar darstellen liess, und welches den Zweck hatte, die Selbstüberschätzung der Schauspieler durchzuhecheln, dessen wiederholte Aufführung aber Goethe auf Andringen der Schauspieler hintertrieb.

Das »Circular« S. 255, welches Goethe an Knebel, Hendrich, Hegel, Frommann und andere Jenaer Freunde mit der Bitte, ihre Erlebnisse nach der Schlacht von Jena aufzuzeichnen, erlassen hatte, ist noch vorhanden.

Die Bemerkung, dass mit der »heiligen und untheilbaren Dreieinigkeit« S. 314 die heilige Alliance gemeint sei, ist zwar vielleicht absichtlich als überflüssig weggeblieben, möchte aber doch manchem eine willkommene Erläuterung gewesen sein.

Die auf die Bürgermeisterin Bohl S. 315 in der Anmerkung bezüglichen Citate können noch durch Verweisung auf die Nr. 607, 629 und 630 der zweiten Ausgabe des »Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe« ergänzt werden.

Die »poetische Licenz« S. 329 wird auf das Wort »gebidmet« im Gedicht zu Frankenberg's Jubiläum zu beziehen sein.*)

Die »ehrenhaften Beinamen« S. 370 sind die Titel »Geheimer Hofrath« für den Professor Johann Heinrich Voigt und »Hofrath« für dessen Sohn, den Professor Friedrich Sigismund Voigt.

Der Briefschluss S. 377 war schon gedruckt in »Briefen von und an Goethe, herausg. v. Riemer« S. 114.

Kühn, S. 380, war Rentbeamter.

Doch »genug des grausamen Spiels« wird mancher Leser denken; daher seien die Scholiennachträge vorläufig abgeschlossen und nunmehr der weiteren Anforderung an Brietherausgeber, die Bestimmung der Adressaten betreffend, die Aufmerksamkeit zugewandt. Eine bezügliche Kritik war an zwei Briefen zu üben und zwar zunächst an einem in Gutzkow's »Unterhaltungen am häuslichen Herd« II, 810, der bei nur einiger Kenntniss von der Briefetiquette der Zeit und den amtlichen Verhältnissen als an Voigt gerichtet nie erkannt werden konnte, daher auch aus

*) Ad vocem »Kosegarten« S. 369 kann ich mich nicht enthalten einen kleinen Excurs zu Jahn's Aufsatz »Goethe und Kosegarten« in Nr. 23 der »Grenzboten« anzubringen und zu bemerken, dass Goethe sich schon 1817 oder doch 1818 für Kosegarten's Uebersetzung des »Megha Duta« zu interessiren begann, worüber zu vergleichen »G.'s Werke Ausg. letzt. Hand« 32, 128 und Brief von Frau v. Schiller an Knebel vom 8. Juli 1818. Auch hätte in dem Aufsatze der gemeinsamen Thätigkeit Goethe's und Kosegarten's bei der Bibliothekseinrichtung (Vogel, »G. in amtl. Verhältn.« S. 82 u. 87) gedacht werden mögen.

unserer Sammlung mit Recht weggelassen worden ist, und sodann an dem in »Goethe's Leben von Schaefer« II, 326 (383 der 2. Aufl.) abgedruckten Briefe, der ebenfalls und zwar, weil er nicht an Voigt gerichtet zu sein scheine, ausgeschieden worden ist. Nun kann er aber, wie sich bei Vergleichung des Inhalts mit den Vorgängen beim Stiftungsfest des Falkenordens ergiebt, lediglich für Voigt bestimmt gewesen sein, und muthmasslich ist der Sachverhalt der, dass der Brief bei Schäfer von Goethe geschrieben war, als er Voigt's bei der Feierlichkeit gesprochenen Prolog empfing, wodurch die in jenem Briefe enthaltene Bitte um Zusendung desselben überflüssig, und deshalb anstatt desselben der Brief 194 der Sammlung abgefertigt wurde. Dass nur dieser Aufnahme fand, kann daher vollständig gebilligt werden.

Die fernerweite Forderung der Feststellung mangelnder Daten herauszugebender Briefe trat, wie bei allen grösseren Briefwechseln Goethe's, in vielen Fällen an den Herausgeber heran. Es sei versucht, einige dabei untergelaufene Irrthümer herauszuheben und zwar zunächst hinsichtlich der Einreihung des 9. Briefs, der zwischen dem 30. September und dem 18. December 1789 geschrieben sein muss, indem an ersterem Tage die Steiger Süss und Schreiber in Ilmenau eintrafen, am letzten Tage aber der vorherige Bergsecretair Voigt als Bergrath dorthin abging; der Brief gehört also zwischen den 12. und 13. Brief. Der 14. Brief aber ist vom 15. October 1790, von welchem Tage das dort erwähnte P[ro] M[emoria] sowie die anschliessende Verordnung ans Bergbauamt datirt sind; er gehört daher zwischen den 16. und 17.

Brief 51 ist richtig eingestellt und hätte nur, da einmal die Jahreszahl 1796 in Klammern beigesetzt ist, bestimmter

als am 11. oder 12. September geschrieben bezeichnet werden können, welche Tage durch Vergleichung mit dem 50. und 52. Brief sowie dadurch sich ergeben, dass 1796 der 11. September auf Sonntag fiel.

Brief 117 gehört bestimmt nicht ins Jahr 1806, jedenfalls nebst Br. 186 Ende März oder Anfang April 1815.

Der Herausgeber hat den von Döring in »Goethe's Briefen« für den Brief 179 angenommenen Tag — den 24. Januar 1815 — mit Vorbehalt wiederholt, und gewiss ist das dagegen gehegte Bedenken ganz begründet, sowie auch die Angabe Düntzer's in den »Freundesbildern aus Goethe's Leben« S. 575, dass der Brief im Februar jenes Jahres ergangen sei, nicht richtig sein kann. Denn wenn in dem fraglichen Briefe die Aufstellung des dem Bergrath Lenz mit Brief vom 27. Januar übersandten Bildnisses als etwas Geschehenes, der Geburtstag der Herzogin aber als etwas Bevorstehendes erwähnt wird, so muss der Brief zwischen dem 27. und 30. Januar verfasst sein.

Soll endlich die Frage nach Erfüllung der letzten Forderung an Herausgeber Goethe'scher Briefe, die nach Herstellung eines Registers beantwortet werden, so hat das zu geschehen durch ein — vacat.

Ueberblicken wir das Verhältniss zwischen Goethe und Voigt, wie es aus den vorliegenden Briefen, sowie nach verschiedenen Äusserungen in Briefen Goethe's an den Herzog sich vor unseren Blicken entrollt, so kann es sehr passend dem zwischen Goethe und Schiller an die Seite gestellt werden; ebenso wie Schiller der einzige war, der Goethe'n den Ruhm, der erste Dichter Deutschlands zu sein, streitig machen konnte und in der Volksgunst den Sieg davon trug, demungeachtet aber von Goethe nicht nur ohne Neid herangezogen wurde und

die hingebendste Freundschaft erwiedert erhielt, so machte auch Goethe seinen Fürsten früh auf Voigt, dessen vorzügliche Eigenschaften er herausgefunden hatte, aufmerksam, freute sich jeder Gunstäusserung über denselben, dankte selbst für dessen Bevorzugung und benutzte jede Gelegenheit ihn zu heben, trotzdem er sehen musste, wie derselbe reichlicher mit Ehren bedacht wurde als er selbst, und wie der Einfluss, den sonst er selbst auf den Herzog übte, allmälig auf Voigt überging, so dass er sogar manchmal ihn als Mittelsperson zwischen sich und dem Herzog anzurufen für gut fand. Auch Goethe selbst vertraute unbeschränkt dem Urtheile des Freundes in den vielfachen Geschäftsangelegenheiten, in denen sie gemeinschaftlich zu handeln hatten und zwar nicht aus Sachunkenntniss oder Bequemlichkeit; denn in allen wichtigeren Fragen erörterte und erwog er selbst alle Umstände aufs gründlichste und arbeitete dann sein Votum bis zur Peinlichkeit sorgfältig aus; aber der Schluss ist demungeachtet gewöhnlich die Überlassung der Entscheidung an den bewährten Geschäftsmann. Dabei sind die in den Briefen vorkommenden Freundschaftsäusserungen so häufig und innig, wie Goethe sie fast nur noch gegen Schiller herausliess; nicht einmal die an Zelter stehen darin gleich. So schreibt Goethe z. B. am 28. August 1796: »So darf ich auf Ihre freundschaftlichen Äusserungen recht wol erwiedern, dass ich Ihr Dasein mit dem meinigen so verbunden fühle, dass ich für mich nichts wünschen kann, ohne Sie mit einzuschliessen.« Fast das Gleiche, ebenfalls an seinem Geburtstage 1803, sowie an Voigt's Geburtstag, den 23. December 1814. Am 30. November 1815 lautet der Briefschluss: »Mit den Jahren immer zunehmend an Vertrauen und Anhänglichkeit etc.« Am 16. Mai 1817 beginnt ein

Brief: »Jede Zeile von Ew. Excellenz verehrten und lieben Hand erneuert immer eine längst empfundene Freude; möge sie mir bis ans Lebensende werden!« Am 5. Juni desselben Jahres: »Wünsche bleiben mir wenig zu thun, da mir mehr, als ich verdiente, geworden ist, aber ich habe die recht angelegentliche Hoffnung, dass wir, die wir auf dem Kahne des Lebens so lange zusammenfuhren und schwankten, auch in Charons Nachen unzertrennt hinüberziehen möchten!« (Wie bedeutungsvoll ist hier das »unzertrennt!«) Erschütternd ist es, dass Voigt zwei Tage vor seinem Tode von Goethe brieflich Abschied nahm, worauf dieser, wenn auch vielleicht gegen eigene Überzeugung, mit dem Troste günstiger Wendung der Krankheit antwortete. Voigt starb am nämlichen Monatstage wie 13 Jahre später Goethe: am 22. März.

Der Inhalt der Briefe umfasst das gesammte Bereich der Landesverwaltung. Einen beträchtlichen Raum nehmen Briefe über den Ilmenauer Bergbau ein, dessen Missgeschicke, die ihn nach etwa zehnjährigem Betriebe im Wesentlichen schon seinem Ende zuführten, reichlichen Stoff zu gegenseitigem Einvernehmen boten; auch von Italien aus, von 1786 bis 1788, verständigte sich Goethe fortwährend mit Voigt über die Geschäfte der Bergwerkscommission. Wie in dieser waren später beide in der Oberaufsicht über die weimarischen wissenschaftlichen und Kunstanstalten, sowie über die Universität Collegen, und auch hieraus entsprang ein unerschöpflicher Quell von Mittheilungen; insbesondere werden viele Personalangelegenheiten besprochen, die Goethe'n bei seiner theilnehmenden Gesinnung und bei seiner Fürsorge für tüchtige Menschen immer sehr am Herzen lagen. Ferner gelangen Steuer-, Militair-, Polizei-, Theater-, sowie Land-, Hoch-

und Wasserbau-Angelegenheiten in Behandlung; auch politische Zeitumstände werden öfters besprochen, wobei Goethe häufig seinen richtigen Blick bekundet. Dazwischen kommen allgemein wissenschaftliche und literarische, sowie endlich gesellige und rein persönliche Verhältnisse zur Sprache. Aber trotz des vorwiegend geschäftlichen Inhalts finden sich nicht nur manche Scherze, sondern auch manche Aussprüche von allgemeinerer Bedeutung, so dass man sich nur aus Rücksicht auf die ohnehin beträchtliche Länge dieses Aufsatzes davon abhalten lassen kann, durch einige Auszüge aus den Briefen des Raums noch mehr in Anspruch zu nehmen.

III.

Otto Jahn hat den Briefen an Voigt einen werthvollen Anhang beigefügt.

Voran stehen einige Gedichte Voigt's, deren Inhalt im Allgemeinen schon oben angedeutet wurde, und die mit ihren hübschen Gedanken und ihren Gemüthsergüssen das Bild des trefflichen Mannes dem Betrachtenden anmuthig ergänzen; die darunter befindlichen Nachahmungen Horazischer Oden haben einen classisch-römischen Schwung. — Es sei erlaubt, noch zweier anderen gedruckten Gedichte Voigt's zu gedenken: der lateinischen Ode »Auf Nelson's Sieg bei Abukir« nebst Uebersetzung im »Neuen deutschen Merkur vom Jahre 1798« III, 249 ff., und der »Lebensparallele«, womit er den Oberberghauptmann v. Trebra zu dessen letztem Geburtstage (derselbe starb im selben Jahre mit Voigt) begrüsste, in den »Freiberger

gemeinnützigen Nachrichten für das k. s. Erzgebirge« 1819, Nr. 29—31.

Eine Ergänzung zu diesem I. Abschnitt des Anhangs bietet der III., welcher drei Übersetzungen des auch von Goethe übertragenen römischen Volksgesanges »Quelle piume, bianche e nere etc.« (»Moderömerinnen«) von Voigt bringt, ingleichen eine von Herder mit ein Paar Briefchen desselben an Voigt.

Der zwischenliegende II. Abschnitt enthält die von Goethe aufgesetzten Statuten der 1791 von ihm gestifteten, belehrende Unterhaltung bezweckenden Freitags-Gesellschaft, sowie Goethe's Niederschriften über die drei ersten Zusammenkünfte der Mitglieder, denen auch zwei Anreden Goethe's beigelegt sind, deren eine die Bedeutung geselligen Verkehrs für die Bildung zum Gegenstande hat.

Der IV. Abschnitt führt einige Schriftstücke, Schiller's Adelung betreffend, vor. Zuerst Voigt's Brief, mittels dessen er den Entwurf der Begründung des Gesuchs um Erhebung Schiller's in den Adelstand dem letztgenannten mittheilte. Schiller hatte den Aufsatz mit ein paar Zusätzen versehen und ihn übrigens gutgeheissen; nichtsdestoweniger ging er in veränderter Gestalt durch Vermittelung des kaiserlichen Gesandten in Berlin, Grafen Stadion, nach Wien und wurde dann mit weiteren Änderungen in die Adelsurkunde aufgenommen. Diese ferneren amtlichen und halbamtlichen Schriften finden sich im »Schillerbuch von Wurzbach v. Tanneberg« Nr. 2401—2407. Jahn hat hiernächst noch die aus dem »Weimar-Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst« S. 161 und 349 bekannten Briefe Schiller's an Voigt und Karl August's an Schiller über dieselbe Angelegenheit, sowie ein Ge-

dichtchen Voigt's an Schiller über die Adelsverleihung und einen Dankbrief Schiller's an den ersteren abdrucken lassen.

Im V. Abschnitt haben Briefe der Professoren Fichte und Paulus in Jena gegen Studentenverbindungen Aufnahme gefunden.

Ein hervorragender Beitrag des Buchs zur Goethe-Literatur ist der VI. Abschnitt des Anhangs: Theater-Acten 1808. Er führt in einer grösseren Anzahl von Briefen Goethe's, Karl August's, Voigt's und Kirmse's, sowie einigen ausführlichen Ausarbeitungen Goethe's mit darauf bezüglichen Entschliessungen des Herzogs bis in's Einzelne die bisher nur in der Hauptsache bekannten Zerwürfnisse vor, welche gegen Ende des Jahres 1808 Goethe zu Niederlegung der Theaterdirection bewogen. Bekanntlich war der Herzog auf Andringen seiner Geliebten, der Schauspielerin Jagemann, gegen den Sänger Morhardt unter Übergehung der Theaterdirection wegen angeblicher Widerspenstigkeit mit grosser Strenge vorgegangen, wodurch sich eben Goethe zu jenem Schritte veranlasst sah, obwol der Herzog die anbefohlenen Massregeln auf Vorstellung etwas gemildert hatte. Es thut weh, durch die hieraus entsprungenen Zerwürfnisse das schöne Bild, das man sich von dem freundschaftlichen Verhältnisse zwischen Goethe und seinem Fürsten vorzustellen gewohnt ist, getrübt zu sehen. Als 1817 Goethe aus der Theaterdirection schied, schickte ihm zwar der Herzog die Entlassung, ohne dass Goethe darum nachgesucht hatte, bestimmt zu; es geschah aber doch immer unter Wahrung einer anständigen Form. Aber die hier veröffentlichten Schriftstücke rufen das drückende Gefühl hervor, dass das Verhältniss zwischen Goethe und dem

Herzog doch eben seiten des letzteren nur ein geduldetes war, so lange Goethe als gefügiger Hofmann sich zeigte; hier aber, wo Goethe es seiner Ehre schuldig zu sein glaubte, eine Stelle nicht wieder anzutreten, in welcher er sich dem hinterrückigen Einfluss eines Untergebenen beugen sollte, hört der Herzog auf Freund zu sein und tritt rücksichtslos als Herr gegen den Diener auf; er weist es mit Stolz von sich, dass Goethe zu Verhandlungen, durch welche er sich Gewähr gegen ähnliche Eingriffe verschaffen will, die Hand zu bieten bereit ist. Goethe geht indessen glänzend aus den Wirren hervor; er bezeichnet von vornherein die Bedingungen, unter denen er zu bleiben allein geneigt sei, von denen er aber kein haarbreit abgehen werde, und der Herzog, obgleich er ebenso entschieden und mit Ungestüm aufgetreten ist — gibt nach. Aber diese Nachgiebigkeit erzeugt keinen beruhigenden Eindruck: der Herzog gibt nicht nach in Anerkennung seines Unrechts oder gar aus Freundschaft für Goethe, sondern weil sich kein Nachfolger für Goethe findet, weil die Herzogin, Voigt, der Theatersecretair, Hofkammerrath Kirms und wahrscheinlich noch viele andere Personen bei dem Herzog zur Sühne redeten, und weil schon in ganz Deutschland, ja darüber hinaus die öffentlichen Blätter die Angelegenheit, und nicht zu Gunsten des Herzogs besprachen. Gegen den schmerzlichen Eindruck dieses Vorgangs kann man sich nur einigermassen durch die Annahme schützen, dass es die Sinnlichkeit war, welche Karl August berauscht und seinem bessern Selbst vorübergehend untreu gemacht hatte. Goethe scheint aber von da ab sehr fühlbar gemacht zu haben, dass er Formen der Freundschaft dem gegenüber nicht mehr gebrauchen möge, der die Macht habe diese Formen zu verbieten,

und in dem der Machthaber nur zu schlafen, beim Erwachen aber den Freund zu vergessen schien, wenigstens findet sich in dem Briefwechsel — in dem allerdings Goethe's Briefe um diese Zeit mehrere Jahre lang fehlen — erst nach dem Vorgange von 1808 die Anrede »Durchlaucht«, während vorher Goethe in seinen Briefen den Herzog immer nur kurzweg mit »Sie« anredete.

Der VII. Abschnitt des Anhangs bringt Actenstücke Karl August betreffend. A. Schriften über ein ganz ähnlich verlaufendes Zerwürfniss, wie das eben erzählte, mit dem damaligen Polizeipräsidenten Karl Wilhelm Freiherr von Fritsch; B. eine Eröffnung des Herzogs wegen Bestrafung in Jena studirender Liv- und Kurländer, die Ungebührlichkeiten begangen hatten; C. briefliche Äusserung Karl August's wegen Unterbringung eines für seinen Stand nicht passenden Geistlichen; D. ein Brief desselben, worin er gegen Beamtenunschicklichkeiten derb loswettert. Aus allen diesen Erlassen leuchtet der gesunde und rechtschaffene Sinn des Herzogs deutlich hervor.

Im VIII. Abschnitt endlich sind mehrere Briefe Goethe's an Karl August geboten, und zwar sieben aus dem Jahre 1797, zwei von 1810 aus Karlsbad und einer von 1815 aus Wiesbaden. Unter den ersteren sind diejenigen begriffen, welche Goethe auf seiner dritten Schweizerreise schrieb und dann in sein Buch über dieselbe verarbeitete. Als Scholien zu diesen Briefen Goethe's mögen die Bemerkungen dienen, dass die Gemahlin des Grafen Stanislaus Potocky (S. 576), eine geborene Prinzess Lubomirska, eine sehr gebildete, geistreiche Frau war, sowie dass (S. 578) Prinz Anton, nachmaliger König von Sachsen, im Jahre 1810 keine Tochter am Leben hatte. Man wird mit Antheil auch diese Briefe lesen, die eine der vielen

Lücken im Briefwechsel Goethe's mit seinem Fürsten ausfüllen.

Um nun noch einmal vom Ende zum Anfange zurückzukehren, seien dem Bildnisse Voigt's ein paar Worte gewidmet. Es ist nicht angegeben, von wem und wann das Urbild gemalt ist; doch dürfte es zwischen den Jahren 1805 und 1816 entstanden sein. Es zeigt einen ehrwürdigen haarumwallten Greisenkopf von kräftigen, ernsten Zügen. Gedacht sei dabei auch jenes früheren Bildnisses, von welchem in dem von Goethe auf Grund von Meyer gegebener Unterlagen ausgearbeiteten Bericht über die »Weimarische Kunstausstellung v. J. 1803« *) nach Besprechung des Technischen gesagt wird: »Der Ausdruck ernsten Nachdenkens mag dem Bildniss eines geschäfteführenden, thätigen Staatsmannes geziemen und motivirt also die etwas zu sehr in die Höhe gehende Richtung des Hauptes und des Blickes der Augen.«

Zum Schluss sei die schöne Gabe des Herrn Professor Jahn allen warm empfohlen, welche dem goldenen Zeitalter unserer Literatur und Goethe'n insbesondere die ebenso verdiente, wie lohnende rege Aufmerksamkeit zuwenden. **)

---

*) Vergl. Goethe's Brief an Schiller vom 2. December 1803.

**) Noch etwas nachträglich zu S. 134! Wenn dort Goethe »Hrn. Fr. v. Trebra« grüssen lässt, so möchte dabei wol falsch gelesen sein; ich wenigstens weiss die Abkürzung »Fr.« nach »Hrn.« nicht zu deuten, ohne letzteres aber würde ich lesen: Fr(eund) v. Trebra. — Uebrigens war Trebra damals Viceberghauptmann in Zellerfeld.

IV.

Nachtrag.

Das über Goethe's Briefwechsel im Vorstehenden unter I., II. und III. 1868 Gesagte ist jetzt nach 11 Jahren durch folgendes zu berichtigen und zu ergänzen:

Die unter I. im ersten Absatz angegebene Zahl von 340 Personen, an welche Briefe Goethe's gedruckt vorliegen, ist jetzt auf fast 600 gestiegen, die Zahl der gedruckten Briefe aber von 3900 auf nahezu 8600. Der von mir damals veranschlagten Zahl von 10000 Briefen Goethe's ist man also schon sehr nahe gerückt.

Die im vierten Absatz gedachten 533 Briefe an Schiller dürften sich in der bevorstehenden, endlich vollständigen 4. Ausgabe des Briefwechsels mit diesem auf etwa 540 angewachsen ergeben.

Die in den nächsten Absätzen aufgeführten stärksten Briefwechsel Goethe's lassen sich gegenwärtig vermehren durch die

an Eichstädt mit 222 Briefen Goethe's von 1803 bis 1830,

an Soret mit 106 Briefen von 1823 bis 1832,

an das Ehepaar von Willemer mit 88 Briefen von 1808 bis 1832,

an Freiherrn von Cotta mit 62 Briefen von 1797 bis 1829,

an Johanna Fahlmer, nachmals verehelichte Schlosser, mit 50 Briefen von 1773 bis 1781,

an Fritz Schlosser mit 49 Briefen von 1808 bis 1830, und

an Frau von La Roche mit 45 Briefen von 1772 bis 1789.

Im zehnten Absatz ist der damals als ältester bekannte Brief von 1765 angeführt; dermalen haben wir einen Brief vom 23. Mai 1764 an Ysenburg von Buri und überhaupt bis Ende August 1770 nunmehr 37 Briefe.

An Briefwechseln oder doch zahlreicheren Goethe'schen Briefen an einzelne Adressaten sind in besondern Schriften seit 1868 erschienen mit beziehentlich an: Schelling 1869 und 1870, Eichstädt 1872, Louise Seidler 1814, Johanna Fahlmer 1875, Gebrüder von Humboldt und Freiherr von Cotta 1876, Soret, von Willemer (Herr und Frau) und Fritz Schlosser 1877, von Quandt und Rauch 1878, Frau von La Roche, Frau v. Arnim und Kayser 1879.

Im zwanzigsten Absatz sind die Adressaten genannt, an welche Goethe beträchtlich mehr Briefe geschrieben hat, als vorliegen; von jenen Namen können wir jetzt Eichstädt, Gräfinnen von Egloffstein, die Brüder von Humboldt, Kayser, Mendelssohn-Bartholdy, Nees von Esenbeck, Tischbein und von Willemer streichen, dagegen wäre noch Sylvia von Ziegesar hinzuzufügen.

Ebenso sind von den Personen des nächsten Absatzes mehrere in Wegfall zu bringen, nachdem an sie gerichtete Briefe Goethe's gedruckt worden sind, und zwar Blumenbach, Cattaneo, Cuvier, von Einsiedel, Gräfin von Fritsch, Christiane von Goethe, Landgraf Christian von Hessen, Hüttner, Hundeshagen, Bibliothekar Langer, Fürst Metternich, Ernst Meyer, Neureuther, Saint-Hilaire, von Schelling, Friedrich Schlegel, Johanna Schlosser geb. Fahlmer, Adele Schopenhauer, Corona Schröter (?), von Schütz, von Trebra, Unzelmann, Bergrath Voigt, Vulpius, Frau von Willemer. Wiederum können jetzt noch Personen genannt werden, an welche geschriebene Briefe man be-

dauernd vermisst, namentlich Gräfin von Chassepot geb. von Knabenau, von Kügelgen, Baronin von Stael-Holstein.

Zu dem II. Theil der Recension von 1868 ist nur noch zu bemerken, dass durch mehrere seitdem zerstreut gedruckte Briefe Goethe's an von Voigt, deren Gesammtzahl zur Zeit auf 290 anzugeben ist, ausser denen, deren Anfänge Diezel in seinen »Ungedruckten Briefen Goethe's« aufgenommen hat.

Schliesslich seien künftige Herausgeber der Briefe Goethe's noch ausdrücklich vor dem Verfahren gewarnt, das Datum der Briefe beliebter Gleichmässigkeit halber stets an dieselbe Stelle — an die Spitze des Briefs oder aber nach dessen Schluss — zu setzen. Da Goethe in späteren Zeiten Briefe oft mit Unterbrechungen schrieb, meistens aber sie demungeachtet nur einmal datirte, so ist es ein gewaltiger Unterschied, ob der Leser das vorhandene Datum auf den Anfang oder auf's Ende des Briefes zu beziehen hat. Manche Zweifel an der Richtigkeit der Datirung von Briefen haben ihren Grund in Unkenntniss über die unterbrochene Niederschrift oder in der Versetzung des Datums an eine andere Stelle als im Original. Es muss daher im Druck das Datum stets da stehen, wo es im Original steht.





3. Elisabeth Goethe.



Goethe's Mutter hat das eigenthümliche Schicksal in der Literatur eine Rolle zu spielen, obwol sie lebend weder jemals in die Öffentlichkeit getreten ist, noch merkwürdige Begegnisse erfahren hat, noch bei ihrem Tode Schriften im literarischen Sinne hinterlassen, auch nicht wie eine Heilige mit ihrem Leichname Wunder gewirkt hat. Selbst dass sie in der Zeit des Freundschaftscultus lebte, der so manche Person über ihren Werth erhob, erklärt ihre jetzige literarische Bevorzugung nicht und ebensowenig allein das Glück, Goethe's Mutter gewesen zu sein. Allerdings ist dies die erste Ursache, dass die Literatur sich ihrer bemächtigt hat. Bei ihren Lebzeiten machten die Besuche der selbst berühmten Männer, die den noch in Frankfurt sich aufhaltenden Dichterjüngling kennen lernen und die später seiner Mutter die Verehrung bezeugen wollten, die sie für den grossen Mann hegten, die Räthin Goethe in den ansehnlichsten Kreisen Deutschlands bekannt und die bedeutendsten Persönlichkeiten, selbst mehrere Fürstlichkeiten, darunter ihr zeitweiliger Landesherr, der Gross-

herzog Karl Theodor von Frankfurt, erwiesen ihr ungewöhnliche Aufmerksamkeiten und sprachen eine tiefe Ehrfurcht für die seltene Frau aus. Sandte doch sogar der kaiserliche Botschafter beim päpstlichen Stuhle, Cardinal Graf Herzan, einen zufällig erlangten Brief derselben an ihren damals in Rom weilenden Sohn nach Wien an den Fürsten Kaunitz!

Diese Ehrenbezeigungen müssen Wunder nehmen. War die Mutter Goethe's doch weder von höherer wissenschaftlicher, noch von feiner gesellschaftlicher Bildung, nicht einmal einen blendenden Geist besass sie — und dennoch haben wir vielseitige Zeugnisse, dass sie von überwältigender hinreissender Persönlichkeit war. Wenn ihr nun aber gebrach, was gewöhnlich eine solche ausmacht, so müssen ihre sonstigen Eigenschaften um so glänzender und gewichtiger gewesen sein.

Diese finden wir nun in der Klarheit des unbestochenen Blicks, mit dem sie Personen und Verhältnisse, Natur und Weltlauf betrachtete, in der Sicherheit des scharfen Verstandes, mit dem sie darüber urtheilte, in der besonnenen Thätigkeit, mit der sie alles sie Umgebende in's rechte Gleis zu bringen und in behaglich ruhigem Gange zu erhalten wusste, in dem heiteren Sinn, mit dem sie alle zu beleben und sich selbst gegen Widerwärtigkeiten zu wehren verstand, in der Gabe dichterisch schaffenden, die Zuhörer fesselnden Erzählens, in der gemüthvollen Hingebung an befreundete Personen — zu welchem allen endlich eine tiefinnerliche Gottesfurcht kam, die ihrem ganzen Wesen Würde und Weihe verlieh.

Man erkennt sofort, dass diese Eigenschaften im Sohne wiedergeboren waren, in welchem sie, durch grossartigste geistige Begabung und umfassendste Bildung ge-

steigert, als das mütterliche Erbtheil erscheinen, das nur, namentlich in spätern Jahren, durch das väterliche einer ernsten Bedächtigkeit und Gemessenheit bedingt wurde.

Wenn diese, die Bewunderung der Mitwelt hervorrufende Persönlichkeit auch die Nachwelt lebhaft beschäftigt, so veranlasste dies zunächst die Schilderung, die Goethe in »Dichtung und Wahrheit« von seiner Mutter gibt. Die Personen, welche er dort im Glanze seiner Darstellung vorführt, sind fast alle mehr und weniger geweihte Gestalten geworden, während viele derselben ausserdem längst vergessen wären; man erinnere sich nur Friederikens, Lilli's, Lenzens, Merck's u. A.

Bald nach Goethe's Tod (1835) führte Frau v. Arnim, geb. Brentano, in »Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde« seine Mutter der deutschen Lesewelt in ihrer Weise vor Augen, wodurch zunächst Riemer bewogen wurde, in den »Mittheilungen über Goethe« (1841) die Keckheit darzulegen, mit der jene Schriftstellerin Wahrheit und eigene Erfindung durcheinander gemischt und das Wesen von Goethe's Mutter wie von Goethe selbst schmählich verzerrt hatte. Konnte dieser Beweis auch nicht für alle Einzelheiten geführt werden, so sind doch die erwiesenen Fälschungen so masslos, dass man Bettinens Erzählungen sowol in der angeführten Schrift, als wo sonst sie von Goethe's Mutter berichtet, durchgängig misstrauen muss und nur sicher geht, wenn man ihre Nachrichten vollständig unbeachtet lässt. Zu was das ewige Wiederholen ihrer Geschichten mit den unvermeidlich anhängenden Widerlegungen!

Indessen hat Bettina wie gesagt das, wenn auch nur negative Verdienst, die Räthin Goethe in das deutsche Schriftthum eigentlich erst eingeführt zu haben. Sie regte

auch die erste umfänglichere Veröffentlichung von echten Briefen derselben an in »Reminiscenzen. Goethe's Mutter etc., herausgegeben von Dorow, 1842«, worauf dann die Charakteristik »Goethe's Mutter« von Jacob im »Historischen Taschenbuch, herausgegeben von F. v. Raumer. Neue Folge. V. Jahrg. 1844« an's Licht trat, ein Aufsatz, der freilich allen Werths entbehrt, weil er Bettinens Faseleien und Lügen auf Treu und Glauben wiedergiebt. Dieser Fehler ist vermieden in »Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit von H. Düntzer«, deren fünftes ist: »Katharina Elisabeth Goethe geborne Textor, Goethe's Mutter.«

Diese merkwürdige Frau kennen zu lernen bietet ihr brieflicher Verkehr den werthvollsten Stoff dar, der denn auch vorzugsweise in den vorhandenen Lebensbildern derselben verarbeitet ist. Robert Keil in Weimar verdient daher den aufrichtigen Dank nicht nur aller Goethefreunde, sondern aller, denen es Genuss gewährt, ungewöhnliche Personen in ihrem innersten Wesen zu ergründen, ja auch der nur Unterhaltung suchenden Leser, dass er in »Frau Rath — Briefwechsel von Katharina Elisabeth Goethe — Leipzig, Brockhaus 1871« es unternommen hat, nicht nur die in verschiedenen Schriften zerstreuten Briefe von ihr und an sie zusammenzustellen, sondern auch eine grössere Zahl ganz unbekannter oder nur zum Theil bekannter nach den Originalien abdrucken zu lassen. Diese letzteren sind meistens an die Frau Rath gerichtete von ihrem Sohne, von Wieland, von der Hofdame v. Göchhausen, von der Herzogin Amalie, vom Herzog Karl August u. a. Dieselben liefern durch den Einblick in die Weise, in der Personen verschiedenster Art mit ihr umgingen, ebenso wie viele Stellen aus Briefen dritter Personen unter sich, worin Mittheilungen über Goethe's Mutter vorkommen,

einen kaum geringern Beitrag zur Kenntniss ihrer Persönlichkeit, als ihre eignen Briefe.

Ist es nicht z. B. ein schlagendes Anerkenntniss ihrer Bedeutung, wenn der Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz am 20. August 1805 an sie schreibt:

»Da ich weiss, dass Sie Ihrem alten Freunde Gerechtigkeit widerfahren lassen, so würde es mir unmöglich sein Ihnen meine Freude Ihres lieben Briefes wegen mit den gewöhnlichen Schnirkeln vorzumalen. Ich sage Ihnen lieber, dass ich darin ganz meine alte Räthin erkannt habe, die Frau, von der es mich nie gewundert hat, dass sie uns Goethe gebar.«

Oder wenn Kammerherr Friedrich v. Einsiedel am 30. Juni 1778 in Brief an v. Knebel äussert:

»Von Goethe's Mutter weiss ich nichts zu sagen; sie ist über alle Beschreibung erhaben.«

Oder wenn Wieland sie in Brief vom 30. Sept. 1777 bittet, ihr Urtheil über eine belletristische Arbeit, die ihm Klinger für den »Teutschen Merkur« angetragen hat, abzugeben, bevor er sich über deren Annahme erklärt.

In den Selbstschilderungen der Räthin Goethe erkennen wir ihre gesellige Begabung unter anderen in Brief an den Consul Schönborn in Algier vom 24. Juli 1776:

»Was wollen wir einander erzählen! Vor Langerweile dürfen wir uns nicht fürchten. Ich besitze einen Schatz von Anekdoten, Geschichten u. s. w., dass ich mich anheischig mache 8 Tage in einem fort zu plaudern und wenn Sie nun gar anfangen werden etc.«

Desgleichen in Brief an ihren Sohn vom 6. Oct. 1807:

»Meine Gabe, die mir Gott gegeben hat, ist eine lebendige Darstellung aller Dinge, die in mein Wissen einschlagen, Grosses und Kleines, Wahrheit und Märchen

u. s. w. So wie ich in einen Zirkel komme, wird alles heiter und froh weil ich erzähle. Also erzählte ich den Professoren *) und sie gingen und gehen vergnügt weg. Das ist das ganze Kunststück. Doch noch eins gehört dazu: ich mache immer ein freundlich Gesicht, das vergnügt die Leute und kostet kein Geld — sagte der sel. Merck.«

Wie hier gegenüber andern Leuten, so fand die Mutter Goethe auch für sich die rechte Lebenskunst. An ihren Sohn schreibt sie z. B. am 1. Aug. 1796:

»Doch vor der Zeit sich grämen oder gar verzagen war nie meine Sache. Auf Gott vertrauen, den gegenwärtigen Augenblick nutzen, den Kopf nicht verlieren, sein eignes werthes Selbst vor Krankheit zu bewahren — da dieses alles mir von jeher wohlbekommen ist, so will ich dabei bleiben.«

Desgleichen am 27. Oct. 1807:

»Mir geht's wie dem Hund in der Fabel: abwehren kann ich's nicht, zerzausen kann ich mich nicht lassen — gerade wie der Hund: ich — esse mit. Das ist verdolmetscht: Ich freue mich des Lebens weil noch das Lämpchen glüht, suche keine Dornen, hasche die kleinen Freuden; sind die Thüren niedrig, so bücke ich mich; kann ich den Stein aus dem Wege thun, so thue ich's; ist er schwer, so gehe ich um ihn herum — und so finde ich alle Tage etwas, das mich freut; und der Schlussstein: der Glaube an Gott! Der macht mein Herz froh und mein Angesicht fröhlich.«

Heitere Laune spricht, wie hier, fast aus jeder Zeile der Briefe der Räthin; manche, wie namentlich die an

*) Die zur Messe nach Frankfurt gekommen waren und Goethe's Mutter aufsuchten.

Louise v. Göchhausen, sind beinahe ganz daraus entstanden, auch zum Theil in Knüttelversen abgefasst.

Man hat der Goethe diese Leichtlebigkeit wol verübelt und es namentlich sehr getadelt, dass sie am 24. Sept. 1795 ihrem Sohne schrieb:

»Ich bin fröhlich und gutes Muths, habe mir über den ganzen Krieg noch kein grau Haar wachsen lassen, schaue aus meinem Fenster, wie die Oesterreicher ihre Kranken auf Wagen fortbringen, sehe dem Getümmel zu, speise bei offenem Fenster zu Mittag, besorge meine kleine Wirthschaft, lasse mir Abends im Schauspiel was daher tragiren und singe: »Freut euch des Lebens weil noch das Lämpchen glüht u. s. w.«

Die Tadler dieser anscheinenden Herzlosigkeit sind aber Leute, die nur einzelne Züge aufzufassen, nicht aber eine Persönlichkeit aus dem Ganzen zu beurtheilen wissen. Um ihren Grundsatz, sich nicht unfruchtbarem Jammern zu ergeben, durchzuführen, bedurfte Frau Goethe einer entschiedenen Gegenwirkung, die sie nur in Belebung ihres heitern Gemüths finden konnte. Dass sie die Niederlage des Vaterlandes tief empfand, bezeugt eine briefliche Äusserung des Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz an seine Schwester, die Fürstin von Thurn und Taxis, vom 30. Oct. 1813: »Wie schade, dass die alte Goethe todt ist, dass sie die Wiedergeburt ihrer Stadt nicht erlebt, deren Fall ihr das Herz abgedrückt hat.« (»Zum 17. Oct. 1866 etc. Neustrelitz« S. 48.) Wäre dem Fürsten die Empfindung der Goethe nicht als eine sehr schmerzliche bekannt geworden, so würde er nicht nach Jahren — sie starb 1808 — noch daran gedacht und davon geschrieben haben. Ebenso wenig wie bei fremdem Leid erging sie sich bei eigenem in vergeblichen Klagen und blieb sich hierin gleich bis

auf's Sterbebette, von welchem aus sie noch selbst die Anordnungen für ihr Begräbniss traf.

Keil eröffnet sein Buch mit einer Einleitung, in welcher er den urkundlichen Stoff zu einem hübschen Lebensbilde verarbeitet hat. Eine ausführliche Benutzung der Nachrichten, welche Maria Belli im »Leben in Frankfurt a. M.« (Bd. III, S. 92 fg., und Bd. IX, S. 97) von der seltenen Frau giebt, wäre zu wünschen gewesen, da sie gerade tiefbezeichnende Züge enthalten. In der Elisabeth im »Götz von Berlichingen«, sowie in den Müttern Wilhelms und Hermanns in »W. Meisters Lehrjahren« und in »Hermann und Dorothea« findet Keil Goethe's Mutter dargestellt, was er durch Anführung der betreffenden Stellen dieser Dichtungen begründet.

Ungleichheiten der Behandlung sind es, dass Keil einige Briefe über die Frau Rath nur in der Einleitung abdrucken liess, während die meisten richtiger in der Briefsammlung selbst stehen. In letzterer wiederholt sich die ungleiche Behandlung, sofern manche Briefe der Räthin und solche an sie nur im Auszug wie Anmerkungen unterm Text aufgenommen sind. Die etwaige Ausrede, dass diese Briefe unbedeutenderen Inhalts seien, wird nicht durchaus Stich halten.

Diese Ausstellung führt zu der weiteren, dass mehrere Briefe der Goethe gar nicht wiedergegeben sind. Das Werk forderte seiner ganzen Anlage nach die thunlichste Vollständigkeit, abgesehen davon, dass in der That manche weggelassene Briefe keineswegs bedeutungslos sind. Noch tadelnswerther möchte man andererseits die Aufnahme der Briefe nennen, die Bettina in ihrem schon angeführten Buch die Mutter Goethe's geschrieben haben lässt. Keil selbst erklärt sie für durchweg unecht und drängt dem-

ungeachtet mit ihnen auf der einen Seite den Lesern seiner Schrift ein entstelltes Bild der Goethe auf, während er sich dadurch auf der andern Seite den Raum beengte, den er zu vollständigem Abdruck ihrer echten Briefe hätte benutzen sollen.

Zu den Briefen, die Keil kannte und unterschlug, muss ihm aber überdies ein auch schwer wiegendes Register der Briefe vorgehalten werden, die er gar nicht aufgefunden hat. Er behauptet sogar unwahr: es wären keine Briefe der Frau Rath aus der Zeit vor ihres Sohnes Übersiedlung nach Weimar erhalten. Es sind aber folgende Briefe von Keil offenbar gar nicht gekannt: v. 2. Aug. 1774 an Lavater (»Zwölf Briefe v. Goethe's Eltern an Lavater etc.« S. 7); v. 28. Juni 1775 an Lavater (ibid. S. 9); v. 2. Febr. 1776 an Hanns Buff (»Goethe und Werther etc.« S. 244 fg.); um Neujahr 1777 (?) an Lenz, Glückwunsch in Reimen (»Lenz u. seine Schriften von Dorer-Egloff« S. 178); an Crespel v. 10. Febr., 17. März u. 16. Apr. 1777 (»Abendzeitung« 1837, S. 1122); v. 13. Juni 1777 an Lavater (»Zwölf Briefe etc.« S. 11); v. 23. dess. Mon. an dens. (ibid. S. 12 fg.); v. 2. Jan. 1778 an Seidel (»Die Grenzboten — 1870« S. 112 fg.); v. 20. März 1778 an Lavater (»Zwölf Briefe etc.« S. 14 fg.); v. 26. Juni 1778 an dens. (ibid. S. 16); v. 7. Sept. 1778 an Seidel — vollständig (»Grenzb. 1870« S. 113 fg.); Ende 1778 an Wieland (?) über Lenzens Unterstützung (»Morgenblatt, 1855« S. 760); v. 23. Febr. 1779 an Lavater (»Zwölf Briefe etc.« S. 17 fg.); v. 12. März 1779 an Wieland (»Morgenblatt, 1855« S. 759); v. 3. April 1779 an Seidel (»Grenzb. 1870« S. 114 fg.); an Grossmann v. 22. Sept. 1779 (Briefstelle im »Verzeichniss der Autographensammlung des Hrn. G. M. Clauss in Leipzig«); v. 5. Jan. 1781 an Lavater (»Zwölf Briefe etc.«

S. 19 fg.); v. 18. Juni 1783 an dens. (ibid. S. 23); v. 18. Juni 1786 an dens. (ibid. S. 24); v. 23. Oct. 1788 an's Kestner'sche Ehepaar (»Goethe und Werther etc.« S. 274 fg.); v. 23. Juni 1789 an Frau v. Knigge (»Aus einer alten Kiste etc.« S. 42 fg.); v. 13. Juni 1807 an Frau v. Arnim geb. Brentano — echter Brief (»Sammlung berühmter Autographen etc.« Nr. 248). Zum Überfluss könnte noch eine Stelle aus einem Ende Mai oder Anfang Juni 1793 an Schlosser's zweite Gattin geschriebenen Briefe, worin sie sich über das Aussehn ihres Sohnes äussert, angeführt werden. (»Aus F. H. Jacobi's Nachlass etc.« II, 161.) Da übrigens Keil auch die bekannten Briefe des Rath Goethe aufgenommen hat, so ist auf dessen zwei Zuschriften an Lavater in »Zwölf Briefe etc.« S. 7 fg. u. 10 noch zu verweisen.

Die Goethe-Literatur im engern Sinne zieht keinen erheblichen Gewinn aus Keils Buch; denn von den zehn darin abgedruckten Briefen Goethe's an seine Mutter sind sechs ihrem wesentlichen Inhalte nach schon von Riemer veröffentlicht (»Mittheilungen über Goethe etc.« II. Bd. S. 43, 51 fg., 95 fg., 130 fgg., 178 fg. und 332 fg.), allerdings nicht nur unvollständig, sondern auch stellenweise in Riemer's leichtfertiger Weise geändert. Seltsam ist's, dass Keil nur bei dem letztgedachten Briefe den frühern Druck anführt. Neu bringt er die Briefe Goethe's Nr. 35, 74, 126 und 138. Noch hätte allenfalls einer Stelle aus einem zwischen dem 14. und 20. October 1792 aus Luxemburg an seine Mutter geschriebenen Briefe gedacht werden können. (»J. G. Forster's Briefwechsel etc.« II, 324.)

Möge Herr Keil recht bald in die Lage kommen, mit einer 2. Ausgabe der »Frau Rath« hervorzutreten und da-

bei seine Unterlassungen wieder gutmachen.*) Diese neue Ausgabe kann dann mit folgendem, von Herrn Oberbürgermeister Hofmeister in Neustadt a. d. O. in Abschrift gütig mitgetheilten Briefchen Goethe's an Sylvia v. Ziegesar, nachmals verehelichte Dr. Koethe abgeschlossen werden:

> Als mich, liebste Sylvie, der Eilbote aus Ihrem freundlichen Thale abrief, ahndete ich nicht, was mir bevorstehe. Der Tod meiner theuren Mutter hat den Eintritt nach Weimar mir sehr getrübt. Nur mit wenigen Worten empfehle ich mich heute Ihrem Andenken und wünsche, dass die beifolgenden schneidenden Instrumente nichts am Gewebe Ihrer Freundschaft lostrennen mögen.
>
> d. 21. Sptbr. 1808. G.

*) Für die 2. Ausgabe noch ein Paar Winke. S. 55 möchte die Parentese über Klinger — »im Nebengebäude des Goethehauses geboren« — als eine wol irrige Annahme wegbleiben. — S. 126 ist der »Antipope« Joh. Georg Schlosser, Verfasser des »Antipope.« — S. 164 u. 171 ist Melchior der plastische Künstler Joh. Pet. M. — S. 171 ist Devin du village das Singspiel von Rousseau. S. 289 ist »Azor« Anspielung auf Marmontel's und Grétry's Oper Zémire et Azor. — S. 345 muss »Wallacher« statt »Mellecher« stehn.

Später veröffentlichte Stücke der Correspondenz der Frau Rath sind: Goethe's Brief an dieselbe v. 6. Nov. 1776 (zugleich an Joh. Fahlmer etc. in »Briefe von Goethe an J. Fahlmer,« S. 115); desgl. v. 4. Nov. 1786 aus Rom »Goethe-Brief aus Fritz Schlosser's Nachlass« S. 99 f.); Brief der Frau Rath an Henriette Schlosser v. 8. Jan. 1792 (»Briefe an J. Fahlmer« S. 137 f.); Stammbuchblatt für Herr. Schl. v. 18. Mai 1801 (ebenda S. 139).





4. Reimstudie.

> Ein reiner Reim wird wol begehrt;
> Doch den Gedanken rein zu haben,
> Die edelste von allen Gaben,
> Das ist mir alle Reime werth!



o sprach Goethe! Man sollte glauben, dass wenn in irgend einem Fach ein Ausspruch Goethe's zur Richtschnur zu nehmen sei, es in der Dichtkunst der Fall sein müsse. Indessen scheint man über den hier angeführten zu einer neuen Tagesordnung übergegangen zu sein. Die heutige Kritik ist in Verurtheilung unreiner Reime ziemlich einstimmig und ein Recensent würde seine Pflicht für versäumt halten, wollte er, etwa weil er an einem Gedicht alles nur zu loben fand, einen unreinen Reim streng zu rügen unterlassen. Man ist wol boshaft genug gewesen zu sagen: Goethe sei von schlechten Reimern zum Dichterfürsten ausgerufen worden, damit sie sich auf ihn, als den Vollmachtgeber für schlechte Reime berufen könnten. Seine demokratische Regierung sei aber gestürzt: Platen sei der Minister der Contrerevolution, der so schlaffe Gesetze nicht mehr contrasignire.

Und ist die Forderung reiner Reime nicht ganz logisch? Reim ist der Gleichklang der Auslaute, das giebt Jedermann zu; ist aber Gleichklang vorhanden, wenn die Verse nur ähnlich auslauten? Gewiss nicht! Also mit den Waffen der Logik sind die unreinlichen Reimer allemal aus dem Felde zu schlagen; eine andere Frage ist nur: ob Logik überall den Ausschlag geben soll? Dass die Allgeltung der Logik zu den überwundenen Standpunkten gehört, darüber ist die vorgeschrittene Menschheit wol ziemlich einig; die herrschenden Ansichten über Politik, Recht und Moral beweisen das. Man muss aber auch einräumen, dass durch Logik im Bereiche der Kunst sich seltsame Erscheinungen rechtfertigen lassen.

Es gab Malerschulen, die bei ihren Schöpfungen von einer ganz wissenschaftlichen Ansicht ausgingen, indem sie sagten: die Malerei ist eine Kunst für das Auge, folglich muss das Auge an sich schon durch die Farbenerscheinung des Bildes befriedigt werden. Dies geschieht aber vollständig nur, indem ihm die Gesammtheit aller Farben vorgeführt wird, welche zu der im Lichte zur Erscheinung kommenden vollen und reinen Harmonie gehören, nämlich die Farben des Regenbogens. Diese müsse folglich jedes Bild erhalten. Nur die Freiheit der Behandlung sei gestattet, dass bald mit der, bald mit jener Farbe der Anfang an dem einen Rande des Bildes gemacht werde, worauf dann aber sämmtliche übrige Regenbogenfarben der naturgemässen Reihe nach bis zum andern Rande des Gemäldes auf einander folgen müssten. Gewiss höchst logisch! aber wem grauste nicht das Haar bei solcher Kunsttheorie?

Ferner: So lange man nur mit Waffen der Logik kämpft, wird man wol die drei Einheiten des Dramas

anerkennen müssen, und doch sind diese heutzutage so verschrieen, dass man es schon als Zopf bezeichnet, nur noch darüber zu reden.

Um also geläuterte Kunstansichten durch Logik begründen zu können, muss eine Logik construirt werden, die sich zu der gemeinen Logik verhält, wie die Differential- und Integralrechnung — die Analysis des Unendlichen — zu den vier Species. Eine solche höhere, zugleich aber streng gebundne Logik haben weder Hegel noch spätere Ästhetiker angewandt; sie setzen immer mehr voraus und schreiten willkürlicher vorwärts, als die feststehenden Formeln irgend einer Logik zulassen. Sie beweisen mehr in Hinblick auf das Ziel, das sie vor Augen haben, als durch Vordersätze gezwungen; mehr gezogen, als gedrängt; mehr was sie wollen, als was sie müssen.

Bis nun ein Newton oder Leibnitz die Logik des Unendlichen geschaffen hat, sei es versucht, der Frage über die Beschaffenheit des Reims, hier insbesondere dem Gesetz des Reimlauts in der deutschen Dichtung durch Analogien und Zweckmässigkeitsgründe beizukommen — allerdings ein sehr entgegengesetzter, fast unwürdig erscheinender Weg, der jedoch auch nicht ohne alle Berechtigung ist, zumal gemeine Logik dabei ebenfalls zur Geltung kommt.

Kann man sich in Fragen der Kunst auf das Beispiel der Griechen berufen, so ist schon viel gewonnen. Waren sie doch dasjenige Volk, durch welches der höchste Begriff der Kunst erst zur Welt gebracht worden ist. Betrachten wir nun ihre Metrik, so finden wir, dass sie nirgends unter ein starres, ungelenkes Gesetz gebeugt wurde: die Füglichkeit, zwei kurze Sylben durch eine lange zu ersetzen, sogar lange und kurze — im Trimeter

sowie am Ende der Verszeilen — zu vertauschen, giebt den Versen der Griechen eine Freiheit und Beweglichkeit, die weder dem Homer noch seinen Vorgängern und Nachfolgern durchgelassen worden wäre, wenn ein deutscher Ästhetiker von der stricten Observanz darüber zu entscheiden gehabt hätte. Und verkennen lässt sich nicht, dass diese Freiheiten mathematisch, also logisch genommen mit dem Princip der griechischen Metrik nicht vereinbar ist. Soll einmal die Zeitdauer der Sylben das Entscheidende sein, so wird nicht zu behaupten und durch Chronometer nachzuweisen sein, dass zwei kurze Sylben im Sprechen genau nur ebenso lang seien, als eine lange. Aber wie gesagt: Homer, Alkäos und Äschylos schlagen der Logik ein Schnippchen und dichten um so schönere Verse.

Neben jenen Freiheiten in der Metrik nahmen sich aber die Griechen auch, obschon seltner, sprachliche heraus, wie die Systole, Diastole, Synäresis und Diäresis. Diese Freiheiten in der Betonung und Aussprache sind sogar von grösster Bedeutung — um dies hier einzuschalten — in der so reichen serbischen Dichtung, indem dort die Worte ohne Rücksicht auf den gewöhnlichen Sprachgebrauch so betont werden, wie es das Versmass fordert.

Besondres Gewicht soll nicht auf die nachgiebige Handhabung der metrischen Gesetze bei den Römern gelegt werden; denn obwol dieselben durch ihre Rechtswissenschaft für strenge Logik geschult waren und insofern ihr Beispiel der Milde dem Zaghaften von Werth sein könnte, so war doch andrerseits ihre Metrik der classischen Zeit keine selbständige, sondern eine lediglich der griechischen nachgebildete.

Ähnliche Freiheiten indessen wie im griechischen und römischen Trimeter weisen die Verse der Sanskritliteratur auf. Um die Bedeutung dieses Vorgangs zu würdigen, vergegenwärtige man sich, dass die Poetik der alten Indier die ausgebildetste der ganzen Welt war und ist. Die Versmasse allein, die sie lehrt, zerfallen in acht Hauptclassen, je nachdem die Verse nur durch die Quantität, oder durch die Füsse, oder durch die Sylbenzahl oder durch mehreres gemischt bestimmt werden. Daneben sind aber noch die einzelnen Versmasse aufs Sorgfältigse geregelt, so dass es über 600 eigens benannte giebt. Darunter befinden sich überdies viele, bezüglich deren nur das Grundgesetz gegeben ist, innerhalb dessen sodann viele Gestaltungen der Verse möglich sind. So lässt z. B. das Versmass Utkriti aus der nach den Füssen und der Sylbenzahl geregelten Classe Varn'avritta mehrere Millionen Variationen zu. Nicht minder ausgebildet ist diese Poetik hinsichtlich der Alliteration im weiteren Sinne, d. h. sowol nach End- als nach Anfangs- beziehentlich Stabreimen, wobei wiederum 9 Hauptclassen mit zahllosen Unterarten aufgeführt werden. Endlich hat die Sanskritliteratur noch eine dritte Gattung der Versbildung, die sich auf die Anordnung der Verse bezieht und allzuverwickelt ist, um hier näher beschrieben zu werden; sie führt auch den Namen Dushkara, d. h. »schwer zu machen.«

Aber trotz dieses bis ins Kleinste durchgebildeten Ausbaues der indischen Verskunst ist auch nach ihr der Ersatz zweier kurzen Sylben durch eine lange und umgekehrt, sowie die Willkür hinsichtlich der Versschlusssylben nachgelassen. Ja, noch weiter geht die Freigebung des Masses der Sylben in dem vorzugsweise s'lóka genannten epischen Vers. Derselbe besteht aus zwei gleichen

Hälften — ard'has'lóka — und deren jede wieder aus zwei Füssen — páda — jedes páda wieder aus vier Sylben. Nun ist aber die Quantität jedes ersten páda in jeder Vershälfte völlig willkürlich und nur das zweite und vierte páda jedes Verses der Quantität nach bestimmt, aber immer wieder mit dem Nachlass, dass die Schlusssylbe kurz oder lang sein kann. Es sind demnach von den 16 Sylben des Verses nur 6 unabänderlich ihrer Quantitäten noch vorgeschrieben, 10 aber willkürlich, und dennoch verliert der Hörer eines in s'lóka's gefassten Gedichts nie das Bewusstsein des geregelten Verses.

Fast dieselben Erscheinungen in Bezug auf freie Behandlung des Versmasses wiederholen sich in der gleichfalls sehr wissenschaftlich bearbeiteten arabischen Metrik, auf die jedoch nicht näher einzugehen sein wird. Indessen führen .die Araber uns zum Reim zurück. Die arabische Dichtung, die Kunstdichtung wenigstens, ist die katexogen reimende; nicht nur, dass die Araber ein Gedicht ohne Reim ebensowenig kennen, wie die Franzosen, so bringen sie auch jeden Reim gleich massenweis an, indem durch ein ganzes Gedicht hindurch immer derselbe Reim geht und zwar so, dass die beiden ersten Verszeilen reimen, dann aber immer nur die zweite Zeile jedes Verspaars, während die erste weiterhin reimlos bleibt.

Diese Reimfülle zum stehenden Gesetz zu machen, war allerdings kühn und es gehörte dazu die ganze Liebe, die namentlich der nomadische Araber, der auch die Sprache am reinsten bewahrte, zu seiner Sprache im Herzen trägt und der tiefe Eindruck, den schöner sprachlicher Ausdruck auf ihn hervorbringt. Fragt man, wie es durchzuführen war, dem Kassîda, das bis zu sechzig und mehr Verspaare hat, nur Einen Reim zu gestatten, so

fällt zunächst in die Augen, dass den semitischen Sprachen eine grössere Zahl von Reimworten dadurch zu Gebote steht, dass sie keine eigentlich doppelten oder gar mehrfachen Mitlauter haben, während alle abendländischen Sprachen damit gesegnet sind. Der Hauptumstand aber, der den Arabern die Üppigkeit im Reimen gestattet, ist das Nebelnde, Gestaltenlose ihrer Dichtung. In ihren epischen Gedichten darf man nicht die Plastik, das lebendig Veranschaulichende suchen, wie es uns, ganz abgesehen vom griechischen Epos, die englische Ballade, die spanische Romanze, die skandinavische Weise, der serbische Gesang vorführen. Das Thatsächliche tritt in den arabischen Heldenliedern so entschieden hinter den Bilderreichthum des Dichters zurück, dass die älteren dergleichen Dichtungen, um sie verständlich zu machen, von reichlichen Commentarien begleitet zu sein pflegen, die übrigens, komisch genug, uns folgerichtiger denkenden Abendländern sich sehr oft als gar nicht zu dem commentirten Gedicht passend erweisen, wodurch aber erst recht deutlich wird, wie fern der Ausdruck von Klarheit ist. Das einzelne Verspaar ist eben wenig von dem Vorgang, welcher der Gegenstand des Gedichts ist, abhängig, und es ist vielmehr der Reim, der das Bild oder die Betrachtung bestimmt, welche der Dichter an den besungenen Vorgang knüpft. Es ist dies eine ähnliche Methode, wie sie Improvisatoren beobachten, denen ja auch vor allem daran gelegen ist, schnell einen Reim zu finden, den sie anbringen können, und die daher mehr darauf bedacht sind, einen Sinn zu dem Reim, als einen Reim zum Sinne zu suchen. In der That sind auch selbst die berühmteren arabischen Heldendichtungen häufig aus dem Stegreif gedichtet.

Dasselbe was von der arabischen Dichtung gilt auch von denjenigen andern westasiatischen Dichtungen, die sich nach der arabischen gebildet haben und unter denen namentlich die persische durch gottbegnadete Sänger eine hohe Stufe erreicht hat. Das persische Gasel hat dieselbe Form, welche vorhin vom Kassîda angegeben wurde; seinem Inhalt nach ist es aber lyrisch, und in der Lyrik tritt noch deutlicher hervor, dass das Dichten in der Form des Gasels eine Aufgabe ist wie das Ausfüllen von bouts rimés. Es wird in solchem Gedicht ein Gedanke durch die verschiedensten Bilder hindurchgehetzt: die Pointe ist allemal der gegebene Reim. Im persischen Gasel kommt noch die Eigenthümlichkeit hinzu, dass häufig sich mit dem Reim der Refrain verbindet, dergestalt, dass hinter dem Reimwort noch einige Worte folgen und zwar durch das ganze Gedicht jedesmal dieselben. Damit geht aber das Gedicht fast ganz im Reim auf. Ein Beispiel ist folgendes Gasel des Mewlana Dschelaleddin in Rückert's Übersetzung:

O Wandrer auf den Wegen! was weisst du?
Von Deinen Weg' und Stegen was weisst du?
Wo standst du auf am Morgen, wo Abends
Wirst du dich niederlegen? was weisst du?
Des Himmels Lüfte bringen dir Grüsse,
Allein sie auszulegen, was weisst du?
O Ros', am Zaun der Wildniss verblühend,
Von Gartenlustgehegen was weisst du?
O Bild! vom Fleiss des Malers, o Münze!
Von deines Bildners Prägen was weisst du?
Brieftaube, die du fliegest wohin nur?
Von deines Briefs Aufträgen was weisst du?

Ich seh's an deinen Scharten, du kämpftest!
Von deinem Kampf, o Degen! was weisst du?
Der Regen kommt zu statten dem grünen:
O dürrer Baum! vom Regen was weisst du?
Der Segen wird der Bitte gewähret:
Nie Bittender! vom Segen was weisst du?
Entgegen strebt von oben die Leitung:
Was sträubst du dich entgegen? was weisst du?
Du fühlst um deinem Nacken die Schlinge:
Sie dir zurechtzulegen was weisst du?
Wie das Geschick zu zügeln weiss den Raschen,
Zu spornen weiss den Trägen was weisst du?
O Pflegling unsrer Liebe! wir wissen
Wie wir dich sollen pflegen; was weisst du?

Diese arabischen und persischen Gedichte und die noch künstlicheren, aber auch geistloseren türkischen machen es, wenn auch durch Extreme, recht deutlich, dass Anforderungen an den Reim immer in Wechselwirkung mit der Bedeutung des Inhalts stehen und die Erweiterung der ersteren den letzteren beschränken.

Soll ich noch über einen ähnlichen Übermuth im Reimen bei den Dichtern in der Sprache von oc, den Schöpfern zahlreicher Gedicht-Formen mich verbreiten? Es würde das doch wol zu weit vom Ziele abführen und ich unterlasse es umsomehr, als ich von den neuern romanischen Sprachen ausführlicher zu reden genöthigt bin. Denn sie sind es ja, welche uns als Vorbilder bei der Entwickelung unserer neuern Dichtung gedient haben, wie einst die Trouvères unsern Minnesängern.

Rechtfertigen nun oder fordern etwa sogar diese Vorbilder die Strenge in der Reimbildung, die man neuerdings

im Gegensatz zu ihren grössten Dichtern den Deutschen zum Gesetz machen will?

Wenden wir uns zunächst zu den Italienern und betrachten wir vorerst das Verhältniss, in welchem die deutschen und die italienischen reimenden Dichter zu ihren Sprachen stehen, also die Frage, ob beide gleich grosse Reimgebiete beherrschen. Selbstverständlich soll diese Frage hier nicht gründlich untersucht werden, weil damit allein ein dickes Buch zu füllen wäre; hier kann nur auf die schon bei flüchtigem Überblick sich darbietenden Umstände aufmerksam gemacht werden.

Zunächst vergegenwärtige man sich, dass der durchschnittliche Umfang des Gebiets für jeden einzelnen Reim im umgekehrten Verhältniss zu der Zahl der gesammten Reimklänge steht, d. h. je mehr verschiedenartige Reime eine Sprache zu bilden vermag, um so enger sind die Kreise, innerhalb deren Reime zu einem gegebenen Worte gesucht werden können. Es ist daher zunächst zu ermitteln, welche der beiden Sprachen das grösste Reimmaterial besitzt.

Vergleichen wir zunächst die Selbstlauter beider Sprachen, so ergiebt sich, dass die Zahl der einfachen gleich ist; auch haben in beiden o und e zweierlei — einen offenen und einen geschlossenen — Laut. Dagegen besitzt die deutsche Sprache, je nachdem man mehr oder minder streng rechnet, sechs bis acht verschiedene Um- und Doppellauter (ä, ö, ü, ai, au, äu, ei und eu), während die italienische Sprache zwar allerdings Diphthonge und sogar Triphthonge hat, durch welche aber der italienische Dichter sich das Reimen nicht erschweren lässt. Denn obwol suono wegen des Diphthongs uo nur ein zweisylbiges Wort ist, und miei wegen des Triphthongs iei

eigentlich sogar nur ein einsylbiges, so reimen doch ihre besten Dichter ohne alles Bedenken suono mit sono, miei mit costei (z. B. Petrarca im 1. beziehentlich im 153. Sonett). Dadurch werden offenbar suono und ebenso das eigentlich zweisylbige costei in dreisylbige Klänge, ingleichen miei in einen zweisylbigen aufgelöst; nichtsdestoweniger aber zählen die ersteren beiden in den betreffenden Versen nur für zwei Sylben, also so, als ob die Mehrlauter nicht aufgelöst wären. Sind nun derartige Reime auch nicht unreine Reime im deutschen Sinne, — die überhaupt im italienischen bei Selbstlautern gar nicht möglich sind — so sind sie doch ein unbestreitbares Äquivalent für dieselben, das theoretisch genommen an Incorrectheit den deutschen unreinen Reimen nicht nachsteht. Es ist im Grunde nicht anders, als wenn wir Grausen und Busen reimen wollten. Lässt man aber dem Italiener derartige Reime seiner Poetik zufolge nach, dem Deutschen aber nach rigoristischem Gebote nicht, so vertheilen sich die deutschen Reime auf mehr als noch einmal so viel Selbstlauter als die italienischen, und ist in dieser Beziehung allein das Reimen im Deutschen doppelt so schwer als im Italienischen.

Die Zahl der Mitlauter können wir in beiden Sprachen ungefähr gleich gross rechnen; beide Sprachen haben dergleichen, die der andern fehlen, und auch die Zahl der Zusammenstellungen mehrerer Mitlauter kommt in beiden ziemlich auf dasselbe hinaus.

Aber jener Vortheil der italienischen Dichtung in Bezug auf die reimenden Laute verschwindet ganz gegenüber dem ungeheuern Vortheil, den die Italiener durch die Unzahl von Reimen in den Flexionen ihrer Sprache finden. Im Deutschen bildet keine einzige Flexion der

Haupt-, Bei- und Zeitwörter einen Reim für sich allein, im Deutschen verringern im Gegentheil die Flexionen des Genitivs meistens und zum Theil die des Dativs die Reimbarkeit, während im Italienischen in den Haupt- und Beiwörtern sich nur der Plural vom Singular unterscheidet, diese Reimbeschränkung demnach wegfällt, und Worte, die im Nominativ reimen, in allen Fällen der Abwandlung der Einheit beziehentlich der Mehrheit — hier wenigstens meistens — ebenfalls reimen. Beim Zeitwort aber sind im Italienischen alle Flexionen mit Ausnahme derer des Präsens im Singular Reime für sich. Welcher Reichthum von Reimen fliesst aus dieser einen Quelle! Es sind das allein 39 Reimendungen, die alle Zeitwörter derselben Conjugation unter sich gemein haben, nicht zu gedenken, dass auf die Mehrzahl dieser Endungen noch unzählige andre Worte reimen, so dass ohne Schwierigkeit in jeder beliebigen Strophe sich einige hierher gehörige Reime anbringen lassen.

Ausser den grammatikalischen Flexionen geht aber dem Italiener noch eine Menge andrer Wortendungen zu gute, die dem Deutschen wenigstens grösstentheils für den Reim verloren sind, nämlich die Ableitungssylben wie ino, ale, esco, ese, aglia, etto, ame, ume, ata, iere, iccio, accio, ezza, anza, enza, ía, zia, evole, ivo, ione, tura, toio u. s. w. Von unsern deutschen derartigen Ableitungssylben dagegen bilden zuvörderst er, el, chen überhaupt nie einen Reim für sich. Eine zweite Classe bildet zwar dann einen Reim, wenn die Ableitungssylbe nicht unmittelbar an die Stammsylbe angehängt ist, allein der Reimschatz erhält dadurch keinen erheblichen Zuwachs, nicht nur weil der Reim ganz verloren geht, wenn die Ableitungssylbe der Stammsylbe unmittelbar folgt, sondern

auch deshalb, weil diese Ableitungssylben, auch wenn sie für sich einen Reim bilden, doch auch zugleich die ganze Endsylbe ausmachen, folglich nicht aufeinander reimen dürfen. Zu dieser Classe gehören alle mit einem Mitlauter anfangenden Ableitungssylben, also: lich, niss, heit, keit, sam, sal, schaft, thum, bar, haft. Da reimt die Ableitungssylbe *schaft* allein gar nicht in *Wirthschaft* und zwar wol in *Eigenschaft*, dann aber nicht wieder mit *Wissenschaft* u. s. f. — Eine dritte Classe der Ableitungssylben endlich reimt zwar auch unter sich, aber ebenfalls nur, wenn sie der Stammsylbe nicht unmittelbar angefügt sind; hierher gehören in, ig, icht, isch, ung, ei. Da reimt z. B. *ung* allein nicht in *Bedeutung*, aber in *Forderung* und dann auch mit *Einigung* und dergl. Einzig in diesem letzten Falle haben demnach deutsche Ableitungssylben für den Reim denselben Werth wie fast sämmtlich italienische. Ergiebt sich nun aus alledem die unendliche Beschränkung der Reimfähigkeit im Deutschen gegen das Italienische, so schmiedet sich der Deutsche trotzdem noch allerhand Ketten, um sich das Reimen noch zum Extraspass zu erschweren. So ist uns das Reimen gleicher Worte, ja, wie eben gedacht, auch nur solcher Sylben, deren Anfangsconsonanten gleich sind (wie *schaft*) durchaus untersagt, während die italienischen Dichter von unbezweifelter Correctheit und Autorität grazia und disgrazia, coglie und recoglie unbedenklich reimen.

Mittelbar kommt aber noch eine andre Verschiedenheit der Verskunst der Italiener und der Deutschen den ersteren auch beim Reim zu statten: das Sylbenmass. Die Italiener wie alle Völker romanischer Zunge zählen in der Hauptsache nur die Sylben ihrer Verse, die Deutschen

messen sie auch. Es ist das immer wieder eine Fessel, die uns an der freien Bewegung bei der Bildung von Versen und demnach auch in der Anwendung von Reimen hindert.

Bei aller Leichtigkeit zu reimen, wie sie hiernach für den italienischen Dichter vorhanden ist, wendet er dennoch auch sehr häufig reimlose Verse an, viel häufiger als der deutsche, wenn man bei uns von den Versen nach antiken Massen absieht, in welchen wir uns aber statt des Reims andre Zwangsgesetze auflegen.

Hieraus allenthalben ersieht man, dass dem Italiener der Reim eine Zierde ist, die dem Ausdruck so gut wie kein Hinderniss bereitet, während er für den deutschen Dichter zum Kunststück wird, mit welchem er sich in der Sprachbehandlung sehen lässt wie der Dolche schleudernde und auffangende Gaukler. Hat man alle jene Reimgelegenheiten des Italieners und darauf die Reimerschwernisse des Deutschen vor den Augen vorüberziehen lassen und sollte man darnach a priori die Frage beantworten, ob der Deutsche überhaupt reimen dürfe, man müsste sie unbedingt verneinen.

Fast in gleichem Verhältniss, wie zum Italienischen, steht das Deutsche hinsichtlich der Reimfähigkeit zum Spanischen. Die 15 Diphthonge und 4 Triphthonge sind den Spaniern ebensowenig zur Last, wie den Italienern ihre Mehrlauter; auch sie sind eben keine Pedanten und helfen sich durch Auflösung derselben.

Die französische Sprache, deren Reimgesetze den meisten Einfluss auf die neuere deutsche Dichtung gehabt haben, ist in Bezug auf die Zahl der Selbstlauter der deutschen nahezu gleichzustellen; sie hat zwar kein ai, ei, eu und äu, dafür haben wir das ie (wie in bien), oi und

ui nicht; denn dass wir Papagoi und Boi, sowie Hui und pfui reimen können, kommt natürlich nicht in Betracht. Hinsichtlich der Mitlauter gleichen sich die Eigenthümlichkeiten der beiden Sprachen in der Hauptsache ebenfalls aus. In der Fülle an Reimen durch Verwendbarkeit der grossen Mehrzahl der Zeitwörterflexionen und der Ableitungssylben steht aber die französische Sprache der italienischen wie der spanischen etwa gleich, ja noch günstiger ist sie insofern gestellt, als eine beträchtliche Zahl jener Flexionen unter sich reimt; als von aimer: nous aimons, aimions, aimerons, aimerions und der Imperativ aimons; ferner: vous aimez, aimiez, aimerez, aimeriez und der Imperativ aimez; dann: j'aimais, aimerais etc. Unter diesen Umständen ist also die gepriesene Reinheit der französischen Reime kein grosses Verdienst, indessen muss man es den Franzosen lassen: sie sind gewissenhafte Befolger der Regel. Sie geben auch hier ihre Volkseigenthümlichkeit kund, nach welcher sie kein Vertrauen zur Ordnung haben, wenn nicht das Gesetz mit eiserner Faust auf sie drückt. Aber was im Auge des Franzosen dem Gesetz das Ansehen giebt, ist das Ansehen des Gesetzgebers, die persönliche Autorität, während jeder Deutsche sich für ebenso gescheidt hält, als jeder andre Mensch und von Autoritätsgesetzen nichts wissen will; nur durch das Ansehen der Formel, durch die logische Autorität lässt er sich imponiren. Was über die schulgerechte Logik hinausgeht, ist daher aber auch dem Urtheil des Durchschnittsdeutschen entzogen.

Keinem der ältesten Griechen ist eingefallen, den Finger an die Nase zu legen und zu sagen: jetzt will ich die Gesetze des Hexameters feststellen; die Griechen sagten vielmehr: so hat Homer, der erste unserer Dichter, den

Hexameter behandelt, und so müssen auch wir es halten, wenn wir in Hexametern dichten. Und so ehrten die Italiener den Gebrauch Dante's, Petrarca's und Ariosto's; so nehmen die Engländer keinen Anstoss schlecht zu reimen, wie Pope gethan. Dessen Vorgang könnte aber wirklich Bedenken für die Nachfolger erregen. Es soll nicht zum Vorwurf gemacht werden, dass die Engländer — was das wunderliche Verhältniss ihrer Schrift zu ihrer Sprache ermöglicht — Worte reimen, die ganz verschieden geschrieben sind, dafern sie nur gleich oder doch ähnlich ausgesprochen werden, wie z. B. halloo und knew, aber sie reimen auch umgekehrt Worte, wenn sie nur gleich oder ähnlich geschrieben sind, obschon die Aussprache eine verschiedene ist, wie z. B. minstrelsy und eye. Im Reimen ähnlich klingender Worte gehen aber die Engländer viel weiter, als wir Deutsche; sie reimen z. B. nicht blos oak und rock, sondern auch won und sun. Das Tollste aber ist, dass sie Worte reimen, die weder für das Ohr noch für das Auge gleich oder auch nur ähnlich auslauten, deren Reim vielmehr nur durch eine Folgerung gefunden werden kann, nämlich solche Wörter, deren Reimbuchstaben bisweilen gleich klingen, wenn auch nicht gerade in den gegebenen, zum Reim verbundenen Wörtern. So reimen sie z. B., weil ea gemeinlich wie i lautet, heaven und given; oder weil o zuweilen wie u und oo wie o klingt, reimen sie shore und unmoor. Diese Beispiele sind insgesammt Walter Scott entnommen, aber nur zufällig: die ersten englischen Dichter reimen nicht besser.

Also alle die vorgeführten Völker ehren die Häupter ihrer Dichtung als Vorbilder, nur dem Deutschen ist das Wohlgefühl der Hingabe an eine gewaltige Persönlichkeit

zu gering gegen die Wonne, mit Hilfe einer Formel sich über seine Grossen erhaben zu fühlen. Ihn kitzelt es, wegwerfend zu sagen: das hat Goethe schlecht gemacht, das versteh' ich besser! Das fängt bei seinen Reimen an und hört beim »Faust« auf. Dass Goethe seinen »Faust«, die grossartigste Dichtung der Neuzeit, gleich in der ersten Vierzeile mit einem unreinen Reim anfängt (Medicin — Bemühn), das kümmert sie nicht. Dass er die deutsche Sprache in der Gewalt hatte, wie keiner mehr, dass es ihm also eine Kleinigkeit gewesen wäre, den »Faust« in dieser Richtung zu »verbessern«, wenn er in der Herstellung eines Reims eine Verbesserung erkannt und nicht vielmehr, »um den Gedanken rein zu haben«, es für besser gehalten hätte, den Reim nur anklingen zu lassen, daran denken sie nicht.

Aber nicht blos im »Faust« hat Goethe sogenannte unreine Reime angewandt, nicht blos hier, wo eingeworfen werden könnte, dass er den Vers überhaupt muthwillig behandelt habe, sondern auch in seinen so wunderbar lieblich tönenden lyrischen Gedichten. Da beginnt z. B. gleich der durch seinen köstlichen Wohlklang berühmte »Nachtgesang«:

> O gieb vom weichen Pfühle
> Träumend ein halb Gehör;
> Bei meinem Saitenspiele
> Schlafe! was willst du mehr?

Also in der ersten Strophe schon lauter unreine Reime. Oder das reizende:

> Kleine Blumen, kleine Blätter
> Streuen mir mit leichter Hand
> Gute, junge Frühlingsgötter
> Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid;
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Also in acht Zeilen unter den vier Reimen drei unreine. Oder die zweite Strophe des »Mailieds«:

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch.

Und so fast in jedem Gedicht, namentlich aus der frühern liederduftigen Zeit — im Ganzen zahllose sogenannte unreine Reime.

Vor der Autorität Goethe's sollte man doch wenigstens soviel Respect haben, dass man sie nicht mit der kurzen, nüchternen und platten Formel abwiese: der geforderte Gleichklang bedinge reine Reime. Muss nicht die Richtigkeit einer Formel verdächtig werden, wenn der competenteste Richter sie nicht anerkennt? Ist man nicht deshalb verpflichtet, mindestens zu untersuchen, was denn eigentlich die geschmähten unreinen Reime sind? Ob alle verwerflich sind oder nur gewisse?

Und allerdings muss man, wenn man alle Beispiele von Reimen, die als unreine bezeichnet werden, überblickt, sich sagen, dass das Gehör sehr erhebliche Unterschiede zu machen findet. Man kann unterscheiden:

1) reine, vollautende,

2) ähnliche, nicht völlig gleichlautende,

3) anstössige und

4) falsche Reime, bei welchen letzteren erst der Reimbegriff so gut wie ganz aufgehoben ist.

Reine Reime sind aber nicht blos solche, welche auf gleich geschriebenen Sylben bei gleicher Aussprache derselben ruhen; bei unsrer Orthographie, welche nächst der allernichtswürdigsten englischen die nächstnichtswürdige ist, müssen wir mehrere verschieden geschriebene Laute denn doch entschieden für gleich auszusprechende erklären, so namentlich a, aa und ah — e, ee und eh — i, ie und y — o, oo und oh — u und uh — dt, t und th — f, ph und unbedenklich auch v — ks, chs und x — z und ts — sowie alle einfachen und doppelten Mitlauter. Letzteres mag auf den ersten Anblick auffallen, allein man bemerke, dass wenn z. B. schlaff und traf keinen reinen Reim bilden, dies nicht in der Verdoppelung des f im ersten Wort als solcher liegt, sondern in der scharfen Aussprache des a darin, welche eben nur durch die Verdoppelung des Mitlauters angedeutet wird. In schafft und Kraft macht aber diese Verdoppelung keinen Unterschied in der Aussprache, weil im Deutschen die doppelten Consonanten nicht einen selbständigen Werth haben, nicht beide gehört zu werden bestimmt sind, wie es z. B. im Italienischen der Fall ist.

Nur ähnlich sind Reime, wenn entweder die Selbstlauter oder die Mitlauter oder endlich Sylbenbetonungen nicht völlig gleich, aber doch ähnlich sind. Es sind aber:

a) durch Ähnlichkeit reimende Selbstlauter: o dumpf wie in los und o hell wie in Ross — e geschlossen wie in stehn und offen wie in sehn — e offen und ä — e geschlossen und ö — i und ü — ei, ai, eu und äu;

b) durch Ähnlichkeit reimende Mitlauter: b weich und w — b hart und p — d und t — g Kehllaut wie in liegt und ch in kriecht — g Gaumenlaut wie in Schlag und k — gs wie in trug's und ks, chs (Buchs etc.)

— h zwischen zwei Selbstlautern oder unmittelbare Aufeinanderfolge der letztern (nahe, Rae), ls und lz (Hals, Salz) — mf oder mph und mpf (Nymphe, schimpfe) — ng und nk am Wortende (sang, trank) — ns und nz (Hans, Schwanz);

c) bei ähnlicher Betonung reimende Sylben: geschärft und gedehnt betonte Sylben (Sinn, ziehn) — geschärft betonte und tonlose Sylben (herrlichen — wenn) — Sylben Eines Worts mit Sylben mehrerer Worte (Meister, heisst er).

Anstössige Reime sind:

a) solche, die nicht einmal auf ähnlichen Buchstaben ruhen, deren Reimbuchstaben vielmehr nur einen gemeinschaftlichen ähnlichen Reimlaut haben, wie ä und ö, deren Mittlerlaut das e ist (Blätter, Götter);

b) solche, in denen sowol die Mit- als auch die Selbstlauter nur einen ähnlichen Reim bilden (Zweig, Gesträuch);

c) solche, in denen eine gedehnte Sylbe auf eine tonlose reimt, wie in Schiller's »Elegie auf den Tod eines Jünglings«: sehn, Hoffnungen.

Falsche Reime endlich sind alle, auf welche nicht einmal die vorgedachten Kennzeichen der ähnlichen und der anstössigen Reime passen. Für sie giebt es keine Merkmale und keine Grenzen; denn sie sind eben eine Ausgeburt der Willkür. Hier lassen sich nur Beispiele anführen, und solche sind die Reime: bei Schiller Menschen und wünschen, bei Goethe in der zahmen Xenie:

Zücht'ge den Hund, den Wolf magst du peitschen,
Graue Haare sollst du nicht reizen.

Dann in der andern:

Mit Widerlegen, Bedingen, Begrimmen
Bemüht und brüstet jeder sich;
Ich kann daraus nichts weiter gewinnen,
Als dass er anders denkt als ich.

Ferner im Lied des Mephistopheles Floh und Sohn im Gedicht »Juni« Glanz und Gangs; in der Übersetzung aus Byron's »Manfred« Bekänntniss und wetterwendisch.

Was sich hier insbesondere auch Goethe erlaubte, kann nun freilich nicht als zulässig bezeichnet werden und so kommen wir gewissermassen allerdings auf das hinaus, was hier eben bekämpft werden soll, dass nämlich des grossen Dichters Autorität allein nicht entscheiden kann. Indessen ist dem denn doch entgegenzuhalten, dass solche wirklich falsche Reime äusserst selten sind, als Ausnahmen die Regeln bekräftigen und dann wirklich einmal mit dem princeps legibus solutus entschuldigt werden können.

Im Allgemeinen haben wir aber das Beispiel eines Goethe als Richtschnur anzuerkennen und es ist ungerechtfertigt, weniger begnadeten Dichtern zu versagen, was jener sich herausnahm. Es würde das eine ganz unzulässige literarische Polizei sein und eine widersinnige Forderung, die Last, die Goethe der Gewaltige zu tragen sich weigerte, dem Schwächern aufzubürden. Etwas ganz Anderes ist es, wenn Dichter in der bescheidenen Selbsterkenntniss, dass an ihnen gar nichts wäre, wenn sie sich nicht durch schöne Reime auszeichneten, die reinen Reime sich zum Gesetz machen: denen soll der Spass nicht verkümmert werden. Es giebt ja wol auch süsse mitfühlende Seelen, die daran ihr Wohlgefallen haben und ihren Gedichten zu manchen Auflagen verhelfen. Und darauf kommt's ihnen denn doch hauptsächlich an.

Verschweigen wollen wir indessen nicht, dass der Autorität Goethe's eine andere nicht zu verachtende entgegengesetzt werden könnte: die reiche Dichtung der mittelhochdeutschen Vorzeit. In ihr ist allerdings die Reinheit des Reims fast ausnahmslos durchgeführt. Aber abgesehen von Eigenthümlichkeiten des Mittelhochdeutschen, die dies erleichterten, ist doch sehr zu beachten, dass die schwäbische Dichtung den Anforderungen unserer Zeit an Tiefe, namentlich an Gedrängtheit des Ausdrucks nicht genügt und dass, wenn man eine gewisse mit Gedankenleere verbundene Redseligkeit zugiebt, man sich wol Reinheit des Reims als Entschädigung ausbedingen mag. Mit diesem Zugeständniss gelang es den provençalischen Dichtern bei behäbiger Weitschweifigkeit die künstlichsten Reimspiele zur Schau zu tragen und unsere Minnesänger ahmten sie mitunter so gut es gehen wollte nach.

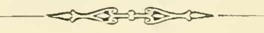
Dasselbe gilt, wenn man auf Klarheit des Ausdrucks verzichtet. Die gälischen Barden wie die spätern nordischen Skalden hätten unter der Last von Künsteleien, die sie sich aufgebürdet hatten, indem sie durch Versmass, Stabreim und Endreim unter mannigfachen Regeln sich banden, erliegen müssen, hätten sie dabei nicht wagen dürfen, den staunenden Hörern Dichtungen vorzutragen, die Niemanden ohne Commentar verständlich sein konnten. Strenges Gesetz steht immer in Zwiespalt mit geistiger Freiheit.

Noch Eins! Es lag gar nicht in Goethe's Absicht, auf der älteren höfischen oder der spätern gelehrten Dichtung fortzubauen; im Gegentheil brach er mit dieser und schloss sich der deutschen Volksdichtung an. Und in ihr fand er die zwanglose Behandlung des Reims ebenfalls vor, wenn schon hier die Freiheit gewöhnlich darin besteht, dass Alliteration an Stelle des Reims tritt, d. h. nicht grund-

sätzlich durchgeführt, wie in der spanischen Romanze, sondern nur in einzelnen Versen den Reim vertretend.

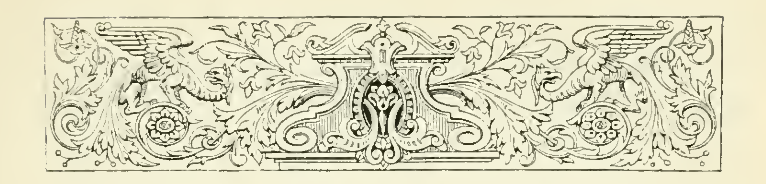
Um Missverständnissen zu begegnen, mag zum Schluss noch ausdrücklich anerkannt werden, dass die Reime von tadelloser Reinheit sein müssen, wenn das Wesen eines Gedichts in der Form liegt. Dies ist namentlich der Fall bei dem Sonett, wie es Petrarca ausgebildet hat und wir den Italienern nachahmen. Das Sonett ist eben ein Reimspiel, in welchem sich die Kunst darin offenbaren soll, dass ein Gedanke unter gewissen Gesetzen des Wohlklangs zum Ausdruck gebracht wird. Nicht der poetische Gedanke an sich ist der Hauptzweck des Sonetts, sondern sein Ausdruck in der bis zur Künstelei, ja Tändelei verzierten Form. Das gesetzmässig Vollendete des Reimspiels ist so sehr das Wesen des Sonetts, dass eine Abweichung dasselbe geradezu aufhebt; nur tonbegriffslosen Engländern konnte einfallen, Vierzehnzeilen in reimlosen blank verses zu schreiben und sie Sonett zu nennen.

Diese Ausnahme, welche für Sonette und ähnliche Reimspiele gilt, beseitigt aber nicht den Grundsatz, dass der Reim nicht über die Forderungen der Schönheit hinaus mit einer Peinlichkeit eingeführt werden dürfe, welche den Gehalt unterjocht. Das Ergebniss unserer Untersuchung wird daher in den Sätzen zusammenzufassen sein: reine Reime sind die Regel, ähnliche Reime erlaubte Ausnahmen, anstössige Reime nur selten und da zulässig, wo auf die Wahl der anstössig reimenden Worte besonderes Gewicht zu legen ist; über falsche Reime aber rufe man rücksichtslos das Kreuzige! Wendet sie jedoch einmal verloren ein bonus Homerus an, so gönne man ihm leise das Nickerchen.



VI. Berichtigungen und Nachträge zu Goethe-Schriften des Verfassers.





1. Zu Goethe's Briefen an Eichstädt.

a) Zur Einleitung.

Seite IV könnten unter den 1803 von Jena abgehenden Professoren noch genannt werden: Himly, Fuchs und Stahl.

Goethe's Seite VI erwähnter Brief an Göschen war v. 9. Februar 1788 — nicht 1789.

Seite XII ist als Ergänzung zu Goethe's Geschichte der Entstehung der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung einzufügen, dass deren Redaction zunächst dem Professor Paulus angetragen wurde, der durch seine eben so gelehrten wie freisinnigen Besprechungen theologischer Schriften eine Hauptstütze der Schützischen Allgemeinen Literatur-Zeitung war; allein seine Anhänglichkeit an diese, seine Freundschaft mit Hofrath Schütz und seine Verstimmung gegen die massgebenden weimarischen Kreise wegen vermeintlicher Vernachlässigung der Universität Jena bewog denselben abzulehnen. Überdies sprach er sich im Brief an Schurrer vom 9. September 1803 (»H. E. Paulus und seine Zeit von Frhr. v. Reichlin-Meldegg« I.

352 — das Datum nach Düntzer's Berichtigung) sehr abfällig über Goethe's Vorgehen aus und meinte: das neue Blatt werde eine blosse Project-Zeitung bleiben; denn Genies könnten selten eine aus Geist und complicirter Organisation zusammengesetzte Schöpfung stiften und erhalten. Auch Paulus hielt, wie Schützens gesammter Anhang, das Unternehmen der Fortsetzung der Literatur-Zeitung in Jena für ein unberechtigtes, wobei ihnen die anfangs beabsichtigte Beibehaltung des ganz gleichen Namens dieser Jenaer Zeitschrift einen Schein von Recht gab. Im gleichen Sinne schrieb daher auch Johann Heinrich Voss am 23. September 1803 (»Briefe von J. H. Voss etc., herausgegeben von A. Voss« II, 254): »Die Allgemeine Literatur-Zeitung hat zu viel Rathgeber, die das junge, Leben verheissende Kind hindoctern können. Leider sind die Worte der Ankündigung schon so gewählt, dass unselige Händel daraus entstehen werden. Die neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung oder Eine Jen. A. L. Z. konnte allen Anzwackungen ausweichen. Aber man wählte, was man glaubte ausfechten zu können. Die bisherige A. L. Z. anzukündigen, ziemt aber weder den Jenaern noch den Hallensern.«

Seite XIX ist noch anzuführen, dass das in der vierzigbändigen Ausgabe von Goethe's Werken zuerst gedruckte Bruchstück einer Besprechung von Iffland's »Almanach für das Theater und Theaterfreunde auf das Jahr 1807« für die J. A. L. Z. bestimmt war — was wenigstens kaum zweifelhaft sein kann.

Seite XXIII ist noch der Mittheilung zu gedenken, die Burkhardt 1878 in Nr. 43 der »Grenzboten« gegeben hat und aus welcher zu ersehen ist, wie Goethe fortwährend Eichstädt hochstellte, nicht minder ihm für sein

Eintreten bei Gründung der J. A. L. Z. thätige Dankbarkeit bewahrte. Als nämlich 1815 der Hauptgegner Eichstädt's, Professor Griesbach, Schwager des Hofrath Schütz, einen Angriff gegen ersteren durch Beschwerden der Mehrzahl der Professoren glücklich eingeleitet hatte und der Grossherzog schon geneigt war, den Frieden durch Aufopferung Eichstädt's wieder herzustellen, da sprach sich Goethe in einem ausführlichen Votum vom 26. Januar 1816 so entschieden zu Gunsten desselben aus, dass ein vermittelnder Ausweg eingeschlagen wurde.

Der Seite XXVII. f. aufgeführte Brief Goethe's an Eichstädt vom 16. Februar 1829 war bereits 1850 in »Eichstadii opuscula oratoria« Seite 293 f. gedruckt. Ausserdem sind seither noch zwei Briefe Goethe's an Eichstädt bekannt gemacht worden: einer vom 4. August 1811 in »Ungedrucktes zum Druck befördert von A. Cohn« Seite 80 f. und einer in Nr. 45 der »Grenzboten« von 1878 durch Burkhardt.

b) Briefe.

164 b.

Ew. Wohlgeboren letzter Verabredung gemäss haben wir die Windischmannische Recension nochmals in Betrachtung gezogen und wohl überlegt, ob man etwa, wie Sie wünschen, durch einen Anfug der Sache eine gewisse Wendung geben könnte. Leider aber hat es sich nicht machen wollen. Denn sollte man sich zu einem Aufsatze entschliessen, bei welchem der Verfasser des Werks seinen Einfluss

allenfalls eingestehen dürfte, so würde man darin nothwendig zu berühren haben, wie sich Freunde sowol als Widersacher bisher benommen, und hierzu, wie ich gern gestehe, scheint es mir noch nicht Zeit. Man muss wol abwarten, inwiefern diese Arbeit sich selbst Raum macht und inwiefern sich Männer finden, welche dem Gegenstand durch einige Jahre sowol experimentirend als theoretisirend die gehörige Aufmerksamkeit widmen und das Ganze in seinem Zusammenhange betrachten wollen. Alsdann wird man mit Bequemlichkeit und Nutzen die Stimmen sammlen können; es wird sich beurtheilen lassen, wo die hauptsächlichsten Hindernisse liegen und ob wirklich gewisse Menschen das Einfachste einzusehen nicht im Stande sind oder inwiefern böser Wille und Vorurtheil sie umnebeln. Sehr ungern sende ich daher das mir mitgetheilte Manuscript zurück und führe zu meiner Entschuldigung noch zum Schlusse dieses an, dass ich auch hier wohl zu thun glaube, wenn ich auf meine alte Weise verfahre und den Wirkungen der Zeit nicht vorgreife.

Ich empfehle mich bestens und wünsche immer zu vernehmen, dass Sie sich wohl befinden.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Goethe.

Weimar, den 4. August 1811.

212 b.

In ungesäumter Erwiederung der an mich ergangenen geneigten Anfrage gebe zu erkennen, dass nach Inhalt des, von des Herrn Staatsminister von Voigt sel. unter dem 11. October 1818 an Herrn Geheime Hofrath Eichstädt erlassenen Schreibens Rentamtmann Müller anheute beauftragt worden, denen nunmehr benamsten Gehülfen an der A. L. Z., Rath Hogel und Professor Schad, das von Serenissimo unter dem 6. October 1818 bewilligte Fruchtdeputat von 8 Scheffel Korn und eben so viel Scheffel Gerste jedem zur Hälfte vom 1. Januar an bis zu anderweitiger Anordnung vierteljährig abzureichen.

Zu allen Erläuterungen in diesen Angelegenheiten jedesmal bereit und willig

J. W. v. Goethe.

Weimar, den 19. Juni 1819.

c) Erläuterungen.

Zu Brief 6, Seite 222 und 223 finden sich druckfehlerhaft Goethe's Briefe an Schlegel mit dem 5. September 1805, beziehentlich dem 4. September 1804 angegeben, während beide 1803 geschrieben wurden. — Eine weitere Recensentenchiffre von Müller's (ausser P—p—s und τ—χ—ι—) war C. F. Z.

Zu Brief 63, Seite 260 ist zu berichtigen, dass der Quedlinburger Cramer, jedenfalls Karl Friedrich C. war, der

aus seinem damaligen Wohnsitz, Paris, Nachrichten über Frankreich nach Deutschland gelangen liess.

Zu Brief 82, Seite 271 ist als Schleiermacher'sche Arbeit noch zu nennen die Recension von »Johann Joachim Spalding's Lebensbeschreibung etc.« in Num. 18. J. A. L. Z. d. 22. Januar 1805.

Zu Brief 97, Seite 276 ist hinzuzufügen, dass ein beträchtlicher Theil des Briefwechsels zwischen Goethe und Nees von Esenbeck durch »Goethe's naturwissenschaftliche Correspondenz, herausgegeben von Bratranek« bekannt worden ist und wir nunmehr von etwa 40 Briefen Goethe's an den Genannten näheres wissen.

Zu Brief 100, Seite 277. Auf Kotzebue's »Erinnerungen von einer Reise aus Livland nach Rom und Neapel« bezieht sich Goethe's in den Werken unter den »Invectiven« stehendes Epigramm »Bist Du Gemündisches Silber etc.«, das daher in's Jahr 1805 zu setzen sein dürfte.

Zu Brief 105, Seite 282 ist zu berichtigen, dass Schlegel's Elegie »Rom« in der J. A. L. Z. von 1807 in Num. 11, 12 und 13 besprochen wurde.

Zu Brief 113, Seite 288 f. ist irrthümlich der Brief vom 8. Januar 1812 an Frau von Eybenberg gerichtet angegeben, während deren Schwester, Frau von Grothuss, die Adressatin war. Der Handschriftensammlung gedachte Goethe ferner in Briefen an Caroline Pichler vom 31. März 1812, an Kanzler von Müller vom 19. November 1824, an Graf Reinhard vom 28. Januar 1828 und an Soret vom 9. Juni 1831. — Es ist ein Druckfehler, dass der Brief an Rochlitz auf den 21. Mai 1809 — statt 1819 — gesetzt ist.

Zu Brief 131, Seite 299. In dem Neujahrsprogramm von 1807 sind ohne Zweifel auch die Abschnitte VI und

VII — »Lessing's Bildniss in Öl gemalt« und »Dr. Martin Luther's Verherrlichung« — von Goethe.

Zu Brief 139, Seite 302 mag noch erwähnt werden, dass Knebel besage Briefs an seine Schwester Henriette vom 13. October 1807 fand, Goethe habe in seinem Vorspiel von 1807 manche Stellen aus Jacobi's Eröffnungsrede benutzt.

Zu Brief 144, Seite 304 ist zu ergänzen, dass der Entwurf zum Denkmal des Grafen Schmettau von Goethe herrührt. (»Westermann's illustrirte deutsche Monatshefte. December 1868.« Seite 267.)

Zu Brief 159, Seite 311 ist zu bemerken, dass Abeken's Recension der »Wahlverwandtschaften« im »Morgenblatt«, 1810, Nr. 19 bis 21 zu lesen ist.

Zu Brief 161, Seite 312 kann noch angeführt werden, dass Eichstädt das Unterlassen des Abdrucks von Meyer's Programm mit der augenblicklichen Geldklemme der J. A. L. Z. entschuldigte und dass Goethe laut seines Briefs an Meyer vom 11. Januar 1811 darüber sehr verstimmt war.

Zu Brief 164b. Eine Windischmannische Recension von Goethe's Farbenlehre erschien erst 1813 in den Ergänzungsblättern zur J. A. L. Z. Nr. 3 bis 6.

Zu Brief 176, Seite 322. Goethe belobte Radlof in einem an diesen gerichteten Brief vom 20. März 1814 über seine Schrift »Frankreichs Sprach- und Geistes-Tyrannei« und stellte ihm deren ehrenvolle Beurtheilung in der J. A. L. Z. in Aussicht.

Zu Brief 186, Seite 325 darf erinnert werden, dass uch Wieland den Ausdruck »erbidmete« in »Geron der Adlige« (1777) anwendete.

Zu Brief 187, Seite 326 ist vervollständigend zu bemerken, dass Goethe laut Briefs an Zelter vom 10. December 1830 nach dem Tod seines Sohns den vierten Band von »Dichtung und Wahrheit« wieder aufnahm.

Zu Brief 212b. Die Anfrage des Geheimen Hofrath Eichstädt, worauf hier die Erwiederung erfolgt, ist vom 19. Juni 1819. (»Die Grenzboten« 1878. Nr. 45. Seite 236.)

Zu Brief 220, Seite 337 ist zu berichtigen, dass in »Goethe's Kunstsammlungen etc. beschrieben von Chr. Schuchardt« die Bildnisse schätzbarer Zeitgenossen allerdings aufgezählt sind (I, 283 ff), doch befindet sich Eichstädt nicht darunter.

d) Personen-Register.

Cramer: (nicht Johann Friedrich, sondern Karl Friedrich) — Schriftsteller in Paris.

Delbrück, Johann Friedrich Ferdinand — (war nicht der Prinzenführer).

Eschenburg, Johann Joachim — (in Braunschweig, nicht in Göttingen).

Hogel, Christian Immanuel — (Professor in Jena), Brief 212b.

Humboldt, Friedrich Heinrich Alexander von — (war nicht Staatsminister, sondern Wirklicher Geheimer Rath).

Kretschmann, Theodor Konrad von — fehlt noch Hinweis auf S. 16.

Krüdener, Juliane Freifrau von — geb. von Vietinghoff (nicht: Vittinghoff).

Loos, Daniel Friedrich — (mit vollem Namen).

e) Schriften Goethe's
in der
Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung.

Hier sind nachzutragen

Recension von: Organisation der Koburg-Saalfeldischen Lande von v. Kretschmann. 1804. Band II, Spalte 328, in »Goethe's Briefen an Eichstädt« Seite 16. 232.

Lessing's Bildniss in Öl gemalt. 1807. Band I, Seite VII, oben zu Brief 131 gedacht.

Dr. Martin Luthers Verherrlichung — ebenda.

f) Ungedruckte briefliche Mittheilungen Goethe's.

Hier ist nachzutragen Brief

an Geheimen Rath von Voigt vom 14. Mai 1807, Seite XVIII f.





2. Zu Goethe und Dresden.

Abgesehen von besserer Ausführung von Einzelheiten ist folgendes berichtigend oder ergänzend zu meinem Büchlein »Goethe und Dresden« nachzutragen.

Zu Seite 2. Den um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bestehenden Dresdner Gasthofverhältnissen nach ist zu vermuthen, dass das Zechgelage, zu welchem Goethe nach seiner Erzählung in »Dichtung und Wahrheit« durch das junge Mitglied einer Gesandtschaft verleitet wurde, im Hôtel de Pologne auf der Schlossstrasse stattfand.

Zu Seite 5 ff. und 10. Von Schlesien aus schrieb Goethe an Racknitz:

Die vierzehn Tage sind vorüber, in welchen ich hoffte wieder bei Ihnen zu sein, und es scheint als wenn ich noch nicht sobald das geliebte Dresden wiedersehen würde. Heute geh ich nach der Grafschaft Glaz auf etwa sechs Tage und nach meiner

Rückkehr wird wol eine Reise nach den österreichischen Salzwerken unternommen. Der Herzog grüsst Sie schönstens und wünscht, dass es Ihnen Ihre Geschäfte erlauben möchten, ihm auf seiner Rückreise durch die Lausnitz etwa bis Flinsburg entgegen zu kommen, eine kleine Tour mit ihm zu machen und ihn sodann in Dresden einzuführen. Wenn er von hier abgeht, werden Sie zeitig erfahren. Vor der zweiten Hälfte des Septembers gewiss nicht; dann hoffe ich auch Sie wieder zu umarmen. Behalten Sie mich in freundschaftlichem Andenken, wie ich nie aufhöre Sie zu lieben.

Goethe.

Breslau, den 26. August 90.

Wir wohnen im rothen Hause.

Es steht durch eine Mittheilung des Freiherrn von Schuckmann fest, dass Goethe wirklich am 19. September Breslau verliess, wie er Tags zuvor dem Baron Racknitz gemeldet hatte und es liegt schlechterdings kein Beweis vor, dass er mit dem Herzog Karl August, von dem er sich trennte um von Breslau aus die schlesischen Gebirge zu bereisen, eher als in Schandaü oder Dresden wieder zusammengetroffen sei. Doch verzögerte sich die Rückreise des Herzogs, da dieser sich am 29. September noch auf dem Oybin befand. Gesetzt nun auch, dass er noch an demselben Tage in Dresden eingetroffen wäre, so würde Goethe doch, wäre er im Gefolge des Herzogs gewesen — da er über Freiberg zurückzugehn beabsichtigte und doch mit dem Herzog zusammen am 6. October

in Weimar eintraf — nur fünf Tage in Dresden zugebracht haben, während er nach Körner's Zeugniss acht Tage hier verlebte. Es ist daher jedenfalls nur eine patriotische Sage, welche Goethe den Oybin in Gemeinschaft mit dem Herzog besuchen lässt.

Noch ist hier einzurücken ein späterer Brief von

Goethe an Racknitz:

Für die übersendeten schönen Stücke Feldspath vom Gotthard danke ich aufs beste; die kleinen Trümmer, die ich von diesem Mineral in meiner Sammlung besass, sind Zwerglein dagegen. Ehstens schicke ich einige Beiträge zu Ihrer Sammlung, bester Freund, wenn es schon gefährlich ist, zu soviel interessanten und glänzenden Stücken noch etwas gesellen zu wollen.

Nun noch einen Auftrag von meinem gnädigsten Herrn. Es haben Ihro Kurfürstl. Durchl. auf des Herzogs Ersuchen dem Schauspieldirector Bellomo das Privilegium in Lauchstädt zu spielen auf mehrere Jahre ertheilt. Bellomo verlässt den hiesigen Ort, und es wird sich eine neue Truppe hier etabliren. Nun wünschen Durchl. der Herzog, dass das Bellomo'sche Privilegium auf die neuen Weimarischen Schauspieler übertragen werden möge. Man wird sich mit Bellomo wegen seines Lauchstädter Hauses abfinden und hofft überhaupt, dass die künftige Gesellschaft besser, als die bisherige sich exhibiren soll.

Da sich Durchl. der Herzog selbst mehr für die neue Truppe interessiren, als bisher geschehen, so wünschen Sie um so mehr ihr das Lauchstädter Privilegium zu verschaffen, wollen aber nicht gern unmittelbar des Kurfürsten Durchl. angehen.

Wollten Sie wol, bester Mann, sich um diese Sache erkundigen, sie nach Ihrem Einfluss betreiben und mir gütigst sobald als möglich einige Nachricht vom Erfolg geben? weil vor Bellomo's Abreise noch alles in Richtigkeit gebracht werden muss.

Leben Sie recht wohl. Bald hören Sie mehr von mir. Alle Freunde bitte schönstens zu grüssen.

Goethe.

W., d. 10. Jan. 91.

Zu Seite 8 und 12 bis 18. Die Bekanntschaft mit Körner machte Goethe nach einer brieflichen Mittheilung der Frau Körner an Gustav Parthey im Jahr 1789. Im August dieses Jahrs besuchte Körner mit seiner Frau und deren Schwester Dora den eben zur Professur in Jena gelangten Schiller. Als nun Goethe, der damals in Eisenach weilte, von der Anwesenheit der Töchter seines ehemaligen Lehrers und Freundes, des Kupferstechers Stock in Leipzig, vernahm, richtete er die Bitte an sie, bis zu seiner Rückkehr in Weimar zu bleiben. Körner's erfüllten den Wunsch und die Erneuerung der Bekanntschaft mit Minna und Dora Stock führte zu Anknüpfung der neuen mit dem Gatten der erstern.

Wenn (Seite 12) gesagt wurde, Goethe sei seit 1790 nicht wieder mit Körners in Dresden zusammengetroffen,

so verleitete zu dieser irrigen Angabe der Umstand, dass es bisher an jeder Andeutung darüber gebrach; jetzt wissen wir, dass er sowol 1810 wie 1813 Körner's in Dresden sah.

Der nächste vorliegende Brief Goethe's an Körner nach dem vom 21. October 1790 ist folgender, in Dr. Peschel's Körnermuseum zu Dresden befindliche:

Durch mancherlei zusammentreffende Umstände wurde ich verhindert, Sie in Leipzig zu sehen und selbst diesen Brief adressire ich nicht mehr dahin. In wenig Tagen reise ich nach Ilmenau und werde mich einige Zeit auswärts aufhalten, ob ich gleich diesmal schwerlich aus Thüringen kommen werde. Es freut mich, dass Sie über die Gegenstände unserer Unterredung immer weiter nachgedacht haben; es würde desto angenehmere Unterhaltung geben, wenn wir uns wiedersehen.

In der deutschen Monatsschrift, welche zu Berlin herauskommt, werden Sie einiges von mir finden. Hier lege ich eine kleine Landschaft bei. Ich schicke bald mehr, und ich wünschte etwas besseres. Leben Sie recht wohl und empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau und Schwägerin, auch der schönen Freundin, wenn sie in der Nähe ist. Auch vergessen Sie nicht Herrn Graf Gessler und Herrn Hausmarschall von Racknitz vielmals von mir zu grüssen.

Goethe.

W., d. 4. Juni 1791.

In der Deutschen Monatsschrift vom Juni 1791 steht eine Anzahl Sinngedichte von Goethe und sein Prolog zur Theatereröffnung vom 7. Mai desselben Jahrs.

Ein Vierteljahr später schrieb Goethe:

> In dieser letzten Zeit habe ich so vielerlei unternommen und habe selbst in diesem Augenblick noch manches zu thun, was keinen Aufschub leidet, und habe deswegen an meine auswärtigen Freunde wenig denken können.
>
> Ich wünsche dagegen, dass Ihnen ein Lustspiel, Der Gross-Kophta, welches in der Michaelismesse herauskommen wird, und mein erster Beitrag zur Optik, den ich gleichfalls bald ins Publikum zu bringen gedenke, vergnüglich und nützlich sein möge. Sein Sie überzeugt, dass Sie mit zu dem Publico gehören, das ich vor Augen habe, wenn ich arbeite.
>
> Die Veranlassung zu meinem heutigen Briefe giebt mir ein junger Künstler, den ich Ihnen empfehlen möchte. Es kommen bei ihm ein vorzügliches Natural, Fleiss und mechanische Geschicklichkeit zusammen. Er hat bisher in Stahl geschnitten und ist sich fast alles selbst schuldig. Ich siegele mit dem Kopf der Meduse, den er copirt hat.
>
> Ich wünsche nun, dass er im Steinschneiden, mit dem er auch schon einen Anfang gemacht hat, vorwärts kommen und in dem Mechanischen desselben,

das ihn jetzt noch aufhält, sich besser üben möge. Sie haben einen geschickten Steinschneider in Dresden, der, wie ich höre, nicht neidisch sein soll und allenfalls einen jungen Künstler bilden hilft; wollten Sie die Güte haben, mir über folgende Puncte Nachricht zu geben?

1) Wie der Steinschneider heisse, und ob er einem jungen Mann etwa ein paar Monate Unterricht gäbe?

2) Was er für diesen Unterricht verlangt?

3) Ob der junge Künstler seine Maschine mitbringen soll?

4) Ob Sie wol die Güte hätten, mir wegen Quartier und Kost einen Überschlag zu machen, was es ohngefähr monatlich kosten könne? und ob Sie wol die Güte haben wollten, sich selbst ein wenig des jungen Mannes anzunehmen?

Es wird Ihnen gewiss Freude machen, ihn kennen zu lernen, und Sie werden in der Folge die Zufriedenheit geniessen, wenn sich dieses Talent ausbildet, seinem Anfang behülflich gewesen zu sein.

Leben Sie recht wohl und empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau und allen Freunden.

Goethe.

Weimar, den 12. Sept. 1791.

Körner scheint auf diesen Brief nicht geantwortet zu haben; denn nach einem halben Jahr schrieb Goethe wieder:

Erlauben Sie, dass ich mit wenigen Worten Sie an den jungen Künstler erinnere, von dem ich vor einiger Zeit schrieb. Er möchte nun gern von hier ab und nach Dresden gehen um das Steinschneiden zu lernen; er hat sehr zugenommen in der Kunst und ist übrigens ein gar guter Mensch.

Wollten Sie wol hören, ob Ihr Steinschneider nun Zeit hätte, sich mit ihm abzugeben? Der junge Mann brauchte ja nicht in demselben Hause zu wohnen. Wollten Sie wol fragen, was der Mann für den Unterricht etwa eines Vierteljahres verlangte? Ob es nöthig sei, dass der junge Künstler seine Maschine mitbringe? Gäben Sie mir hierüber Auskunft, so schickte ich ihn gleich ab.

Verzeihen Sie, dass ich heute nicht mehr sage. Empfehlen Sie mich den Ihrigen und behalten mich in gutem Andenken.

Goethe.

W., d. 31. Mai*) 1792.

Dieselbe Angelegenheit betreffen die beiden folgenden Briefe Goethe's an Körner.

Nehmen Sie meinen Dank für die gütige Besorgung! Hierbei liegt ein gleichfalls lakonischer Zettel, den Sie Herrn Tettelbach einzuhändigen die Güte haben werden. Facius gebe ich soviel Geld mit, als er ohngefähr braucht; sollte ihm was abgehen, so haben Sie die Güte es ihm vorzuschiessen,

*) Die Urschrift lässt zweifelhaft ob May oder März geschrieben ist.

ich werde es sogleich ersetzen. Empfehlen Sie doch den jungen Mann an die Galerieinspectoren und wo Sie sonst glauben, dass es ihm nützlich sein könnte.

Sie haben ja wol viel Freude an Schiller's Besuch gehabt? Herr von Funk war einen Augenblick bei mir, aber auch nur einen Augenblick. Leben Sie recht wol und grüssen Ihre liebe Frau und Schwägerin. Meine ganz nahe Hoffnung Sie wiederzusehn ist mir durch die Veränderung des Quartiers, an der ich diesen Sommer leide, vereitelt worden.

Facius bringt Ihnen von meinen neusten Schriften etwas mit. Empfehlen Sie mich gelegentlich Herrn Grafen Gessler und gedenken mein.

Goethe.

W., d. 14. Juni 1792.

Hier kommt Facius, der sich Ihnen gleich selbst empfehlen wird; nehmen Sie ihn um seinet- und meinetwillen gütig auf. Ich habe ihm Geld mitgegeben, dass er höchstens 50 Thlr. noch brauchen könnte. Mit Dank restituire ich diese Summe, wenn Sie ihm solche bei seiner Abreise allenfalls auszahlen. Bei uns ist's unruhig. Preussen marschiren ein und aus, unser Herzog ist fort, und ich stehe auch auf dem Sprunge. Leben Sie wohl, grüssen Sie die Ihrigen herzlich, und gedenken mein, ich sei auch wo ich wolle.

Goethe.

W., d. 17. Juni 1792.

Düsseldorf, d. 14. Nov. 1792.

Nach ausgestandener Noth eines unglücklichen Feldzugs finde ich mich hier bei meinem alten Freunde Jacobi wie neu geboren und fange erst wieder an gewahr zu werden, dass ich ein Mensch bin.

Der Sohn meines Freundes, der mit Graf Stolberg aus Italien zurückkehrt, wird durch Dresden gehen; Sie erlauben, dass ich Ihnen diesen braven jungen Mann empfehle. Der Vater wünscht, dass er beiliegenden Brief erhalten möge, den ich ihm zuzustellen bitte. Sie erfahren ja wol gleich wenn Graf Stolberg ankommt.

Wie ich höre hat Facius viel gelernt. Sobald ich nach Hause komme, danke ich Ihnen und trage meine Schuld ab. Leben Sie recht wohl und grüssen die lieben Ihrigen.

Goethe.

Erläuternd ist zu bemerken, dass es Georg Jacobi war, der den Grafen Fritz Stolberg nach Italien begleitet hatte.

Es liegen fast vier Jahre zwischen vorstehendem und dem nächsten zugänglichen Brief Goethe's an Körner. Dieser lautet:

Durch einen Mann, für den ich Ihren Rath und nöthigenfalls auch Ihren Beistand erbitte, sende ich dieses Blatt, das ich wegen seiner schnellen Abreise nur eilig schreibe. Einige Tage später sollte er nicht leer abgehen; denn er könnte den neuen Musenalmanach mitnehmen, über den bisher gebrütet wor-

den ist. Der Client, den ich Ihnen empfehle, ist der hiesige Steuerrevisor Wölfel, der eine Erbschaftsangelegenheit in Dresden zu betreiben die Absicht hat.

Schiller ist nach seiner Art ganz wohl, wie ich nach der meinigen. Wenn Sie die Idylle zu Anfang des Musenalmanachs sehen, so gedenken Sie jener guten Tage, in denen sie entstand. Ähnliche Arbeiten dieser Art machen mich hier im Saalgrunde vergessen, dass ich jetzt eigentlich am Arno wandeln sollte. Meyer befindet sich in Florenz und ist fleissig. Empfehlen Sie mich den Frauenzimmern bestens sowie den letzten Band meines Romans, der sich ehestens ans Tageslicht wagen wird, und leben Sie wohl.

Goethe.

Jena, d. 22. September 1796.

Die Elegie an der Spitze des Schiller'schen Musenalmanachs für 1797, »Alexis und Dora«, entstand in der ersten Hälfte des Mai zu Jena, als Körners zu Besuch bei Schiller sich dort aufhielten. Wenn Gustav Parthey in seinen 1871 als Manuscript gedruckten »Jugenderinnerungen« erzählt, Dora Stock habe ihm vertraut, jene Elegie sei an sie gerichtet, so waltet dabei jedenfalls von irgend einer Seite ein Irrthum ob; wahrscheinlich hat die Stock gemeint: Goethe habe — wie es der folgende Brief bestätigt — ihr zu Ehren der Liebenden den Namen Dora beigelegt. Ein Begebniss aus Dora Stock's Leben liegt der Elegie schwerlich zu Grunde; Huber war mit ihr bereits verlobt als er Sachsen verliess. weshalb wenigstens

dieses bekannte Verhältniss keinen Anlass zu einem ähnlichen Vorgang wie den der Elegie geboten haben dürfte.

Der nächste Brief bedarf keiner Erläuterung und mag nur erwähnt werden, dass die am Schluss gedachte Tonleiter nicht fruchtlos gesendet worden zu sein scheint, da Körner im nächsten Monat bei Schiller eine, in Jena zu kaufende Guitarre bestellte.

> Eigentlich sollte es keine äussere Veranlassung sein, die mich bewegte, Ihnen zu schreiben; denn ich habe Ihnen genug für das zu danken was Sie über den Almanach und über den letzten Band meines Romans an Schiller schrieben; ich habe mich über den Antheil zu freuen, den Sie an meinen Productionen nehmen. Wenn man auch immer selbst wüsste, welchen Platz eine Arbeit, die wir eben geendet haben, die nun einmal so sein muss, wie sie so ist, in dem ganzen Reiche der Literatur verdiene, welches doch eigentlich unmöglich ist, so würden immer noch gleichgestimmte und einseitige Urtheile anderer uns äusserst willkommen sein; da man aber (ich sollte sagen: ich aber) niemals ungewisser ist, als über ein Product, das soeben fertig wird, bei dem man seine besten Kräfte und seinen besten Willen erschöpft hat, und wo doch demohngeachtet ein gewisses geheimes Urtheil noch manches zu fordern sich berechtigt glaubt, so bleibt mir ein inniger Antheil, der sich nicht ans Einzelne

hängt, sondern in dem Ganzen lebt, eine sehr erquickliche Erscheinung.

Wie ein Schiffer, der von einer gefährlichen Fahrt zurückkommt, sich deswegen doch nicht im Hafen halten kann, so habe ich mich auch wieder auf eine neue Reise begeben. Ein episches Gedicht, das etwa auf 6 Gesänge und 2000 Hexameter steigen kann, ist jetzo meine Liebe und meine Sorge. Je mehr man dem Beifall giebt was davon schon fertig ist, desto bänger bin ich, ob ich auch so endigen werde, wie ich angefangen habe; doch hilft hier, wo bei einem für recht erkannten Plan die Ausführung bloss von dem Augenblick abhängt, weder hoffen noch sorgen, hier ist der Glaube eigentlich am Platz. Die zur Einleitung bestimmte Elegie lege ich in Abschrift bei.

Und nun zu dem Anliegen, das mich zu diesem Briefe bewegt. In der Oper »Il matrimonio segreto«, die wir vor einigen Tagen gegeben haben, fehlt in unserer Partitur ein Duett, welches ich so bald als möglich zu besitzen wünschte. Es ist das Duett im ersten Acte zwischen dem fremden Grafen und dem heimlich verheiratheten jungen Mann — ich weiss nicht, wie sie beide im Italienischen heissen. Gewiss ist diese Oper beim dresdner Theater; könnten Sie mir dieses Stück Musik in Partitur so bald als möglich verschaffen und schicken, so würden Sie mir

eine besondere Gefälligkeit erzeigen. Die Oper hat hier gefallen und dieses Duett wird ihr bei folgenden Aufführungen noch eine besondere Zierde geben.

Auf eine neue Schrift mache ich Sie bei dieser Gelegenheit aufmerksam: auf das Werk der Mad. de Stael über den Einfluss der Leidenschaften auf das Glück der Einzelnen und der Nationen. Eine sonderbare, tiefe, leidenschaftliche Natur durch das gewaltsame Feuer der Revolution unbarmherzig geläutert, bringt hier den Metallkönig ihres Gehalts vor die Augen des Publicums.

Leben Sie recht wohl. Grüssen Sie mir Ihre Frauenzimmer. Dorchen wird sehen, dass, ich weiss nicht durch welchen Zauber, meine neue Heldin schon wieder Dorothea heisst. Die kurzen Tage gehen uns jetzt ganz heiter vorüber; wir haben zwar keine grosse, aber doch eine muntere und gefällige Eisbahn. Vielleicht kann Ihnen oder jemanden von Ihrer Gesellschaft beiliegende Tonleiter zur Guitarre nützlich sein.

Goethe.

Weimar den 8. December 1796.

Auch 1810 führte Körners mit Goethe in Karlsbad zusammen, wobei jedoch jene über des Dichters steife Haltung zu klagen fanden. Dagegen war er bei seinem nachfolgenden Aufenthalt in Dresden um so liebenswürdiger, wie Emma Körner ihrem Oheim Weber mittheilte, an welchen gerichtete Briefe der Familie Körner die

»Deutsche Rundschau« im IV. Bande brachte; sie erzählt, dass Goethe besondern Antheil an ihrer kleinen Singakademie genommen, überhaupt sich äusserst wohl in Dresden gefallen und für's nächste Jahr einen längern Aufenthalt hier in Aussicht gestellt habe; Körners lud er zu einem Besuch nach Weimar ein. Auch an ihren Bruder Theodor schrieb Emma am 21. September 1810: »Goethe wird den Sonntagabend [den 23.] bei uns zubringen und noch einige Freunde: er wünscht gern auch einige von unsern Geschäftsmenschen kennen zu lernen. Übrigens ist er ganz umgetauscht gegen Karlsbad, und Du würdest ihn nicht wiedererkennen: er ist lebhaft und unbefangen und dadurch sehr geniessbar.«

Aus Körner's im IV. Band des »Archivs für Literaturgeschichte« mitgetheilten Briefen an seinen Sohn erfahren wir, dass Goethe in dieser Sonntagsgesellschaft antraf: den Geheimen Finanzrath Joseph Friedrich von Zezschwitz (starb als Kreishauptmann des Meissnischen Kreises am 15. November 1817 im 43. Jahr) nebst Gattin, (Agnes geb. v. Seidlitz) den Oberconsistorialpräsident Heinrich Victor August Freiherr von Ferber (starb am 30. Januar 1821) ebenfalls nebst Gattin, (Auguste geb. v. Broizem) den Generalmajor von Thielmann, den Kreishauptmann Detlev Graf von Einsiedel (geb. 12. October 1773, Cabinetsminister 1813—1830, starb am 20. März 1861) und einen von Vieth, wahrscheinlich den Generalmajor Johann Just von Vieth und Golsenau.

Montags den 24. September war Goethe früh mit Körner bei Baron Block, für dessen Edelsteinsammlung er lebhafte Theilnahme äusserte. Der Besitzer war wohl der Inspector des Grünen Gewölbes, prädicirte Hofrath, Peter Ludwig Heinrich von Block.

Am Montag Abends war Goethe beim General von Thielmann eingeladen, dessen Gattin eine geborne von Charpentier war. Goethe fand hier u. A. den Oberhofprediger Reinhard, den Geheimen Assistenzrath Wilhelm August Freiherr von Just (geb. 1752, gest. als Geheimer Rath und Gesandter in London am 5. März 1824) und den Professor Hartmann, mit welchem letzteren Goethe sich ganz freundlich unterhielt, obschon derselbe kurz vorher ein absprechendes Urtheil über die weimarer Kunstausstellungen veröffentlicht hatte.

Am Dienstag befand sich Goethe wieder im Körner'schen Haus, in welchem an diesem Tag ein Gesangverein seine regelmässigen Zusammenkünfte abhielt.

Goethe begegnete damals in Dresden dem grossen Theologen Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher, doch fand eine Annäherung zwischen beiden nicht statt.

Am 26. September reiste Goethe von Dresden ab.

Die Briefe Goethe's an Körner über die Bühnendichtungen des Sohnes mögen in Streckfussens Ausgabe von Theodor Körner's Werken nicht genau abgedruckt sein; namentlich lautet der Brief über »Die Sühne« und »Toni« vollständig so:

> Ihr lieber Brief, theuerster Freund, ist mir in Karlsbad gleich nach meiner Ankunft geworden und hat mich dessen Inhalt sehr erfreut. Nun erhalte ich von Weimar ein Schreiben, aus dem ich eine Stelle sogleich mittheilen muss:
>
> »Die Sühne ist gestern sehr gut gegeben worden und hat ausserordentliche Sensation gemacht. Das Stück packte schnell und ging schnell vorüber,

deswegen es mir lieber ward als der vierundzwanzigste Februar. Die Herzogin wollte den Verfasser wissen.«

Ich war von der guten Wirkung voraus überzeugt, und tröstete mich desshalb, dass ich weggehen musste, ohne Leseprobe von beiden Stücken halten zu können. Das zweite wird ebenso reussiren; es ist vollkommen passend ausgetheilt: Frau von Heygendorf hat die Heldin übernommen.

Die Vorhalle, welche den 30. April von Jena abgegangen, wird nun in Ihren Händen sein; sie ist hauptsächlich auf den Effect calculirt, vom Blitz erleuchtet zu werden. Da das Haus einmal einem reichen Pflanzer gehört hat, so wird man die solide Architektur ganz schicklich finden und sich durch das Eigene derselben gern in eine ferne Welt versetzt fühlen. Die Zimmer sind auch auf eine ähnliche Art zu decoriren angeordnet; zum Walde haben wir Palmen und fremde stachliche Gewächse genug.

Nach Vorstellung des zweiten Stücks soll der Name des Verfassers publicirt werden, wenn er inzwischen nicht sonst auskommt. Ich habe es durchaus vortheilhaft gefunden, die ersten Stücke eines jungen Autors ohne Namen zu geben, damit sich nichts Persönliches in den Empfang mische.

Ob ich so glücklich sein kann, Sie im halben Juli in Prag zu sehen, hängt noch von vielen Zu-

fälligkeiten ab; Sie sind überzeugt, dass ich es herzlich wünsche. Vor Johanni werde ich darüber das Nähere sagen können.

Wenn Ihr lieber Sohn nach seinem Aufenthalt in dem grossen Wien eine Zeit lang in dem kleinen Weimar ausruhen will, so soll er uns sehr willkommen sein. Ich wünsche, dass ihn alsdann unser Theater anregt, etwas auf der Stelle zu schreiben, um es sogleich aufgeführt zu sehen, wozu ihm denn die beiden ersten Stücke ganz freundlich vorleuchten werden.

Das beste Lebewohl!

Goethe.

K. B. den 14. Mai 1812.

Das obgedachte Schreiben aus Weimar war wol vom Kanzler von Müller; die Zeichnung der Decoration zu »Toni« hatte Goethe von Heydeloff fertigen lassen.

Nachstehenden Brief führte Hirzel in seiner Handschriftensammlung mit einem Fragezeichen als an Körner gerichtet auf; es ist kaum zu bezweifeln, dass er Recht hatte. Zu welchem Zweck sich Goethe 1813 mit dem Sachsenspiegel beschäftigte, sagt er selbst in den »Tag- und Jahresheften« (Absatz 824 in der Hempel'schen Ausgabe von Goethe's Werken). Der eigenhändige Brief lautet:

Nur mit einem einzigen Worte des Dankes kann ich den Sachsenspiegel begleiten. Möge der Tag bald erscheinen, an dem ich Sie wieder sehen und mich Ihrer freundschaftlichen Unterhaltung erfreuen kann.

G.

Teplitz, d. 28. Juli 1813.

Die Freude hatte keine Dauer; denn in diesem Jahre trat der Bruch zwischen Goethe und Körners ein.

Die Aufgeregtheit, in der sich Goethe durch den Krieg gegen Napoleon versetzt fühlte, machte sich auch gegen Körners Luft, als er vom Beitritt ihres Theodor zu Lützow's Corps vernahm. Es geschah dies in Körner's damaliger Wohnung auf der Morizstrasse in Dresden.

Bei Aufführung des »Zriny« 1816 hielt es Goethe für eine Verbesserung der Bühnenvorschrift des Dichters, die gemordete Helene nicht hinwegtragen sondern, nach einem Vorschlag des Schauspielers Oels, nur zudecken zu lassen.

Zu Seite 19. Zu dem Dresdner Aufenthalt Goethe's von 1790 ist noch eines Briefs an den Landkammerrath Ridel zu gedenken, welcher letztere durch Goethe's Vermittlung die ihm als einem Beamten nöthige Genehmigung des Herzogs zu seiner Verheirathung mit Charlotte Amalie Angela Buff, der Schwester von Charlotte Kestner geb. Buff, nachgesucht hatte. Nachdem der Herzog bereits am 19. September diese Genehmigung mittels Briefs unmittelbar Ridel'n ausgesprochen hatte, schrieb Goethe demselben:

Ew. Wohlgeboren

haben von Durchl. dem Herzoge eine Antwort aus Breslau erhalten und daraus gesehen, dass ich den Auftrag ausgerichtet habe. Wenn Sie erst jetzt ein Wort von mir empfangen, so ist es, weil ich bisher kaum einen Moment zur Ruhe gekommen und überhaupt ein übler Correspondent bin. Dagegen sind Sie überzeugt, dass ich herzlichen Antheil nehme an allem, was Ihnen Gutes begegnen kann, und dass ich in dem gegenwärtigen Falle doppelt und drei-

fach interessirt bin. In wenigen Tagen wiederhole ich Ihnen dieses mündlich und wir sprechen weiter. Leben Sie recht wohl. Entschuldigen bei Hrn. Geh. R. R. Voigt mein Schweigen nebst vielen Empfehlungen.

Goethe.

Dresden d. 3. Octbr. 1791.

Zu Seite 25. Der Brief, in welchem Goethe den Professor von Kügelgen zu dessen Leidwesen mit »Hochwohlgeborner Herr!« angeredet hatte, ist wahrscheinlich derselbe, in welchem Goethe sich über sein zweites von dem Genannten gemaltes Bildniss und über den Rahmen des Gemäldes mit vieler Zufriedenheit ausspricht, wie Kügelgen an Friedrich Frommann schrieb; (»Das Frommann'sche Haus etc. Von F. J. Frommann. Zweite vermehrte Auflage. 1872.« Seite 113 f.) denn das dort gedruckte Jahr »1812« steht jedenfalls fehlerhaft für 1811.

Zu Seite 27. In der zweiten Auflage von »Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler etc. von Hermann Uhde. 1875« sind sämmtliche Briefe Goethe's an diese Künstlerin abgedruckt.

Zu Seite 33. Die Dame, welche Goethe bei Kügelgen's aufsuchte, war nicht Frau von Grothuss, sondern die wunderliche Frau von Chézy. Von ihrem Verkehr mit Goethe wissen wir sonst nur, dass sie diesem 1811 eine von ihr gedichtete Legende geschickt hatte, welche er in Brief an Frau von Wolzogen vom 11. December j. J. als wohlgerathen bezeichnete, indem er zugleich auf die angekündigten »Gedichte der Enkelin der Karschin« subscribirte.

Ebenfalls zu Seite 33. Der Wahrheit über das Missverhältniss in Goethe's Leibesgestalt näher, als Arndt mit seiner unsinnigen Angabe, kommt der Arzt Georg Friedrich Louis Stromeyer, welcher in seinen »Erinnerungen eines deutschen Arztes« sagt: Goethe's Unterextremitäten seien etwa um 1 Zoll zu kurz gewesen.

Zu Seite 34 f. Wahrscheinlich kam Goethe am 13. August 1813 nach Dresden und ist dieses Datum statt des unmöglichen »18. August« in Goethe's Brief an Fritz Schlosser vom 5. September 1813 zu lesen. Am 19. August schon — nicht erst am 21. — war Goethe wieder in Weimar.

Zu Seite 51. Schon 1828 hatte Prinz Johann die Übersetzung der zehn ersten Gesänge von Dante's »Hölle« an Goethe gesandt gehabt, der sie aber nur anfing zu lesen, weil er theils damals wegen der Herausgabe seiner Werke in seiner Zeit sehr beschränkt, theils durch die Stellung der Anmerkungen zur Übersetzung — unter statt hinter dem Text — unangenehm berührt war. Goethe hatte sich darüber gegen den königlich sächsischen Geschäftsträger in Weimar, damaligen Major (1846 als Generalmajor der Reiterei verabschiedeten) Karl August Freiherrn von Lützerode ausgesprochen, diesen jedoch ersucht, ihm eigene Dichtungen des Prinzen zu verschaffen, über welche er sich sodann später beifällig äusserte.

Zu Seite 60. Den Sommer 1798 verlebte auch der berühmte Übersetzer Johann Diederich Gries in Dresden.

Zu Seite 65. Acht Briefe Goethe's an Schopenhauer sind in »Schopenhauer's Leben von W. Gwinner« (1878) abgedruckt.

Zu Seite 65 weiter. Da die in Dresden residirenden Gesandten meistens auch am Weimarer Hof beglaubigt

waren und von Zeit zu Zeit dahin sich begaben, namentlich im Februar, um die in diesem Monat fallenden Geburtstage des grossherzoglichen Hauses mitzufeiern, so kam Goethe mit diesen amtlich zu den Dresdnern zu zählenden Herren ebenfalls in Berührung, was insbesondere bezeugt ist von dem französischen Gesandten Jean François Baron de Bourgoing, dem österreichischen Louis Marquis de Bombelles, dem russischen Basil Kanikow und dem preussischen Johann Ludwig von Jordan.

Zu Seite 81. Goethe hatte anfangs über die kühle Anzeige von Reichenbach's »Botanik für Damen« eine sehr scharfe Abfertigung des Baron von Ferussac, Herausgebers des Bulletin des sciences naturelles, aufgesetzt, gegen welche jedoch Soret bemerklich machte, dass das Wort, welches Goethe in jener Anzeige am anstössigsten erschienen war — métaphores — möglicherweise in Folge Druckfehlers statt métamorphoses stehe. Goethe liess dadurch sich bestimmen, seine Rüge glimpflicher zu fassen, wie das des nähern aus »Goethe's Briefe an Soret, herausgegeben von H. Uhde« (1877) Seite 132 bis 135 zu ersehen ist.

Zu Seite 105. Es war, wie von Recensenten der Schrift »Goethe und Dresden« ganz richtig gerügt worden ist, ein Missgriff, der Gräfin in »Wilhelm Meister's Lehrjahren« die wegwerfende Äusserung über die deutschen Schauspieler zum Vorwurf zu machen, da sie vielmehr solche Verachtung zur Schau tragen musste, um ihren widerspruchsüchtigen Gemahl nachgiebig zu stimmen. Es ist daher allerdings zuzugeben, dass in dieser schlauen Behandlung des Gatten die Gräfin des Romans mit der Gräfin Werthern übereintrifft, aber dieser Zug ist auch das einzige, was die beiden Gräfinnen gemein haben, wo-

gegen in allem übrigen die Grundverschiedenheit dieser Persönlichkeiten unverändert bestehen bleibt.

Zu Seite 115 f. Am 11. September 1815 äusserte Goethe gegen Sulpiz Boisserée: im jetzigen Zustand der Kunst sei bei vielem Verdienst und Vorzügen grosse Verkehrtheit; die Bilder von Maler Friedrich könnten eben so gut auf den Kopf gesehen werden.

Zu Seite 121. Eine von Goethe unter Kaazens Leitung gefertigte Zeichnung ist in »Goethe's Kunstsammlungen von Schuchardt« I, 325 unter Nr. 1053 verzeichnet.

Zu Seite 129. Höckner hatte für den Appellationsrath Körner Schiller's Kopf in Stein geschnitten; Körner schickte unterm 27. December 1812 Abdrücke davon an Frau von Schiller mit dem Auftrag, einen an Goethe abzugeben.

Zu Seite 135 bis 140. Goethe's Beziehungen zu von Quandt und dessen kunstfreundlicher Thätigkeit sind ausführlich niedergelegt in »Goethe, J. G. v. Quandt und der sächsische Kunstverein. Von H. Uhde. 1878.« Dieses Werkchen enthält dreiundzwanzig Briefe Goethe's an von Quandt und zwei an Theodor Winkler (Hell).

Zu Seite 140. Auch der seit einer Reihe von Jahren in Dresden lebende grossherzoglich sachsen-weimarische Wirkliche Geheime Rath und Oberhofmeister Karl Freiherr von Beaulieu Marconnay, hat in Weimar mit Goethe verkehrt.

Zum Personenregister ist zu den aufgeführten Namen zu ergänzen:

Biedermann, Traugott Andreas, Frhr. v. — (gestorben 30. — nicht 2. — November 1814).

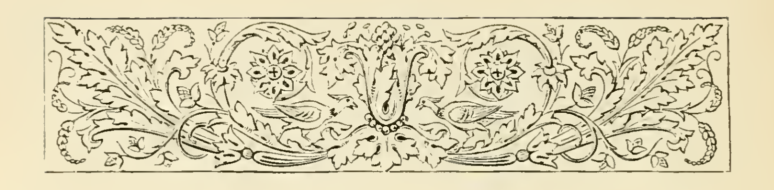
Burgsdorff, Karl Ludwig Gottlob, v. — (gestorben Karlsbad, 18. September 1875).

Opitz, Christian Wilhelm — (geboren 5. October 1756, bei der Bondinischen später Seconda'schen Schauspielergesellschaft in Dresden und Leipzig seit 1776, Regisseur 1788, gestorben 3. Februar 1810).

Preller, Friedrich — (gestorben Weimar 23. April 1878).

Reichenbach, Heinrich Gottlieb Ludwig — (gestorben Dresden 17. März 1779).





3. Zu Goethe und das sächsische Erzgebirge.*



Zu Seite 73. Langer war 1773 als Studirender der Bergakademie eingetragen.

Zu Seite 239. Eine eigenhändige Widmung Goethe's an Schmidt lautet:

Dem
Königl. Sächsischen
Berg- und Gegenschreiber
Herrn
FRIEDR. AUG. SCHMIDT
zu Altenberg
in freundlichster Erinnerung
des eilften Jul. 1813
dankbar
den dreizehnten Juni 1827

J. W. v. Goethe

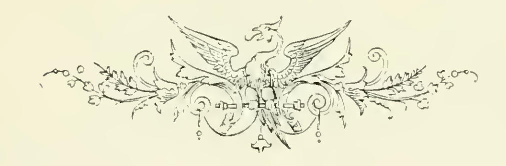
Weimar

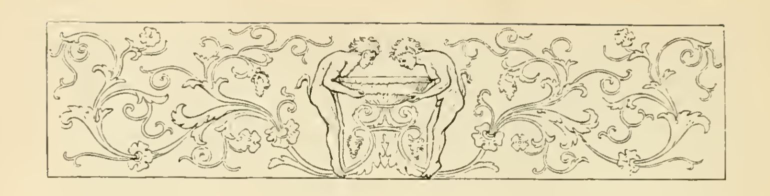
Zu Seite 202 und 217. Goethe reiste am 26. September von Dresden ab und dürfte bis zum 28. früh in Freiberg geblieben sein, da er am 29. Nachmittags in Löbichau eintraf und wohl vom 28. Mittags bis 29. Morgens sich zur Besichtigung der Fabriken in Chemnitz aufgehalten haben wird.

Zu Seite 296. Über die Besuche der Gräfin Hopffgarten bei Goethe liegen genauere Nachweise vor. Derjenige, bei welchem er ihr eine Haarlocke abschnitt, fand am 7. August 1819 statt. Die Handschrift empfing sie von Goethe 1822; dieselbe enthielt die »Sprüche« 695 bis mit 701 der Hempel'schen Goethe-Ausgabe (Theil XIX). Endlich überreichte Goethe der Gräfin Hopffgarten noch die zu seinem Dienstjubiläum gedruckte Ausgabe der »Iphigenie« mit der Widmung auf dem Vorsatzblatt:

Frau Gräfinn Hopffgarten zu freundlichem Erinnern

Goethe.





Nachtrag zu Satyros.

Die Beweise, dass Goethe beim »Satyros« Basedow im Auge gehabt habe, können jetzt noch um einen vermehrt werden, nachdem Dr. Sabell in der Festschrift »Zu Goethe's 130. Geburtstag« ein auf Basedow bezügliches, bisher nur lückenhaft bekanntes Paralipomenon zur »Walpurgisnacht« in »Faust« aus einer weimarer Handschrift veröffentlicht hat, wonach es lautet:

Mephistopheles:

Ei, das ist ja der liebe Sänger
Von Hameln, auch mein alter Freund,
Der vielbeliebte Rattenfänger!
Wie geht's? — Ganz herrlich, wie es scheint.

Rattenfänger:

Befinde mich recht wohl, zu dienen!
Ich bin ein wohlgenährter Mann:
Patron von zwölf Philantropinen,
Daneben auch ein Charlatan.

Als »Charlatan« wird aber auch Satyros an mehreren Stellen des Drama's hingestellt.







